HÖHERES VIERTES LESEBUCH FÜR AMERIKANISCHE SCHULEN

William H. Weick, Constantin Grebner

ECLECTIC ADVANCED GERMAN FOURTH READER.

Höheres Viertes Lesebuch

Für amerikanische Schulen.

von

W. H. Weick und C. Grebner.

New York ∴ Cincinnati ∴ Chicago
American Book Company.

Vorwort.

In dem vorliegenden Höheren Vierten Lesebuch wurde vor allem dem berechtigten Verlangen nach amerikanischem Lesestoff in vollem Maße entsprochen und der deutsch-amerikanischen Litteratur der ihr gebührende Platz eingeräumt. Das Eingreifen hervorragender Deutscher in die Geschichte dieses Landes fand in biographischen Bildern besondere Beachtung. Wo immer es möglich war, geschah dies in der Fassung der Schriftsteller, welche über deutsch-amerikanische Geschichte geschrieben haben.

Ueber Auswahl und Anordnung des Lesestoffes sei noch bemerkt, daß dabei nach denselben Grundsätzen verfahren und dieselbe Sorgfalt angewandt wurde, wie bei den vorhergehenden Büchern. Dasselbe gilt von den Sprachübungen, in denen sowohl Wort- als Satzlehre, innerhalb der Ziele der Volksschule abgeschlossen werden.

Die Sorgfalt, womit besonders die zahlreichen geschichtlichen und biographischen Skizzen mit realistisch erläuternden Illustrationen und Porträten versehen wurden, dürfte dem Buche als ein Vorzug angerechnet werden.

Indem wir nun die „Eclectic deutschen Lesebücher" den Lehrern und der lernenden Jugend mit der Hoffnung übergeben, daß dieselben vor allem kraft ihres entschieden deutschamerikanischen Gepräges zur Erhaltung und Verbreitung deutscher Sprache und Art beitragen mögen, zollen wir hiermit denen Anerkennung, welche das Werk fördern und vollenden halfen.

EC. ADV. GER. 4TH.

E-P 2

Inhalt.

Sprachübungen.

Höheres Viertes Lesebuch.



1. Das Kind des Steuermannes.

„Die Segel eingezogen,
Und alle Mann auf Deck!“
Der Sturm kommt angeflogen
Aus finsterem Versteck;

Die Wogen wälzen rollend
Sich schon heran mit Macht;
Der Donner regt sich grollend,
Und Mittag wird zu Nacht.

Doch hinten steht im Schiffe
Der Steuermann am Rad
Und lenkt mit Blick und Griffe
Des schwanken Kieles Pfad;
Weiß klug vorbeizuhalten
Am mörderischen Riff,
Die Wellen kühn zu spalten,
Denn ihm gehorcht sein Schiff.

O braver Seemann, zwinge
Des Elementes Wut!
O wackeres Schifflein, bringe
Voran durch Sturm und Flut!
Viel bange Herzen zagen,
Und mit des Sturms Geräusch
Mischt sich der Kinder Klagen,
Der Frauen Angstgekreisch.

Doch still und unerschrocken
Sitzt dort abseits ein Kind,
Läßt ruhig sich die Locken
Zerwühlen von dem Wind,
Blickt stolz ins Meer vom Decke
Als wie von einem Thron,
Weiß nichts von Angst und Schrecke:
Des Steuermannes Sohn.

Ihn fragt der Männer einer:
„Dir macht der Sturm nicht angst?
Sag an, wie kommt es, Kleiner,
Daß du allein nicht bangst?“

Da wird von stolzem Feuer
Des Knaben Wange rot:
„Mein Vater steht am Steuer,
Da hat es keine Not."

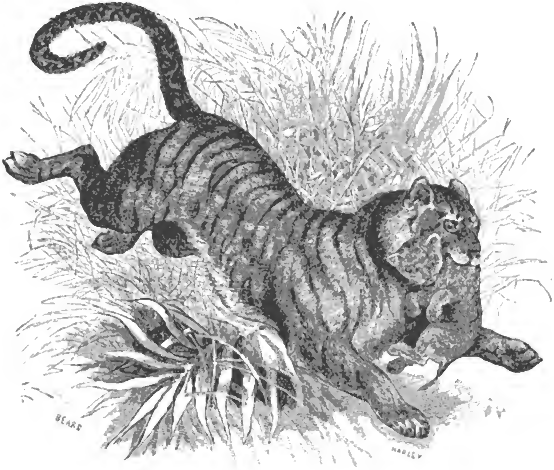
O starker Kindesglaube!
Verstehst du's, Gotteskind?
Ob um dein Schifflein schnaube
Der ungestüme Wind,
Der Himmel steh' im Feuer,
Die finstre Tiefe droht:
Dein Vater sitzt am Steuer,
Drum hat es keine Not!

—Karl Gerok,
geboren 1815, gestorben 1890.

2. Beharrlichkeit.

Tamerlan, der berühmte mongolische Eroberer, zeichnete sich durch eine eiserne Beharrlichkeit aus. Das Beispiel einer Ameise brachte ihn dazu, sich diese Tugend anzueignen, und er erzählte das Begebnis mit den folgenden Worten: „In einem meiner ersten Kriege kam ich eines Tages so sehr ins Gedränge, daß ich in den Ruinen eines Gebäudes vor dem verfolgenden Feinde Schutz suchen mußte. Ich blieb daselbst viele Stunden versteckt. Die Furcht, meinen Feinden in die Hände zu fallen, und der Gedanke, durch eine Niederlage den ganzen Gewinn meiner früheren Siege zu verlieren, drückte meine Seele nieder. Ich verzweifelte an dem glücklichen Ausgang meiner Unternehmungen und beschloß, sie aufzugeben. Da sah ich von ungefähr eine Ameise, die bemüht war, ein Korn, das größer war als sie selbst, auf eine Anhöhe zu tragen. Das Tierchen fiel, wenn es mit der Last beinahe oben war, immer wieder herab. Aber es ließ nicht nach und erreichte nach vielen vereitelten Versuchen glücklich den Gipfel

der Anhöhe. Dieses Beispiel gab mir neuen Mut, und ich zog aus dem Geschehenen eine Lehre, die mir später sehr oft zu statten kam."



3. Die Tigerin und der Matrose.

Ein Matrose wurde an einer wilden Küste mit anderen ans Land geschickt, um Holz zu fällen. Während er etwas entfernt von seinen Kameraden allein in dem Walde umherging, erblickte er plötzlich eine Tigerin, die gerade auf ihn zueilte. An Entfliehen war nicht zu denken, und sich zur Wehr zu setzen, wagte er ebensowenig. Aber wie erstaunte er, als sich die Tigerin ihm schmeichelnd zu Füßen legte und, nach einem gewissen Baume blickend, ihn um Hilfe anzuflehen schien. Der Matrose entschloß

sich, ihr zu folgen und sah in den Zweigen des Baumes einen Pavian sitzen, der ein Tigerkätzchen im Arme hatte.

Es war leicht zu erraten, daß der Affe der Tigerin in ihrer Abwesenheit ihr Junges gestohlen hatte, um mit demselben seinen Scherz zu treiben. Alsbald machte der Matrose sich daran, den Baum umzuhauen. Mit scharfem Auge bewachte unterdessen die Tigerin den Räuber ihres Jungen. In dem Augenblicke, als der Baum fiel, faßte sie mit einem entsetzlichen Sprunge den Pavian und zerriß ihn brüllend in Stücke. Der Matrose aber stand und zitterte über diesen Anblick wie Espenlaub.

Nachdem die Tigerin ihr Junges berochen und beleckt hatte, sprang sie auf den Matrosen los, um ihm durch Lecken uud Schmeicheleien ihre Dankbarkeit zu beweisen. Dann nahm sie ihr Junges, wie die Katzen zu thun pflegen, ins Maul und trabte mit demselben davon.

Bebend und bleich kam der Matrose auf dem Schiffe an, und es dauerte lange, ehe er sich so weit erholt hatte, daß er sein Abenteuer erzählen konnte.

—Nach Barth.

4. Die zwei Frösche.

Zwei Frösche wohnten in einem Sumpfe. Als dieser einst in einem warmen Sommer austrocknete, wanderten die beiden von dannen, um sich einen andern Wohnsitz zu suchen.

Sie kamen an einen tiefen Brunnen, und der eine von ihnen rief sogleich aus: „Hier wollen wir bleiben; einen besseren Ort finden wir in der ganzen Welt nicht; sieh nur, die Sonnenstrahlen können das Wasser nicht einmal erreichen!"

Der andere aber antwortete: „Auch mir gefällt wohl dieser Aufenthalt; aber ich denke doch, ehe wir hinabspringen, müssen wir zuvor überlegen, wie wir wieder herauskommen wollen, wenn es durch einen unglücklichen Zufall einmal geschehen sollte, daß sich auch dort das Wasser verlöre."

5. Das Vaterhaus.

Wo's Dörflein dort zu Ende geht,
Wo's Mühlenrad am Bach sich dreht,
Da steht im duft'gen Blütenstrauß
Ein Hüttlein klein, mein Vaterhaus.

Da schlagen mir zwei Herzen drin
Voll Liebe und voll treuem Sinn;
Mein Vater und die Mutter mein,
Das sind die Herzen fromm und rein.

Darin noch meine Wiege steht,
Darin lernt' ich mein erst' Gebet;
Darin fand Lust und Spiel stets Raum,
Darin träumt' ich den ersten Traum.

Drum tausch' ich für das schönste Schloß,
Wär's felsenfest und riesengroß,
Mein liebes Hüttlein doch nicht aus;
Denn's gibt ja nur *ein* Vaterhaus.

—Wiedemann.

---

6. Lebensweisheit.

Es ist auf Erden keine bessere List,
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen,
Rede wenig und mach's wahr,
Was du borgst, bezahl' es bar,
Laß einen jeden, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

7. Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirtshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen früh das Feuer! Ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt schlachten."

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirt ist ein Menschenfresser!" sagten sie leise zu einander und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirt, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!"

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei und flehten auf den Knieen, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirt wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute nacht selbst gesagt, dasz ihr uns diesen Morgen schlachten wollt." Allein der Wirt rief: „O, ihr thörichten Kinder! Euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man vieles unrichtig, hat andere leicht in falschem Verdacht, macht sich selbst unnötige Sorgen, gerät in Angst und zieht sich manchen Verdrusz zu."

—Christoph Schmid,
geboren 1768, gestorben 1854.



8. Der schöne Eichbaum.

Ein Schäfer saß in dem Schatten einer Eiche, und sein kleiner Sohn saß neben ihm. Da kamen drei fremde Männer, die unter der Landmiliz dienten und in ihren blau und roten Uniformen und mit ihren glänzenden Waffen ein sehr kriegerisches Aussehen hatten.

Sie bewunderten die prächtige Eiche. „Ein schöner Baum!" sagte der eine. „Wenn sein Holz zum Verkohlen taugte,

wollte ich wohl etwas daran gewinnen." „Das könnte wohl sein, Kohlenbrenner," sagte der Schäfer.

Der andere rief: „Wenn ich den Baum abschälen dürfte, so könnte ich mich auf ein ganzes Jahr mit Lohe versehen." „Wohl wahr, Gerber," sagte der Schäfer; „es wäre aber doch schade um den schönen Baum."

Der dritte sprach: „Ei, ei, wie hängt der Baum so voll Eicheln! Wenn ich sie mit meinen Schweinen verfüttern könnte, da wollte ich gute Würste auf den Markt bringen." Der Schäfer sagte: „Die Eicheln werden bald versteigert; da müßt ihr auch darauf bieten, Meister Metzger."

Als die drei Männer fort waren, sagte der Knabe des Schäfers: „Vater, kennst du diese Männer schon länger?" „Nein," sprach der Schäfer; „ich sehe sie heute zum erstenmal."

„Aber," fragte der Knabe weiter, „woher weißt du denn, daß der erste ein Köhler, der zweite ein Gerber und der dritte ein Metzger sei? Man sieht es ihnen ja nicht an; sie sind ja alle drei wie Soldaten gekleidet."

„An den Kleidern," sprach der Vater, „merkt man es freilich nicht; ich nahm es aber aus ihren Reden ab. Jeder Mensch redet gerne von seinen Geschäften, am allerliebsten aber von dem, wovon ihm das Herz voll ist.

„So reden gute Menschen nur Gutes; böse Menschen hingegen verraten sich bald durch böse Reden, und so kann man sie leicht kennen lernen und sich vor ihnen in acht nehmen."

—Chr. Schmid.

---

9. Die Sternlein.

Die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
Um die Welt!"

Doch die Sonne schalt sie: „Ihr bleibt zu Haus,
Sonnst brenn' ich die goldnen Augen euch aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt."

Die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sprachen: „Du, der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Verbrennt uns nimmer die Äugelein."
Und er nahm sie mit in der Nacht.

Ernst Moritz Arndt,
geboren 1769 auf der Insel Rügen, gestorben 1860 in Bonn.

---

10. Der Fuchs.

Fuchs, rede! Sag deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her! —

Ich, Meister Fuchs, bin so groß wie ein mittelmäßiger Schäferhund und sehe auch diesem Hunde sehr ähnlich. Ich habe rotgelbe Haare—doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse— und einen langen, buschigen Schwanz. Ich wohne in allen nördlichen Gegenden der Welt in Höhlen unter der Erde, fresse Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, sowie Eier und Käse. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gerne fresse ich Honig und Weintrauben! Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben, allein ich jage lieber die Kaninchen und Dachse aus ihrem Loche heraus und mache dasselbe sodann für mich, mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahre vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern und

Kaninchen so lange füttere, bis sie groß genug sind, für sich selber zu sorgen. Nur des Nachts gehe ich auf Raub aus und suche die Tiere und Vögel im Schlafe zu überraschen.

Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde, Jäger und Bauern sind fast immer hinter mir her und jagen mich oft ganze Tage lang in einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen und schießt und prügelt mich zu Tod. So lange ich noch Kräfte habe zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen. Überfällt man mich in meiner Höhle, so grabe ich geschwind einen anderen Ausgang und lache über meine Verfolger.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich des Winters tot, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz wird auf mancherlei Art benutzt. Ermordet man mich aber im Sommer, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen. Im fernen Norden, in Lappland, Sibirien und Canada habe ich kohlschwarze Kameraden, deren Balg oft mehr als hundert Dollars wert ist. Ich bin als ein schlauer und listiger Bursche bekannt, welcher Menschen und Tieren schon manchen Streich gespielt hat.

—Nach Raff.

11. Wanderlied.

Vögel singen, Blumen blühn,
Grün ist wieder Wald und Feld,
O, so laßt uns ziehn und wandern
Von dem einen Ort zum andern
Durch die weite, grüne Welt.

Wie im Bauer sitzt der Vogel,
Saßen wir noch jüngst zu Haus.
Aufgethan ist jetzt das Bauer,
Hin ist Winter, Kält' und Trauer,
Und wir fliegen wieder aus.

Freude lebt auf allen Wegen,
Um uns, mit uns, überall,
Freude säuselt aus den Lüften,
Hauchet aus den Blumendüften,
Tönt im Sang der Nachtigall.

Nun, so laßt uns ziehn und wandern
Durch den neuen Sonnenschein,
Durch die lichten Au'n und Felder,
Durch die dunkelgrünen Wälder
In die neue Welt hinein.

—August Heinrich Hoffmann,
geboren 1798 in Fallersleben, gestorben 1874 in Corvey.



12. Abendlied.

Abend wird es wieder; über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder, und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet immer, immer fort.

Und kein Abend bringet Frieden ihm und Ruh',
Keine Glocke klinget ihm ein Rastlied zu.

So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du;
Gott nur kann dir geben wahre Abendruh.

—Hoffmann v. Fallersleben.

13. Zwei Fensterlein.

Es sind zwei kleine Fensterlein
In einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein,
Die ganze Welt heraus.

Ein Maler sitzet immer dort,
Kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort,
Weiß, schwarz, rot, grün und blau.

Dies malt er eckig, jenes rund,
Lang, kurz, wie's ihm beliebt;
Wer nennet all' die Farben und
Die Formen, die er gibt!

Ein Zaubrer ist's, ich sag' es kühn;
Denn alles, was der Schoß
Der Erd' umfaßt, das malt er hin
Aufs Fleckchen, linsengroß.

Auch was der Hausherr denkt und sieht,
Malt er ans Fenster an,
Daß einer, der vorüberzieht,
Es wohl bemerken kann.

Und freut der Herr vom Hause sich,
Und nimmt der Schmerz ihn ein,
So zeigen öfters Perlen sich
An beiden Fensterlein.

Ist's schönes Wetter, gute Zeit,
Da sind sie hell und lieb;
Doch wenn es stürmet, fröstelt, schneit,
Da werden sie gar trüb.

Und geht der Hausherr einst zur Ruh',
Nicht braucht er dann ein Licht;
Da schlägt der Tod den Laden zu,
Und ach! das Fenster bricht.
—Ignaz F. Castelli,
geboren in Wien 1781, gestorben ebenda 1862.

---

14. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann im Morgenlande hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in einem Tuche eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu sagen pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung von 100 Thalern an. Da kam bald ein guter, ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden, dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum zurück!"

So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um die Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und euere 100 Thaler Belohnung herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan, ich danke euch." Das war nicht schön; wir sind aber noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn.

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seinen guten Namen zu thun war, ver-

sicherte, dasz er das Päckchen so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er liesz sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht dasjenige sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst all das Geld wieder zurück, welches du gefunden hast, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, der nur 700 Thaler verloren hat. Aber dir weisz ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis sich derjenige meldet, der deine 800 Thaler gefunden hat."

So sprach der Richter, und dabei blieb es.

—Johann Peter Hebel,
geboren in Basel 1760, gestorben in Schwetzingen 1826.

---

15. Der mutige Knabe.

Einen wilderen Jungen, als Andreas, gab es weit und breit nicht. Im Hause bleiben oder gar in die Schule gehen, das war nicht seine Sache. Draußen im Walde, auf den Hügeln oder unten am Ufer des Flusses, da gefiel es ihm am besten. Oft saß er auf der Böschung des Bahngeleises und schaute den vorbeisausenden Zügen nach. So gut aber gefiel es ihm in der wilden Gegend, in welcher das einsame Blockhaus seiner Eltern lag, daß er sich kein einziges Mal wünschte, auch einmal mitzufahren.

Eines Tages, als er wieder auf dem Bahngeleise hinlief, sah

er, daß die Schienen nicht so lagen wie gewöhnlich. Nun verstand er wohl nichts von Eisenbahnen und Lokomotiven und Schienengeleisen. Aber gehört hatte er schon von seinem Vater, daß häufig großes Unglück entstehe, wenn die Schienen auf dem Geleise nicht in Ordnung seien.



Andreas dachte noch über die Sache nach, als das Geräusch eines herannahenden Zuges sein Ohr traf. Kurz besonnen, stellte sich der mutige kleine Knabe mitten auf das Bahngeleise und streckte seine Arme aus, so weit er konnte.

Näher und näher kam der Zug mit Windesschnelle. Der Maschinist bemerkte den Knaben und ließ die Dampfpfeife wiederholt laut ertönen, um ihn zu warnen, daß er aus dem Wege

gehe. Aber umsonst. Andreas wich keinen Zoll, und der Maschinist mußte den Zug zum Stillstehen bringen. Schon wollte er den Knaben schelten, als dieser auf das Geleise zeigte, wo mehrere Schienen herausgenommen und quer darüber gelegt waren.

Da sah der Maschinist, daß der Kleine durch seine Unerschrockenheit viele Menschen vor einem sicheren Tode bewahrt und den Zug gerettet hatte.

Groß war die Freude, und laut waren die Dankesbezeugungen der inzwischen ausgestiegenen Passagiere.

Andreas aber legte sich wieder ruhig auf seinen Platz auf der Böschung nieder und sah zu, wie der Zug auf dem wiederhergestellten Geleise weiterfuhr.

Mancher Segenswunsch wurde ihm von den geretteten Passagieren noch zugerufen.

Es dauerte auch nicht lange, da kehrte in Andreas' ärmlichem Heim der Wohlstand ein; denn die Geretteten hatten dankbar seinen Eltern eine größere Summe Geldes zum Geschenke gemacht, mit der Bedingung jedoch, daß daraus auch die Kosten einer guten Schulbildung für Andreas bestritten werden sollten. Das geschah auch.

---

16. Der Sperling, genannt Spatz.

Wer hat wohl noch keinen Spatz gesehen? Es ist noch nicht so gar lange her, da kannte man in unserem Lande diesen Vogel noch nicht. Man brachte damals aus Deutschland und England einige Spatzenpaare herüber und siedelte sie in den Parks von Boston, New York und Philadelphia an. So schnell aber haben sich diese Vögel vermehrt, daß heute kaum ein Platz im Lande ist, wo sie sich nicht eingenistet haben. An vielen Orten möchte man sie gerne wieder los sein, besonders beklagen sich die Landleute über die frechen, gefräßigen Gäste.

Der Sperling oder Spatz gehört zu den Gassenbuben unter

den Vögeln. Er sieht gerade so aus und benimmt sich auch so. Von Zucht und Ehrgefühl hat er keinen Begriff. Immer schreit er in den Tag hinein und ist meist im Kote und in Lachen zu sehen, wo er in steten Händeln mit seinen Kameraden den Tag hinbringt.

Vor den Menschen scheut er sich nicht im geringsten. Überall drängt er sich herbei und macht sein Nest, wo es ihm behagt, wenn er es nicht gar vorzieht, die gute Schwalbe aus ihrem Neste zu treiben und sich mit seiner Brut hineinzupflanzen.

Hat jemand schon den Spatz nicht fressen gesehen? Er frißt immer und alles, was ihm vor den Schnabel kommt. Überall ist er, wo's etwas zu schnabelieren gibt. Er thut gerade, als ob alles nur für ihn da wäre. Wegjagen läßt er sich nie. Vielleicht fliegt er einen Schritt beiseite. Hast du aber dann den Rücken gewendet, so ist auch Meister Spatz wieder da.

Wie auf der Straße, im Hofe und im Garten, so treibt er's auch auf den Feldern, wenn das Getreide reif wird.

Vom Reisen ist er kein Freund, er bleibt im Winter da und denkt: „Ich kann mir ja mit Stehlen helfen, wenn's sonst nichts mehr gibt!"

Weil der Sperling so gefräßig ist und alles frißt, was nur in ihn hineingeht, so ist er auch nicht so nützlich wie viele andere kleine Vögel, die wenigstens schädliche Insekten, Raupen und dergleichen wegfressen. Damit befaßt sich aber der Spatz nur in der äußersten Not.

—Nach Walther.

---

17. Die Schwalbe und der Sperling.

Was ist das für ein Klingen,
Ein lustiges Zwitschern und Singen
So früh in den Morgenstunden?
Es sind der Schwalben Lieder,
Sie haben die Nestchen wieder
Und alles beim alten gefunden.

Doch dort ein Schwalbenmütterlein
Sitzt traurig auf dem Dache,
So mutterseelen ganz allein,
Hat wohl bedenkliche Sache!
Ihr Nestchen ist da —
Doch sieh! ein Sperlingspapa
Sitzt groß und breit in dem Neste,
Verlangt keine Gäste,
Will nicht heraus
Aus dem warmen Haus.

Die Schwalbe, lange stumm vor Schmerz,
Faßt sich ein Herz:
„O, guter Spatz, ich bitte dich,
Laß doch in meine Wohnung mich!
Sie ist ja mein, ich hab' sie gebaut,
Du selber hast es mit angeschaut;
Nun friert mich, bin müde dazu,
O, gönn' mir im Haus die ersehnte Ruh!
Hab' viele, viel hundert Meilen
Durch Sturm und Regen müssen eilen;
Meine Kleider sind naß, meine Kräfte schwinden —
Du wirst schon ein anderes Häuschen finden.
Ach, lieber Spatz, hör' auf mein Wort,
Ich bitte dich herzlich — fliege fort!" —

Der Spatz erwidert mit Übermut:
„Ich bleibe hier, das Nest ist gut;
Ich weiche nimmer, es kann nicht sein,
Bemühe dich nicht mit Weinen und Schrein!" —

Da denkt die Schwalbe: „Du böser Mann,
So fang ich's mit dir anders an!
Willst du ein frecher Räuber sein,
So maur' ich dich ins Nestchen ein." —

Sie ruft. Da kommen ihre Brüder;
Und wären sie alle noch viel müder,
Sie hälfen den bösen Räuber bestrafen:
Er soll im Neste nicht ruhig schlafen.
Und ehe der Sperling es noch bedacht,
Ist schon das Pförtchen zugemacht.
Er pickt, er flattert; umsonst! Das Nest
Ist zugeschlossen dicht und fest. —

Und als der nächste Morgen graut,
Die Schwalbe am neuen Hause baut.

—Nach F. Hoffmann,
geboren 1813 in Koburg.

---

18. Die Gans.

Die Federn einer Gans waren so weiß wie Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane geboren zu sein, als zu dem, was sie war. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche umher. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verräterischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan ein so würdiges Ansehen hat. Doch vergebens; der Hals war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans blieb, ohne ein Schwan zu werden.

—Gotthold Ephraim Lessing,
geboren 1729 zu Kamenz, gestorben 1781 zu Wolfenbüttel.

---

19. Das Ei des Kolumbus.

Bei einem Feste, welches ein vornehmer Spanier dem Admiral Kolumbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung. Die anwesenden

Herren nahmen es übel auf, daß einem Ausländer so große Auszeichnung erwiesen wurde. „Mich dünkt," hub einer an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden, der Ocean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde den Weg verfehlt haben." Mit spöttischem Gelächter gab die Gesellschaft ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!"—

„Ich bin weit entfernt," entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erscheinen, oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht. Dürfte ich," fuhr er, zu jenem Herrn gewendet, fort, „Sie wohl ersuchen, dieses Ei so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?" Der Herr versuchte vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm ebensowenig. Nun versuchten es die anderen, allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich!" riefen alle.

„Und doch," sagte Kolumbus, „werden die Herren sogleich sagen, das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale feststand.

„Ja! das kann ein jeder von uns!" riefen die Herren.

Seitdem erinnert man oft an das Ei des Kolumbus, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich klug genug dünkt.

—Nach Friedrich Förster,
geboren 1791 zu Münchengosserstädt, gestorben 1868 zu Berlin.

---

20. Der Leuchtkäfer und die Grille.

(Aufsatzbeispiel.)

Ein Leuchtkäfer lief während der Dämmerung auf den Zweigen eines Strauches auf und ab. Unten am Boden wohnte eine

Grille, welche voll Neides zu dem glänzenden Kameraden emporblickte. Als dies der Käfer bemerkte, kletterte er auf die höchste Spitze des Strauches und ließ sein Licht leuchten, so hell er nur konnte. Da gewahrte ihn ein Laubfrosch, der gerade nach Nahrung suchte. Er sprang nach dem eitlen Käfer und verschlang denselben trotz seines Glanzes. Die Grille aber sprach zu sich selber: „Wie thöricht war ich, den Käfer wegen seines Lichtes zu beneiden, da trage ich doch lieber ein bescheidenes Kleid und wohne sicher im Dunkeln."

Der Star und das Eichhörnchen.

(Nachbildung.)

Während der Mittagsstunde hüpfte ein Star singend in dem Wipfel eines Baumes umher. Auf den Zweigen desselben saß ein Eichhörnchen, welches voll Staunens dem munteren Liede lauschte. Als dies der Vogel merkte, flog er herab auf den Rasen und ließ seine Stimme erschallen, so laut er nur konnte. Da bemerkte ihn eine Katze, die gerade nach Mäusen suchte. Sie schlich sich leise herbei, machte einen Satz nach dem Star, fing ihn und verspeiste denselben ungeachtet seines schönen Gesanges. Das Eichhörnchen aber dachte bei sich selber: „Da entbehre ich lieber eine schöne Stimme und wohne ruhig und sicher auf meinen Zweigen."

---

21. Die Perlen.

Ein Araber hatte sich in einer heißen Sandwüste verirrt und wurde von heftigem Hunger und brennendem Durste gequält. Nach langem Umherirren kam er in die Spur einer Karawane und fand bald darauf eine lederne Tasche, die im Sande lag. Er hob sie auf und fühlte schon von außen nach dem Inhalte derselben. „O, das sind Datteln oder Nüsse!" rief er mit freudiger Überraschung, und konnte nicht schnell genug der süßen

Labung beikommen. Kaum aber hatte er die wohlverschlossene Tasche geöffnet, so warf er sie unwillig wieder in den Sand und seufzte traurig: „Ach, es sind nur Perlen!“



22. Der Winter.

Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer. Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an, er scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's; er krankt und kränkelt nimmer. Er badet sich am Eis des Meers und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an, je kälter, desto lieber; und spottet über Fluß im Zahn und über alle Fieber.

Aus Blumen und aus Vogelsang weiß er sich nichts zu machen; haßt warmen Trank und warmen Klang und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr, wenn's Holz im Ofen

knittert, und um den Ofen Knecht und Herr die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht, und Teich' und Seen krachen: das klingt ihm gut, das haßt er nicht, dann will er tot sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt weit hinaus beim Nordpol an dem Strande; doch hat er auch ein Sommerhaus im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier, gut Regiment zu führen; und wenn er durchzieht, stehen wir und seh'n ihn an und frieren.

—Matthias Claudius,

geboren in Holstein 1740, gestorben in Hamburg 1815.

---

23. Sprichwörter.

Junger Spieler, alter Bettler.

Wie gesäet, so geschnitten.

Not lehrt beten.

Guter Mut, halbe Arbeit.

Ordnung hilft haushalten.

Rastest du, so rostest du.

Ein Schelm macht den andern.

Jeder fege vor seiner Thür.

Hochmut kommt vor dem Fall.

Wer Pech angreift, besudelt sich.

Recht thun läßt sanft ruh'n.

Am meisten sprich mit dir selber.

Selbst ist der Mann.

24. Die Herrlichkeit Gottes.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk.

Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern.

Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.

Ihre Schnur gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende; er hat der Sonne eine Hütte in denselben gemacht;

Und dieselbe gehet heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg.

Sie gehet auf an einem Ende des Himmels, und läuft um bis wieder an dasselbe Ende; und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.

Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise.

Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn sind lauter und erleuchten die Augen.

Die Furcht des Herrn ist rein und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesamt gerecht.

Sie sind köstlicher, denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer, denn Honig und Honigseim.

Auch wird dein Knecht durch sie erinnert; und wer sie hält, der hat großen Lohn.

Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler.

Bewahre auch deinen Knecht vor den Stolzen, daß sie nicht über mich herrschen; so werde ich ohne Wandel sein und unschuldig bleiben großer Missethat.

Laß' dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor Dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser.

—Psalm 19.

25. Der Rangstreit.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich der Maulwurf hören, „er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen." — „Das war sehr weislich erinnert," sprach der Hamster.— „Ja wohl!" rief der Igel, „ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsinn genug besitzt." — „Schweigt!" befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen." —

Der Mensch ward Richter. „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unseren Wert bestimmen?" — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid."

„Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter den Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein! Verlaß die Versammlung!"—

Der Mensch entfernte sich. „Nun," sprach der höhnische Maulwurf, und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei, „siehst du, Pferd? Der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir." — „Aber aus besseren Gründen, als ihr," sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!" — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgten der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernst-

hafte Bär, der schlaue Fuchs, das edle Pferd, kurz alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Gesellschaft am meisten murrten, waren der Affe und der Esel.

—Lessing.

26. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad'.
„Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

—Ludwig Uhland,

geboren in Tübingen 1787, gestorben ebenda 1862.

27. Der Buchweizen.

Oft, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen wächst, sieht man, daß dieser schwarz geworden und abgesengt ist. Es ist, als ob eine Feuerflamme über denselben hingefahren wäre.

Der Landmann sagt dann: „Das hat er vom Blitze bekommen!“ Aber warum bekam er das?

Ich werde erzählen, was der Sperling mir gesagt hat; dieser hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei einem Buchweizenfelde steht.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Getreide. Dasselbe stand gesegnet, und je voller die Ähre war, desto tiefer neigte sie sich in frommer Demut.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen; dieses lag dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich durchaus nicht wie das übrige Getreide, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wohl so reich wie die Kornähre,“ sagte er; „überdies bin ich weit hübscher; meine Blumen sind schön wie die Blüten des Apfelbaumes; es ist eine Freude auf mich und die meinigen zu blicken! Kennst du etwas Prächtigeres als uns, alter Weidenbaum?“

Der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, als ob er damit sagen wollte: „Ja, das versteht sich!“

Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmut und sagte: „Der dumme Baum! Er ist so alt, daß ihm Gras im Leibe wächst!“

Nun zog ein böses Wetter auf. Alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie dahin fuhr. Aber der Buchweizen prangte in seinem Stolze.

„Neige dein Haupt wie wir!“ sagten die Blumen.

„Das brauche ich nicht!“ erwiderte der Buchweizen.

„Senke dein Haupt wie wir!“ rief das Getreide. „Des Sturmes Engel kommt geflogen! Er hat Schwingen, die reichen von den Wolken bis herunter zur Erde, und er schlägt dich mitten durch, bevor du ihn bitten kannst, dir gnädig zu sein!“

„Aber ich will mich nicht beugen!“ sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!“ sagte der alte Weidenbaum. „Sieh nicht zum Blitze empor, wenn die

Wolke berstet; sogar die Menschen dürfen das nicht, denn im Blitze kann man in Gottes Himmel hineinsehen; aber dieser Anblick vermag selbst die Menschen zu blenden. Was würde aber erst uns, den Gewächsen der Erde, geschehen, wenn wir es wagten, wir, welche doch weit geringer sind!"

„Weit geringer?" sagte der Buchweizen. „Nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!" Und er that es in seinem Übermut und Stolz. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Als das böse Wetter vorbei war, standen die Blumen und das Getreide in der stillen, reinen Luft erfrischt vom Regen; aber der Buchweizen war vom Blitze schwarz gebrannt; er war nur ein totes Unkraut auf dem Felde.

—Hans Andersen.
geboren 1805, gestorben 1875.

---

28. Mutterliebe.

Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!

Thu' auf die Thür' und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab!"

Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.—

„Wie heißt der Teure, der euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es; kennt ihr nicht
Der Martha Sohn mehr am Gesicht?"

„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt!

Doch kommt und seht! Hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer totes Mütterlein!"

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er sieht und starrt zum teuern Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht.

Wie schlöß' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein!"

—Nepomuk Vogl,
geboren 1802, gestorben 1866.

---

29. Der Geiger in der Wolfsgrube.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es auch noch in den Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges fiel, das wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fängt er an, vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen; denn

das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch dritter und vierter Gast zu seinem bißchen Fleisch in die Grube herein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte; denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten gerissen, und als es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolf heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wollte sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirtshaus; denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

—Schubart.



30. Der Faule.

„Heute nach der Schule gehen,
Da so schönes Wetter ist?
Nein, wozu denn immer lernen,
Was man später doch vergißt?

Doch die Zeit wird lang mir werden
Und wie bring ich sie herum? —
Spitz, komm her! dich will ich lehren,
Hund, du bist noch viel zu dumm!

Andre Hunde deines Alters
Können dienen, Schildwach stehn,
Können tanzen, apportieren,
Auf Befehl ins Wasser gehn.

Ja, du denkst, es geht so weiter,
Wie du's sonst getrieben hast.
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! Komm her! Und aufgepaßt!

So — nun stell' dich in die Ecke —
Hoch! Den Kopf zu mir gericht't!
Pfötchen geben! — So! Noch einmal!
Sonst gibt's Schläge! — Willst du nicht?

Was? du knurrst? du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe,
Kennst du diese Regel nicht?

Horch! — Wer kommt?" — — — Es ist der Vater.
Streng' ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich, und was verdienest du?"

— R. Reinick,
geboren 1805 zu Danzig, gestorben 1852 zu Dresden.

---

31. Glückliche Mahlzeiten.

1.

Ein reicher Gutsbesitzer, der den benachbarten Bauern ansehnliche Summen vorgestreckt hatte, lud während einer Teuerung seine Schuldner zu sich zum Essen ein. Sie erschienen alle mit schwerem Herzen, da sie glaubten, er wolle die gerade fälligen Jahreszinsen von ihnen einfordern. Der Wirt empfing sie freundlich, und das Mahl ward reichlich und glänzend aufgetragen; aber dennoch war weder Appetit noch Fröhlichkeit unter den Gästen.

„Ich sehe wohl, ihr lieben Leute," sagte der Wirt, „warum euch das Essen nicht schmecken will; aber hier habt ihr ein Mittelchen, das euren Magen schon stärken wird." Er gab darauf

einem jeden von ihnen einen Zettel, der die unterschriebene Quittung für den Jahreszins enthielt, den damals keiner ohne die äußerste Not hätte abtragen können. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und nun erst wurde das Mahl heiter und die Speise wohlschmeckend.

2.

Ein reicher Mann gab seinen Freunden jährlich ein Gastmahl und pflegte dabei jedesmal unter vielen anderen Gerichten auch Forellen vorzusetzen, die von allen außerordentlich gern gegessen wurden.

Einmal aber waren die köstlichen Fische gewaltig teuer, und der Kaufmann sagte zu seiner Frau: „Ich will für ein Gericht Forellen nicht allzuviel Geld ausgeben. Bereite uns etwas anderes; ich werde die Gäste schon zufrieden stellen.“

Als nun die Gäste, es waren ihrer zwanzig, sich die aufgetragenen Gerichte vortrefflich schmecken ließen, erschien, da man die Forellen erwartete, eine verdeckte Schüssel. „Meine lieben Freunde,“ sprach jetzt der Kaufmann, „Sie wissen, daß Sie in jedem Jahre Forellen bei mir essen; in diesem Jahre aber sind die kleinen Fische so teuer, daß jedes Stück einen Dukaten kostet. Es schien mir unrecht, so viel Geld für einen Leckerbissen zu verschwenden, während so viele arme Leute darben. In dieser Schüssel liegen zwanzig Dukaten, nehmen Sie jeder einen davon und thun Sie damit irgend eine gute That.“

„Brav!“ rief einer von den Gästen, und statt einen Dukaten zu nehmen, legte er noch einen dazu. Dasselbe thaten auch alle übrigen, denn es waren lauter reiche Leute, und so kehrte die Schüssel mit vierzig Dukaten zu dem Hausherrn zurück.

Die übrigen Gerichte aber schmeckten allen außerordentlich gut, und zwar um so mehr, als der Kaufmann sagte: „Ich werde das Geld verwenden, um mehreren armen Familien aus der Not zu helfen.“



32. Erste Spuren vom Dasein Amerikas.

Lange ehe europäische Schiffer die Kunde nach Hause brachten von dem Dasein einer neuen großen Welt weit über dem Ocean, hatte man in Europa von Zeit zu Zeit Dinge und Erscheinungen wahrgenommen, welche andeuteten, daß überm Wasser Land sein müsse, von Menschen bewohnt. Man war nur nicht im stande, diese Fingerzeige zu verstehen und zu benutzen.

Der merkwürdige Golfstrom brachte, vom Westen kommend, von jeher Kokosnüsse, Gesäme, Baumstämme, geschnitzte Hölzer und andere Dinge an die Küsten Europas.

Alte Schriftsteller melden sogar, daß vor ungefähr 1800 Jahren eine Anzahl fremdartiger, kupferfarbiger Männer bei den Mündungen der Elbe und Weser im heutigen Deutschland gestrandet seien. Man habe sie für Leute aus dem fabelhaften Indien gehalten, und der dort hausende deutsche Fürst habe dieselben dem römischen Statthalter zum Geschenke gemacht.

Doch reichten alle diese Zeichen nicht hin, zur frühen Entdeckung Amerikas zu führen.

Erst neun Jahrhunderte später landeten Nordmänner an der Küste unseres Landes, um dasselbe aber bald wieder zu verlassen. Kolumbus und seinen Nachfolgern war es vorbehalten, durch neue Entdeckungen zur Besitznahme und Besiedelung Amerikas durch Europäer den Anlaß zu geben.

—Nach J. G. Kohl.

33. Die Biene und der Mensch.

„Hast du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Tieren, als mich?" fragte die Biene den Menschen.

„Jawohl!" erwiderte dieser. „Und wen?" „Das Schaf! denn seine Wolle ist mir notwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm. Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für einen größeren Wohlthäter halte, als dich, Biene? Das Schaf schenkt mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkst, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten."

—G. E. Lessing.

34. Schwalbenrat.

Die junge Schwalbe fliegt von Haus zu Haus;
Sie scheint der eig'nen Klugheit nicht zu trauen:
„Ihr Schwestern, kommt, sucht einen Ort mir aus,
Wo ich mein erstes Nest kann sicher bauen."

Und emsig zwitschernd fliegen sie herbei:
„Fast jedes Haus im Dorf hat seinen Gast,
Von allen Häusern bleiben dir nur zwei,
Die Hütte hier und drüben der Palast."

Doch eine alte Schwalbe warnt und spricht:
„Bau nicht an jenen stolzen Giebel hin;
Dort liebt man unsere braunen Nester nicht,
Und hat für Schwalbenlieder keinen Sinn.

Die Hütte wähle dir, hier gibt's ein Fest,
Wenn man am niedern Sims dich bauen sieht;
Ein frommer Glaube sichert dir das Nest,
Und fröhlich lauschen alle deinem Lied."

—Julius Sturm,
geboren 1816 zu Köstritz.

---

35. Das Riesenspielzeug.

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die auf einem hohen Berge bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Thal und wollte sehen, wie es da unten wäre. Sie kam auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Das Fräulein blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und die Leute an, das ihr alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie und ging herzu, „das nehme ich mit mir!" Da kniete sie nieder zur Erde, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that es hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Haus.

Der Ritter saß gerad' am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein

Kind," sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus." Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinsehen und sagte: „Oh, Vater, gar zu artiges Spielding! So 'was Schönes hab ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eines nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen hin und her bewegte.

Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug; da hast du 'was Schönes angerichtet! Geh' nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts.

„Mir ist der Bauer kein Spielzeug," sagte der Ritter ernsthaft; ich leid's nicht, daß du mir murrst; kram' alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserem Felsennest nichts zu essen."

—Jakob Grimm, geboren zu Hanau 1785, gestorben in Berlin 1863.
Wilhelm Grimm, geboren zu Hanau 1786, gestorben in Berlin 1859.

36. Der Bannwald.

(Gespräch zwischen Tell und seinem Sohn Walther.—Aus „Wilhelm Tell.")

Walther (zeigt nach dem Bannberg). Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führte mit der Axt?

Tell. Wer sagt das, Knabe?

Walther. Der Meister Hirt erzählt's. Die Bäume seien gebannt, sagt er, und wer sie schädige, dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Tell. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit. Siehst du die Firnen dort, die weißen Hörner, die hoch bis in den Himmel sich verlieren?

Walther. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern und uns die Schlaglawinen niedersenden.

Tell. So ist's, und die Lawinen hätten längst den Flecken Altorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Walther (nach einigem Besinnen). Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?

Tell. Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen und immer tiefer steigt, den Strömen nach, gelangt man in ein großes, ebnes Land, wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen, die Flüsse ruhig und gemächlich zieh'n; da sieht man frei nach allen Himmelsräumen. Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen, und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Walther. Ei, Vater, warum steigen wir denn nicht geschwind hinab in jenes schöne Land, statt daß wir hier uns ängstigen und plagen?

Tell. Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel, doch die's bebauen, sie genießen nicht den Segen, den sie pflanzen.

Walther. Wohnen sie nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Tell. Das Feld gehört dem Bischof und dem König.

Walther. So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?

Tell. Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

Walther. Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?

Tell. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Walther. Wer ist der König denn, den alle fürchten?

Tell. Es ist der eine, der sie schützt und nährt.

Walther. Sie können sich nicht mutig selbst beschützen?

Tell. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Walther. Vater, es wird mir eng im weiten Land; da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell. Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge im Rücken haben, als die bösen Menschen.

—Johann Christoph Friedrich von Schiller,

geboren zu Marbach 1759, gestorben zu Weimar 1805.

37. Wanderers Nachtlied.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
Ruhest du auch.

—J. Wolfgang von Göthe,
geboren zu Frankfurt am Main 1749, gestorben in Weimar 1832.

---

38. Die Weiber von Weinsberg.

Die Bewohner des Städtchens Weinsberg in Schwaben leisteten im Jahre 1140 dem deutschen Kaiser Konrad von Hohenstaufen hartnäckigen Widerstand und wurden nur durch eine lange Belagerung bezwungen. Erzürnt darüber, beschloß Konrad die härteste Rache an der Besatzung des Städtchens zu nehmen. Nur die Weiber mit ihren Kindern sollten freien Abzug haben und nur so viel aus der Stadt mitnehmen dürfen, als sie auf ihren Schultern fortschaffen könnten. Den Männern aber drohte Tod oder Kriegsgefangenschaft. Doch siehe! Als die Thore geöffnet wurden, um die Weiber und Kinder herauszulassen, da kam ein langer Zug von Frauen hervor, die trugen das Kostbarste, was sie hatten, auf ihren Rücken — ihre Männer.

Der Kaiser lachte über den schlauen Einfall und fand so großes Wohlgefallen an diesem Beweise von Liebe und Treue, daß er um der braven Weiber willen alle Männer begnadigte.

Die Burg von Weinsberg aber führt heutigen Tages noch den Namen „Weibertreu."

—Nach Grube.

39. Pflichterfüllung.

Was die Natur dir hat gegeben,
Benutz' dein zugewogen Teil,
Benutz' es durch dein ganzes Leben
Zu deiner Brüder Glück und Heil!

Hast mit der Kraft, der ganzen, vollen,
Du treu geschafft zum Heil der Welt,
War gut und rein dein Streben, Wollen,
Hat Edles dir die Brust geschwellt:

Dann darfst gehob'nen Hauptes wallen
Du freudig deinem Ziele zu,
Dann ist der Größte unter allen
Nicht größ'rer Ehre wert, als du!

—Emil Rittershaus,
geboren zu Barmen 1834, lebt ebenda.

40. Die Wanderer und der Bär.

Zwei Freunde, die zusammen eine Reise unternahmen, hatten sich gelobt, einander in allen Fällen getreulich Beistand zu leisten.

In einem großen Walde, den sie durchwandern mußten, stießen sie unversehens auf einen Bären. Ihm zu entlaufen, war unmöglich; doch wären sie wohl mit vereinten Kräften seiner Meister geworden. Aber kaum erblickte ihn der eine, so kletterte er, so schnell er konnte, auf einen hohen Baum. Der andere hingegen, der sich im Stiche gelassen sah, warf sich mit dem Gesichte platt auf den Boden und hielt den Atem an sich, weil er gehört hatte, daß der Bär keinen toten Körper verzehre.

Das fürchterliche Tier kam geradeswegs auf ihn zu, beroch und betastete ihn, hielt ihm seine Schnauze an den Mund und die Ohren und ließ ihn endlich unverletzt liegen, weil er kein Leben in ihm verspürte.

Kaum war der Bär im Walde verschwunden und die Gefahr vorüber, stieg der andere vom Baum herunter und fragte seinen Gefährten, was ihm der Bär ins Ohr gesagt habe.

„Vieles," antwortete dieser, „hat er mir anvertraut; vor allem aber hat er mir die Lehre eingeschärft, keinen für meinen Freund zu halten, der mich in Not und Gefahr im Stiche läßt."

—Linnig.

---

41. Der Samstag Nachmittag.

König Friederich, der große Held,
Kam siegreich aus dem Kriegesfeld,
Und wenn er durch die Straßen ritt,
So liefen alle Kinder mit.

Sie stellten sich wohl auf die Zeh'n,
Den lieben Vater Fritz zu seh'n,
Sie faßten ihn an Pferd und Rock;
Doch König Fritz erhob den Stock

Und sagte lächelnd: „Habet acht!
Daß ihr mein Pferd nicht böse macht!"
Doch einst ein wilder Knabenschwarm
Den Kopf ihm machte gar zu warm;

Da hat er böse drein geseh'n:
„Wollt ihr wohl gleich zur Schule gehn!"
Da sprach ein dicker Bube: „Ach,
Heut' ist ja Samstag Nachmittag!"

Der ganze Chor fiel jubelnd ein:
„Der alte Fritz will König sein
Und weiß nicht 'mal, daß dieser Frist
Des Samstags keine Schule ist!"

—Fröhlich.



42. Der Wunsch.

Unter der großen Linde vor dem Wirtshause saß Martin, ein armer, aber fleißiger Knabe. Er war müde und verzehrte mit großem Appetit ein Stück schwarzes Brot, denn er hatte eben einen ziemlich weiten Botengang gemacht und sich damit ein paar Cents verdient.

Da kam eine Kutsche angefahren und hielt beim Wirtshause. Drinnen saß ein junger Mensch mit seinem Hofmeister. Der Wirt brachte ihnen Wein und Braten an die Kutsche.

Da sagte der arme Martin halb laut vor sich hin: „O, wie gerne würde ich mit dem jungen Herrn dort tauschen!"

Die im Wagen hörten Martins Worte und riefen ihn an die Kutsche heran.

„Also tauschen möchtest du mit mir!" sagte der junge Herr zu Martin; „nun, ich will sehr gerne den Tausch eingehen."

„Sie scherzen wohl,“ erwiderte Martin; „ich muß oft viele Meilen weit Botengänge thun, um mir nur etwas Brot und Kartoffeln zu verdienen. Sie aber fahren in der Kutsche und haben weiter nichts zu thun, als gut essen und trinken.“

„Wohlan,“ sagte der junge Herr darauf, „gib mir alles, was du zu eigen hast und ich nicht habe, dann sollst du alles bekommen, was ich besitze.“

„Gut!“ rief Martin, „wenn es Ihnen Ernst ist. O, wie werden die Leute sich verwundern, wenn ich heute abend in der Kutsche nach Hause komme!“

Jetzt ließ der junge Herr den Kutschenschlag öffnen und sich aus dem Wagen helfen. Wie erschrak da Martin, als er sah, daß die Beine des jungen, reichen Menschen vollständig verkrüppelt waren, und daß der Arme lahm war und auf Krücken ging. Auch sah er mager und kränklich aus.

Er lächelte aber und sagte freundlich zu Martin: „Nun, hast du immer noch Lust, mit mir zu tauschen und, lahm und krank wie ich, im Wagen zu fahren und schöne Kleider zu tragen, dagegen aber deine gesunden Glieder und roten Wangen zu verlieren?“

„O nein, nicht um alle Welt!“ rief jetzt Martin.

„Und ich,“ sagte der junge Herr, „würde gerne alles hergeben für gerade Glieder und Gesundheit. Doch, Gottes Wille geschehe! Du und ich, wir müssen uns ihm fügen und ihm danken für das, was er uns geschenkt hat.“

---

43. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne, gebückt,
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag;
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!"—
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag:
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammte die Stube wie lauter Licht!
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

— Gustav Schwab,

geboren 1792 zu Stuttgart, gestorben 1850 ebenda.

44. Kannitverstan.

Obgleich für manchen Menschen nicht viele gebratene Tauben in der Luft herum fliegen mögen, so muß er doch zufrieden sein mit seinem Schicksale, wenn er sieht, wie unbeständig alle irdischen Dinge sind. Auf dem seltsamsten Ummwege kam einst ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch einen Irrtum zu der Erkenntnis dieser Wahrheit.

Als er in diese große, reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes, schönes Haus in die Augen. Auf seiner ganzen Wanderschaft von seinem Geburtsorte bis nach Amsterdam hatte er kein so schönes Haus gesehen. Mit Verwunderung betrachtete er lange das kostbare Gebäude, die sechs Schornsteine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, die größer waren, als an des Vaters Haus daheim die Thür.

Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," sagte er, „können Sie mir nicht sagen, wem dieses wunderschöne Haus mit den Fenstern voll Tulpen, Sternblumen und Levkojen gehört?" Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück von der deutschen Sprache so viel verstand, wie der Fremde von der holländischen, nämlich gar nichts, sagte kurz: „Kannitverstan!" und eilte vorüber.

Das ist aber ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Sie nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein gehend, kam er endlich an den Hafen.

Da stand nun Schiff an Schiff, Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu betrachten. Endlich zog ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit

auf sich, welches vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehr herausgewälzt, Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer.

Als er lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren ans Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer ans Land schwemmt, der kann wohl solche Häuser bauen und solche Tulpen in vergoldeten Töpfen vor die Fenster stellen."

Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung an, was für ein armer Mensch er sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat," — kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug.

Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen schwarz überzogenen Trauerwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, stumm und in schwarze Mäntel gehüllt.

Jetzt ergriff unsern Fremden ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten im Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn leise am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Ihnen gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Sie so betrübt und nachdenklich mitgehen!" „Kannitverstan!" war die Antwort.

Da fielen dem guten Burschen ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer ums Herz.

„Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort und verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit sein Abendbrot.

Wenn es ihm aber später wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

—Hebel.

45. Reden und Antworten.

1.

Der weise Sokrates pflegte zu sagen, er wisse nichts, als nur dieses, daß er eben nichts wisse; viele wüßten aber auch dieses nicht einmal.

2.

Dem Aristoteles wurde hinterbracht, daß jemand Schmähreden gegen ihn ausgestoßen habe. „Ja nun!“ antwortete er, „wenn ich nicht dabei bin, so mag er auch mit einem Schwerte nach mir stoßen.“

3.

Ein Kaufmann wurde gefragt, wie er sich seinen großen Reichtum erworben habe. Er antwortete: „Zu dem großen bin ich

mit vieler Leichtigkeit gekommen, aber zu dem kleinen langsam und mit vieler Mühe."

4.

„Liefere die Waffen aus!" ließ der mächtige Perserkönig Xerxes dem Griechen Leonidas sagen. „Komm und hole sie!" war die Antwort.

5.

Ein Fremder, der sich in Sparta aufhielt, stellte sich einst auf einen Fuß und sagte zu einem der Umstehenden; „Ich wette, du kannst nicht so lange auf einem Fuße stehen wie ich." — „Freilich nicht," war die Antwort, „aber die Gänse können das alle."

---

46. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein;

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Rosz sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Rosz und bäumt sich zurück.

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fusz er rudert und ringt, —
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

—Uhland.

47. Der Wolf in Nöten.

Ein Wolf wurde vom Jäger und von den Hunden verfolgt. Zuletzt lief er aus dem Walde ins Dorf, und er würde in den ersten besten Hof gerannt sein, wenn nicht unglücklicherweise alle Thore geschlossen gewesen wären.

Da sah er eine Katze auf einem Zaun sitzen und bat sie in schmeichelndem Tone: „Sage mir doch, wer von den Leuten im Dorfe die gutherzigsten sind, auf daß ich bei ihnen Schutz gegen meine Verfolger suchen könne. Denn, höre nur, die Hunde sind dicht hinter mir!"

„Gehe schnell zu Herrn Richter," sagte die Katze. „Er ist ein sehr gutherziger Mann."

„Das weiß ich," erwiderte der Wolf; „ich habe ihm aber vor kurzem ein Schaf gebissen."

„Nun, dann versuche es bei Herrn Robert."

„Auch der wird nicht gut auf mich zu sprechen sein," meinte der geängstigte Wolf; „ich habe ihm früher einmal eine Ziege geraubt."

„Schnell also, hinüber zu Herrn Frank!"

„Da darf ich mich schon gar nicht zeigen. Dem habe ich schon mehr als ein Lamm fortgeschleppt."

„Mit dir steht es wirklich schlecht. Doch, Herr Gutherz, der wird dich gewiß aufnehmen!"

„O, liebe Katze, erst gestern habe ich sein schönstes Kalb getötet; dem darf ich daher auch nicht kommen."

„Was? Hast du denn einem jeden im Dorfe ein Leids gethan? Wie kannst du jetzt hier auf Hilfe hoffen? Wenn die Leute dich auch retten wollten, so fürchte ich, es würde ihr eigener Schaden sein."

48. Die Axte.

Ein armer Holzhauer wollte einen Baum fällen, welcher am Ufer eines Flusses stand. Da that er einen Fehlhieb, die Axt glitt vom Stiele und fiel ins Wasser. „Ich unglücklicher Mann!" jammerte er, „womit soll ich nun für meine Kinder das Brot verdienen und mich selbst ernähren?" Die Axt wiederzusuchen, war unmöglich, denn der Strom war tief und reißend. Da tauchte plötzlich ein Greis mit langem, weißem Barte aus dem Wasser empor und fragte mitleidig: „Warum jammerst du?" — „Meine Axt!" stammelte der erschrockene Holzhauer und wies auf das Wasser. — „Ist sie hier unten?" fragte der Wassermann. „sei ruhig, die wird sich finden." Er tauchte unter und brachte eine silberne Axt aus dem Wasser. „Ist das deine Axt?" fragte er. „Ach nein," jammerte der Holzhauer, „das ist nicht die rechte." Schnell tauchte der Greis zum zweitenmal unter und hob eine goldene Axt aus dem Wasser, die blitzte im Sonnenschein wie ein Spiegel. „Das ist wohl die rechte?" „Ach nein," sprach betrübt der Mann. Da tauchte der Greis zum drittenmal unter und hob die eiserne Axt empor. Als die der arme Mensch sah, rief er voll Freude: „Das ist meine, das ist die rechte." Da sprach der Greis: „Weil du so ehrlich bist, so sollst du alle drei haben," und verschwand.

Erfreut ging der Holzhauer nach Haus und erzählte, wie es ihm ergangen sei.

Da eilte ein anderer Holzhauer an den Fluß, warf vorsätzlich seine Axt hinein und jammerte laut.

Da erschien wieder der Greis und hob eine goldene Axt empor. „Ist das deine Axt?" fragte er. „Ach ja," rief der Holzhauer sogleich und wollte schon danach greifen, als der Wassermann samt der Axt im Nu verschwand. Nun war der Mann allen Ernstes betrübt und hätte recht gerne seine eiserne Axt wieder gehabt. Aber es war vergebens. Der Greis erschien nicht mehr. So wurde seine Unehrlichkeit bestraft.

—Nach Meißner.

49. Der Mond, ein Bild des Lebens.

Am westlichen Himmel schwamm der Mond wie ein leichter Nachen in dem Wiederscheine des Abendrotes. Die Kinder zeigten ihn dem Vater. „Wie schön und zart er ist," sagte Alwin; „so sieht er nicht immer aus!" „Er ist in seiner Kindheit," erwiderte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze, volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Körpers zu werden." „Ich verstehe nicht, was du meinst," sagte Theodor. „O ja," fiel Alwin ein, „ich weiß, was du sagen willst; der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeit lang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen." „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten." „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen," fuhr der Vater fort; „kein Leben ist stets glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig und unveränderlich."

—Fr. Jakobs.

---

50. Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule am liebsten, und die andere mußte alle Arbeit thun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße neben einen Brunnen setzen und

so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war. Da bückte es sich in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Mutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf." Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese; da schien die Sonne, und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es mit dem Brotschieber herzu und holte alles heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle mit einander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte so lange, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammen gelegt hatte, ging es auf dem Pfade weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib' bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehen; nur mußt du acht geben, daß du mein Bett sorgsam machst und fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es that auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebra-

tenes. Nun war es eine Zeit lang bei Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte; endlich merkte es, daß es Heimweh war, und ob es hier gleich viel tausendmal besser war als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Haus verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist," sprach die Frau Holle, und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki, unsere goldene Jungfrau ist wieder hie."

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester ganz gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, auf welche Art es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule

aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen, bleib sitzen, bis du schwarz wirst," und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle mit einander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen," und ging weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag that sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte; denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde. Am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen; am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Des ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Das war die Faule wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste," sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu.

Da kam die Faule heim und war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki, unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"

Das Pech blieb aber an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen.

—Brüder Grimm.



51. Zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor
Zur herrlichen Alpenwelt empor;
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehn? Erzählt's einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ja, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

—Anastasius Grün,
(Anton A. M. Graf von Auersperg.)
geboren 1806 zu Laibach, gestorben 1876 zu Graz.

---

52. Die Heiden Kentuckys.

Treten wir aus den hohen Waldungen heraus auf die großen Wiesenflächen und Heiden in den westlichen Teilen Nordamerikas, so öffnet sich unserem Blicke eine neue Welt. Einförmig mag man die flachen Prairien von Illinois, Missouri und Arkansas nennen — die Heiden von Kentucky sind es nicht, sie sind sogar schön.

Der berühmte Naturforscher und Reisende Audubon erzählt: „Ich sah die Heiden zuerst in den ersten Tagen des Juni und

war überrascht von ihrer Schönheit. Blumen ohne Zahl und mit einander in Pracht ihrer Farben wetteifernd, sprossen inmitten des üppigen Grases hervor. Die wilden Obstbäume, von Weinreben umschlungen, versprachen einen reichen Herbst, und mit jedem Schritte traf ich auf reife, duftende Erdbeeren. Blickte ich umher, so verschönerte dort ein reizendes Wäldchen ein Thal, weiterhin dehnten sich sanft abfallende Hügel bis in die Ferne aus, während vor mir der düstere Eingang einer Höhle meine Aufmerksamkeit fesselte, oder ein zu meinen Füßen rieselnder Quell mich zur Ruhe einlud. Das schüchterne Wild schnaubte auf, wenn es voll Anmut hinwegsprang; die wilde Truthenne führte ihre Jungen in Stille durch das hohe Gestrüppe, Bienen schwärmten von Blume zu Blume. Berührte ich das Laub der Eiche oder raschelte ich zwischen den Sumachs und Brombeersträuchern, so flatterte ein erschrecktes Huhn oder seine verborgene Brut vor mir auf. Das Wetter war außerordentlich schön, und ich dachte, daß es die Heiden gewesen sein müßten, von welchen Kentucky den Namen ‚Garten des Westens' erhielt."

— Nach Vogel.

53. Wilhelm Tell zu Hause.

(Tell ist mit der Zimmeraxt, Hedwig mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Die Knaben, Walther und Wilhelm, im Hintergrund, spielen mit einer kleinen Armbrust.)

Walther (singt.)

Mit dem Pfeil, dem Bogen
  Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
  Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
  König ist der Weih —
Durch Gebirg und Klüfte
  Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleucht.

(Kommt gesprungen.)

Der Strang ist mir entzwei. Mach' mir ihn, Vater.

Tell. Ein rechter Schütze hilft sich selbst.

(Knaben entfernen sich.)

Hedwig. Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.
Tell. Früh übt sich, was ein Meister werden will.
Hedwig. Ach, wollte Gott, sie lernten's nie!
Tell. Sie sollen alles lernen. Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.
Hedwig. Ach, es wird keiner seine Ruh'
Zu Hause finden.
Tell. Mutter, ich kann's auch nicht.
Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet;
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu' erbeute.
Hedwig. Und an die Angst der Hausfrau denkst du nicht,
Die sich indessen, deiner wartend, härmt;
Denn mich erfüllt's mit Grausen, was die Knechte
Von euren Wagefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe dich im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh' wie die Gemse dich
Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verschüttet,
Wie unter dir der trügerische Firn
Einbricht, und du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabener, in die schauerliche Gruft —

Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!

Tell. Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.
(Er hat seine Arbeit vollendet, legt das Gerät hinweg.)
Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.

—Schiller.

---

54. Ein junger Held.

In einem Dorfe im Westen brach mitten in der Nacht im Hause eines Kaufmannes Feuer aus. Der Herr des Hauses war abwesend, und die Frau war mit sechs Kindern, wovon das älteste ein Knabe von 15 Jahren, allein im Hause.

Das Feuer verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, und an ein Retten des Hauses und der Möbel war nicht zu denken.

Mit ihrem jüngsten Kinde im Arme saß die weinende Mutter auf der Straße und jammerte und wehklagte, denn sie vermißte ihre anderen fünf Kinder. Feuerwehr gab es im Dorfe keine, und keiner der umherstehenden Männer wagte es, in das brennende Haus zu gehen.

Da stürzte auf einmal Johann, der älteste Sohn, aus dem brennenden Gebäude, sein sechsjähriges Brüderchen im Arme tragend.

Unter lautem Beifall der Dorfbewohner brachte er den Kleinen zu der Mutter und erklärte, er werde sogleich nochmals ins Haus zurückkehren, um auch seine übrigen drei Geschwister zu retten. Schmerzlich schaute die Mutter die Beistehenden an, als ob sie

sagen wollte: „Ist denn kein Mann unter euch, der es meinem mutigen Knaben gleich thun und ihn wenigstens bei dem Rettungswerke unterstützen wollte?"

Aber niemand rührte sich.

Bald erschien Johann, der inzwischen wieder ins brennende Haus geeilt war, nochmals auf der Straße, indem er seine 10=



jährige Schwester, zwar mit Brandwunden bedeckt, ebenfalls in Sicherheit brachte.

Inmittels war ein Landmann aus der Nachbarschaft hinzugekommen und erklärte sich dazu bereit, das brennende Haus zu betreten, um die noch darin befindlichen zwei Kinder herauszubringen.

Aber schon war Johann, obgleich er selbst versengt und verwundet war, wieder im Hause verschwunden. Der Fremde eilte ihm nach und kam bald mit einem Kinde zurück, welches Johann ihm aus den Flammen zugereicht hatte. Und nochmals verließ

der Landmann mit einem Kinde die Schwelle des Hauses und eilte mit brennenden Kleidern der Mutter zu, die in höchstem Schmerze nach ihrem Sohne Johann rief.

Da ertönte ein lauter Krach, und die noch stehenden Mauern und Treppen des Gebäudes stürzten samt dem Dache zusammen, den heldenhaften Johann in den Flammen begrabend.

Er war gefallen, ein Opfer seiner Eltern= und Geschwisterliebe.

---

55. Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin:
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließet der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar;
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
  Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
  Die Lorelei gethan.

—Heinrich Heine,
geboren zu Düsseldorf 1799, gestorben zu Paris 1856.

56. Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten,
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,"
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Herde?"

—Schiller.

---

57. Gute Bewegung.

In der Nähe eines Badeortes ging das Häuschen eines armen Landmannes in Flammen auf. Das sah ein reicher Mann, welcher eben nach dem Gebrauche des Bades im Freien spazieren ging, damit er sich die nötige Bewegung verschaffe. Der Reiche, welcher

sich von Jugend auf zu seinem Vergnügen mit allerlei Handwerken beschäftigt hatte, rief sogleich alle seine Diener herbei und befahl ihnen, daß sie den Brandschutt aufräumen und Baumaterialien herbeischaffen sollten. Zugleich bestellte er einige geübte Meister, die das neue Werk leiten mußten. Er selbst war bei der Arbeit der emsigste und unermüdlichste. Er sagte: „Eine bessere Gelegenheit für Bewegung hätte mir kein Arzt ersinnen können." Wenn aber die spazierenden Badegäste stehen blieben und zusahen, wie der reiche Herr so geschäftig mauerte, dann hielt dieser ihnen mit edlem Anstande seinen Hut dar und sagte: „Mein Haus muß auch möbliert werden; dürfte ich um einen Beitrag dazu bitten?" In kurzer Zeit war das Häuschen wieder aufgebaut, und es war größer und schöner, als das frühere. Durch die Almosen aber, welche der Herr einsammelte, wurde dem armen Landmanne aller erlittene Schaden reichlich ersetzt.

---

58. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal von der Stärke des Menschen; kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten.

Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, so wollte ich doch auf ihn losgehen."

„Dazu kann ich dir helfen," sagte der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen."

Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" „Nein, das will erst einer werden."

Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen;

ich aber will mich fort in meine Höhle machen." Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe," legte an und schoß dem Wolfe das Schrot in das Gesicht.

Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und ging dem Jäger zu Leibe. Da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?"

„Ach," antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot liegen geblieben wäre." „Siehst du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist! Du wirfst das Beil so weit, daß du es nicht wieder holen kannst."

—Brüder Grimm.



59. Die Entdeckung des Goldes in Californien.

Im Jahre 1839 landete in Californien ein Deutscher, Johann Heinrich Sutter, welcher früher als Kapitän in der Schweizer Armee gedient hatte. Er suchte sich am Sakramento einen passenden Platz aus und erhielt vom mexikanischen Gouverneur die Erlaubnis, eine Kolonie zu gründen. Sutter nannte seine Niederlassung Neu-Helvetia, und sie nahm unter seiner Leitung einen raschen Aufschwung. Er kaufte das umliegende Land zu seinem Besitze und wurde, da er sich im Kampfe an der Grenze auszeichnete, von der mexikanischen Regierung mit Ländereien beschenkt und zum General ernannt. Als aber der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten ausbrach, nahm Sutter Partei für letztere und zog das Sternenbanner auf den Wällen seines Forts auf.

Jetzt war der wackere Pionier auf dem Gipfel seines Wohlstandes, und heiter und sonnig lächelte ihm die Zukunft. Da trat ein Ereignis ein, welches der Welt eine Quelle des Reichtums eröffnete, das Glück des Ansiedlers aber zerstörte.

Im Jahre 1848, als Sutter gerade einen Brief an seine Verwandten in der Schweiz schreiben wollte, kam sein Aufseher Marshall sprachlos vor Aufregung und Erstaunen in das Zimmer und teilte ihm mit, daß er einen außerordentlichen Fund gemacht habe. Er hatte den Bau einer Mühle überwacht und war an dem Ufer des Mühlenflusses auf- und abgegangen. Da bemerkte er plötzlich in dem Schlamme kleine, glänzende Steinchen, hob sie auf und hielt zu seiner maßlosen Verwunderung Körner des reinsten Goldes in der Hand. Jetzt schaute er umher und sah eine Menge derselben im Sande liegen, so daß er ohne Mühe eine Handvoll sammeln konnte. Rasch füllte er seine Tasche, setzte sich auf sein Pferd, sprengte in vollem Galopp nach Hause und überbrachte Sutter die Nachricht. Dieser begleitete Marshall sogleich wieder zur Mühle, und beide kamen während der Nacht am Flusse an. Sie gruben mit ihren Taschenmessern eine Menge Goldkörner aus dem Boden und kehrten, immer noch starr vor

Erstaunen über ihren reichen Fund, nach Sutters Wohnung zurück. Als sie dieselbe erreichten, kamen ihnen Arbeiter mit dem Rufe: „Gold, Gold!" entgegen. Einer der Leute hatte die beiden während der Nacht beim Graben beobachtet, war ihrem Beispiele gefolgt und hatte seinen Kameraden mitgeteilt, welche unermeßlichen Schätze der Boden enthalte.

In wenigen Tagen strömten die Goldsucher von allen Seiten herbei, und bald siedelte sich eine Schar von Abenteurern auf dem Grund und Boden Sutters und Marshalls an. Sutter berief sich darauf, daß ihm das Land von Mexiko übertragen worden sei, aber niemand kümmerte sich darum. Die Regierung der Vereinigten Staaten erklärte, die Schenkung habe keine Gültigkeit, und während Tausende auf dem Besitztum Sutters Reichtümer sammelten, verlor der wackere Pionier das Land, welches er mit harter Arbeit der Wildniß abgerungen hatte. Zehn Jahre nach der Entdeckung des Goldes hatten Sutter und Marshall ihre Habe gänzlich eingebüßt und waren so arm geworden, daß sie von der Regierung der Vereinigten Staaten Unterstützung annehmen mußten.

Beide sind in Armut gestorben.

60. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab;

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schritt und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein!
Lasz du mich deinen Gesellen sein;

„Und lehr' du mich mit Fleisz und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!“

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Ambosz in den Grund.

Er schlug, dasz weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert so breit und lang.

„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert.

„Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“

—Uhland.

---

61. Die Stimme des Gewissens.

Ein reicher Mann, Namens Chryses, gebot seinen Knechten, eine arme Witwe samt ihren fünf Kindern aus einem seiner vielen Häuser zu vertreiben, weil sie den jährlichen Mietzins nicht bezahlen konnte.

Als die Diener kamen, sagte die bedrängte Mutter: „Ach, ver-

ziehet ein wenig; vielleicht daß euer Herr sich unser erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten."

Darauf ging sie mit ihren vier Kindern, denn eines lag krank darnieder, zu dem reichen Manne, und alle flehten inbrünstig, daß er sie doch nicht verstoßen möge. Chryses aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr euere Schuld bezahlet."

Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, so lasset mich doch so lange unter Obdach, bis mein krankes Kind wieder gesund ist." Aber Chryses wandte sich weg von der weinenden Mutter und den bittenden Kindern, welche vor ihm auf dem Boden knieten. Er ging in seinen Gartensaal und legte sich auf das Polster, um zu ruhen, wie er gewohnt war. Es war aber ein schwüler Nachmittag, und kein Lüftchen regte sich. Dicht am Garten floß ein Strom vorüber. Da hörte Chryses im Schilfe des Ufers ein Gelispel, das ihm tönte wie das Gewinsel der Kinder und der armen Witwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Bald fing der Strom stärker zu rauschen an; da däuchte es ihm, als läge er an dem Gestade eines weiten, wogenden Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. Als er wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war es ihm, als vernähme er die Stimme des Gerichtes. Er stand auf, ging zu seinen Knechten und gebot ihnen, der armen Witwe das Haus zu öffnen. Aber sie war mit ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdes war das Wetter heraufgezogen. Chryses zitterte unter den Schlägen des gewaltigen Donners und ging wie ein Verfolgter voll Angst und Unruhe umher.

Am anderen Tage erfuhr er, das kranke Kind sei im Walde gestorben, und die Mutter sei mit den übrigen hinweggezogen.

Da ward ihm sein Garten samt dem Saale und dem Polster zuwider, und ihm graute vor dem stillen Dunkel der Nacht. Bald danach fiel er in eine Krankheit. In der Hitze des Fiebers vernahm er immer das Gelispel des Schilfes und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters.

—Nach Krummacher.

62. Das erste und zweite Kartoffelgericht.

Franz Drake, der berühmte Seefahrer, hatte einen Freund in England, welchem er von Amerika aus Kartoffeln zur Aussaat schickte, wobei er ihm schrieb, die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und so nahrhaft, daß er ihren Anbau für sein Vaterland höchst nützlich halte. Er bemerkte aber sonst nicht ein Wort über Beschaffenheit und Eigenschaft der Kartoffel, über Pflanzung, Einerntung und Gebrauch derselben.

Der Freund dachte, Franz Drake habe mit dem Worte „Frucht" die Samenäpfel gemeint, die am Kartoffelkraute hangen. Als es Herbst war, und die Äpfel schön gelb geworden, lud der Mann eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel. Und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, in welcher er sagte, er habe die Ehre, ihnen eine Frucht vorzusetzen, zu welcher er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Seefahrer Franz Drake, erhalten hätte, mit der Versicherung, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Und alle Gäste standen auf, stießen mit den Gläsern an und ließen sich den Wein recht gut schmecken. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und, da ihr der Koch keinen Geschmack hatte beibringen können, mit Zucker und Zimmet bestreut war. Aber sie schmeckte abscheulich, und alle Gäste meinten, die Frucht könne recht gut für Amerika sein, aber in England werde sie nie reif. Und der Wirt traute den Gästen und glaubte, was sie sagten, sei richtig und wahr.

Einige Zeit nachher ließ der Gutsbesitzer die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens im Herbste ging er einmal durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das der Gärtner sich angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat ein solches Ding, und siehe, es war inwendig ein schönes, weißes Mehl, und da er ein wenig davon in die Hand nahm, duftete es ihm sehr lieblich entgegen. Der Herr fragte den Gärtner, was für Knollen das wären. Dieser antwortete, daß sie unten an den Wurzeln des

fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun erst ging dem Herrn ein Licht auf; er merkte, was sein Freund Drake gemeint hatte und lernte, daß bei der Kartoffel Wurzel und Frucht beisammen sind. Er ließ die Knollen sammeln, kochen und lud dann die Herren abermals zu Gaste. Gewiß wurde wieder manche Rede gehalten. Und als die Gäste die köstlichen, mehligen Früchte sich wohl schmecken ließen, werden sie erkannt haben, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, bisweilen gar sehr irren könne. Und so ist es denn auch!

—Nach Wilberg.



63. Drei Aufsatzbeispiele.

(Nach dem Bilde.)

1. Der Mond.

Am nordwestlichen Himmel schimmerte der langsam schwindende Sommertag; da stieg über dem Walde die blaße Mondsichel auf. Sie konnte die Gegenstände um uns her nicht erleuchten. Aber in dem Bache, der ruhig und still durch das Thal floß, und in den Fenstern der alten Mühle, die am Ufer stand, spiegelte sich ihr Licht ab. Die Wolken am Himmel zogen langsam dahin und bedeckten bald den Mond, und bald ließen sie ihn um so heller hervortreten. Dunkler ward es auf dem Wege und im Walde.

Völlige Dunkelheit aber ließ der immer heller und blendender scheinende Mond doch nicht eintreten.

2. Der Bach.

Der Bach ist eng und tief und fließt an dieser Stelle sehr schnell. Sein Wasser treibt eine Mühle. An beiden Ufern steht niedriges Gesträuch. Dann kommen aber Weiden und Espen, und dahinter ist dichter Wald mit großen, hohen Bäumen. Am linken Ufer läuft ein Feldweg dahin, der den Krümmungen des Baches folgt. Ein Kahn ist am rechten Ufer festgebunden. Damit fahre ich oft den Bach hinab bis zu einer Stelle, wo er breiter und nicht mehr so reißend ist, um dort zu angeln. Um mit dem Kahne wieder den Bach aufwärts bis zur Mühle zu gelangen, muß ich eine Stange gebrauchen, da ich noch nicht stark genug bin, mich selbst stromaufwärts zu rudern.

3. Die Mühle.

Die kleine Mühle am Wege empfängt ihr Wasser aus dem Bache. Sie ist aus Holz, aber auf einem starken, steinernen Fundament gebaut. Dieses, sowie auch die Holzwände haben an vielen Stellen einen Überzug von Moos erhalten, welches aber nicht mehr schön grün aussieht, weil sich der Mehlstaub darauf festgesetzt hat. Das Gebäude hat nur zwei Fenster, eines nach Norden und eines nach Süden. An der Seite des Baches aber, über dem großen Mühlrade, ist es offen bis zum Giebel. Vor demselben, an der Wegseite, stehen zwei Nußbäume, ein alter und ein junger, die Mühle mit ihren Zweigen beschattend und beschirmend. Vom frühen Morgen bis spät am Abend klappert der Mahlkasten und rauscht das Wasser übers Rad. Des Nachts aber steht die Mühle stille.

---

64. Entdeckung der Heilkraft der Chinarinde.

Die Heilkraft der Chinarinde soll auf nachfolgende Art den Europäern bekannt geworden sein. Die Spanier hatten sich durch

ihre harten Bedrückungen den Indianern in Peru so sehr verhaßt gemacht, daß diese aus Rache in ihren geheimen, nächtlichen Versammlungen sich gegen einander verpflichteten, die bis dahin ihnen allein bekannte heilende Kraft des Chinabaumes nie einem Europäer zu verraten, und denselben Eid allen ihren Weibern abnahmen.

Einige Zeit nachher erschien ein neuer spanischer Statthalter oder Vicekönig, der Graf von Chinchon, in Peru, der sich durch Milde und Gerechtigkeit sehr auszeichnete. Die Gemahlin desselben gewann Zuma, die Frau eines angesehenen Indianers, sehr lieb, und diese war deshalb stets um die Gräfin. Dadurch erweckte sie aber den Neid der Europäerinnen, welche das Gefolge der Vicekönigin bildeten. Als nun einst die letztere erkrankte und Zuma gerade damals von einer jener Frauen überrascht wurde, wie sie ein Pulver in das für die Gräfin bereitete Getränk mischte, so behaupteten ihre Feindinnen, Zuma habe ihre Gebieterin vergiften wollen. Die Indianerin wurde deshalb verhaftet und vor Gericht gestellt. Jenes Pulver bestand in zerstoßener Chinarinde, und Zuma hatte es zur Wiederherstellung der Gräfin in den Trank gemischt. Sie konnte vor Gericht nicht leugnen, daß sie das Pulver in den Trank geworfen habe, ebenso wenig aber wollte sie, um sich zu retten, den geleisteten Eid brechen und das Geheimnis der heilenden Rinde entdecken. Sie ward daher des Versuchs der Vergiftung für schuldig erklärt und zum Feuertode verurteilt.

Am folgenden Tage ward sie zum Scheiterhaufen geführt, und schon war die Unglückliche an den Pfahl gebunden, als die Gräfin, welche an der Unschuld Zumas nicht zu zweifeln vermochte, auf dem Richtplatze erschien und ihren Gemahl um das Leben der Verurteilten bat. Der Vicekönig erhörte ihre Bitte und begnadigte Zuma. Diese Milde überraschte die auf dem Richtplatze anwesenden, bisher gegen alle Europäer mißtrauischen Indianer so sehr und machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen und in einer Versammlung, welche ihr Häuptling sogleich berief, beschlossen, den Eid zurückzunehmen.

Nun ward der Vicekönig mit dem Wesen des Pulvers, das Zuma

in den Trank seiner Gemahlin gemischt hatte, bekannt gemacht; mehrere Indianer genossen es vor seinen Augen, um ihn von der Unschädlichkeit desselben vollends zu überzeugen; und als man nachher bei einigen fieberkranken Spaniern die große Heilkraft der Chinarinde näher kennen gelernt hatte, ward Zuma der Gegenstand des lebhaftesten Dankes und der Bewunderung. Das wohlthätige Arzneimittel, dessen Bekanntwerden man großenteils ihrer Liebe und Treue verdankt, hat seitdem vielen Tausenden von Menschen das Leben gerettet oder doch deren Leiden gemildert und verkürzt.

---

65. Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben.
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf:
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

—Schiller.



66. Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.

Sie flog einst in Nahrungsgeschäften aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Weizen ist reif, die Mahd muß geschehn,
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.
O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit.
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich;
Geh rings um zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemut sehn,
So helft ihm morgen sein Weizenfeld mähn.
O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ist die Freundschaft zur Hilfe bereit.
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
Und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schar:
Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr des Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich,
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich;
Wir wollen, wann morgen die Hähne krähn,
Zusammen uns rüsten, den Weizen zu mähn.
Ja, sagte die Wachtel, jetzt ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit! —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
Und über die Stoppeln ging tags drauf der Wind.

—Aug. Fr. E. Langbein,
geboren zu Radeberg 1757, gestorben zu Berlin 1835.

---

67. Demosthenes.

Durch oftmals wiederholte Streiche
Fällt auch zuletzt die stärkste Eiche.

Demosthenes war der größte Redner unter den Griechen. Er hatte seinen Vater verloren, als er kaum sieben Jahre alt war. Als Knabe hörte er einst einen berühmten Staatsmann öffentlich sprechen und war ganz entzückt von seiner schönen Rede. Er faßte sogleich den Entschluß, auch einmal ein solcher Redner zu werden. Von der Zeit an nahm er an den Spielen seiner Genossen nicht mehr teil und verwandte alle Zeit auf seine Ausbildung. Als er nun erwachsen war und eine schöne Rede ausgearbeitet hatte, hielt er diese vor dem versammelten Volke. Aber er wurde verhöhnt und ausgepfiffen, und alle Mühe schien vergeblich gewesen zu sein. Betrübt schlich er nach Hause und verzweifelte an dem Gelingen seines Planes. Ein Freund aber ermunterte ihn zu einem zweiten Versuche. Diesmal arbeitete er viel sorgfältiger und übte die Rede noch geläufiger ein. Allein auch jetzt wurde er wieder ausgelacht; das Gesicht in seinen Mantel hüllend, wankte er wie vernichtet nach Hause.

Als er noch über seinen Mißerfolg nachdachte, besuchte ihn ein anderer Freund und machte ihn auf seine Fehler beim Reden aufmerksam. Weil er eine schwache Brust hatte, sprach er nämlich zu leise; ferner konnte er einige Laute, z. B. das R, nicht deutlich hervorbringen; endlich hatte er die üble Gewohnheit, daß er mit der Achsel zuckte, so oft er einen Satz vollendet hatte. Wie sollte er aber solchen Gebrechen abhelfen? Demosthenes verzweifelte nicht. Was ein Mensch ernstlich will, das kann er.

Um seine Brust zu stärken, ging er täglich die steilsten Berge

hinan; oder er trat an das Ufer des Meeres, wo die Brandung gewaltig brauste und suchte mit seiner Stimme das Getöse zu übertönen. Um das R und einige andere Laute klar hervorzubringen und der Zunge die rechte Lage zu geben, legte er kleine Steine unter die Zunge, und so übte er sich. Das häßliche Achselzucken sich abzugewöhnen, hängte er ein Schwert über der zuckenden Achsel auf, welches ihn jedesmal verwundete, wenn er in die Höhe fuhr. Dann ließ er sich die Haare ganz und gar abscheren, damit er nicht in Versuchung kam auszugehen, sondern alle Zeit auf seine Kunst verwenden mußte. Nach solchen Vorbereitungen trat er endlich wieder auf und hielt eine so schöne Rede, daß die lauschenden Griechen ganz entzückt waren und ihren Ohren kaum trauen wollten. Demosthenes wurde nun mit Lob und Beifallsbezeugungen überschüttet, und dadurch aufgemuntert, fuhr er noch emsiger fort. Manchmal hat er durch seine kühnen Worte auf dem Schlachtfeld so viel gewirkt wie der beste Feldherr.

—Walther.

---

68. Knechtschaft ein hartes Joch.

Auf der Straße stießen ein Wolf und ein Hund zusammen und unterhielten sich freundlich mit einander, da zu jener Zeit Frieden zwischen ihnen herrschte. Unter anderm verwunderte sich der Wolf darüber, wie gut es der Hund haben müsse, da er so wohl beleibt und fett aussehe.

„Nun,“ sagte der Hund, „dies Glück kann dir auch zu teil werden; komm' mit mir in meines Herrn Haus; meiner Fürsprache wird es gelingen, daß du es so gut haben sollst wie ich selbst.“

Der Wolf nahm das Anerbieten an und sie schritten fürbaß. Da gewahrte der Wolf, daß der Hund am Hals gar wenig Haare habe und fragte ihn: „Woher, lieber Freund, kommt es denn, daß dir am Halse die Haare ausgehen, mußt du denn etwa eine Arbeit verrichten, im Joche gehen, oder so?“

Der Hund antwortete: „Dies gerade nicht; aber damit ich den Tag über niemand anfalle oder beleidige, bin ich an einer Kette, und so weit du an meinem Halse keine Haare siehst, schabt mich das Halsband.“

Als der Wolf dieses hörte, sagte er: „Ade, lieber Bruder und Freund! Ist dem also, so will ich von deiner fetten Küche, die du durch Knechtschaft verdienen mußt, nichts wissen und mich lieber kümmerlich, aber im Genusse der Freiheit durchs Leben schlagen.“ Und er trabte davon.

—G. S.

---

69. Familienfest.

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang'.

Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

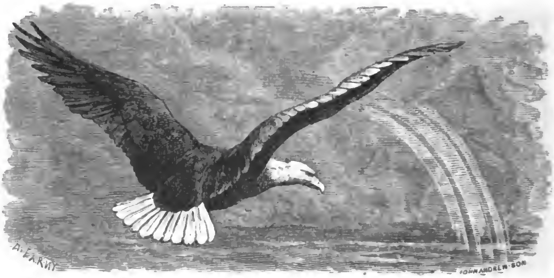
Die Mutter briet und schmort' ihn gleich,
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen die fröhlichen Gäste zuhauf

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und thaten sich gütlich beim weidlichen Fest.

Sie schmausten den Sperling in guter Ruh
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

—Adalbert Chamisso.



70. Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
  Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
  Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
  Ist mein Herz zum Dank bereit,
Mit der That will ich's erwidern
  Dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude, wie im Leide
  Ruf ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
  Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
  Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
  Dank' ich dir, mein Vaterland.

—Hoffmann von Fallersleben.

71. Der Apfelbaum.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelstamm pflanzen. „Was willst du," fragte der Knabe, „mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen."

Aber der Vater antwortete: „Urteile nicht zu früh, mein Kind! Kennst du denn dieses Bäumchen, das du ein knorriges Ding nennst?"

„Ob ich es kenne?" sagte der Knabe. „Man sieht ja wohl, was es ist!"

„Seine äußere Gestalt," sagte der Vater, „siehst du wohl, aber nicht das, was in ihm verborgen liegt? Siehe, dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher, schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüten und Früchte tragen, die uns erfreuen und laben. Für jetzt vermag es dieses noch nicht; aber es ruht in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses künftig vermag."

Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er steckte einen Stab neben dasselbe und band es daran. „Warum thust du das?" fragte der Knabe. „Du nimmst ihm seine Freiheit." Der Vater antwortete: „Daß der Wind es nicht zerknicke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge." Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten. „Siehe," sprach der Vater, „ich liebe das Bäumchen wegen der verborgenen Lebenskraft, die in ihm liegt, und ich pflege seiner, auf daß dieselbe in ihm wachsen und gedeihen könne."

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte von einem andern Obstbaume, der im Herbste die edelsten Früchte getragen, ein Reis geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und that einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. „O weh!" rief der Knabe und erschrak. „Nun ist ja alle Mühe vergebens!" Der Vater aber lächelte und pfropfte das mitge-

brachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens und verband alles sorgfältig. Darauf sprach er: „Siehe, wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würde es schief und knorricht aufgewachsen sein und niemals eßbare Früchte getragen haben. Nun aber habe ich sein Wachstum und seine innere Kraft geleitet und eben jetzt noch dem Stamme das Edlere eingepflanzt, damit es darauf seine sprossende Kraft richte und künftig liebliche Blüten und Früchte trage."

Bald breitete nun das Bäumchen seine Zweige und Äste aus und war lustig anzusehen. Es trug Knospen und Blüten, und im Herbste neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und rötlichen Äpfeln. „Was meinst du nun?" fragte darauf der Vater den Knaben. „O," antwortete dieser mit Freuden, „es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden." „Siehe," fuhr der Vater fort, „wie es die vollen Äste dir entgegenstreckt! Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht, Wilhelm; es soll von nun an dir gehören."

—Fr. Ad. Krummacher.

---

72. Das Schneckenhaus.

Woher haben manche Schnecken ihr niedliches Haus? Laß dir's erzählen.

Die alte Schnecke legt viele, beinahe erbsengroße Eier in den feuchten Moosrasen. Die Sonne brütet die Eier aus, und aus jedem Ei kriecht ein winziges Schnecklein mit einem kleinen Häuschen auf dem Rücken. Aber das Haus wird der Schnecke bald zu klein. Da streckt sie ihre zwei auf Stielen stehenden Augen bedächtig aus. Sie schaut nach Nahrung und kriecht zum saftigen Rasen. Dort beißt sie die kleinen Blätter ab und verzehrt sie. In ihrem Körper verwandeln sich diese in einen glänzenden Schleim. Damit ebnet sich die Schnecke ihre Bahn, wenn sie

kriecht. Aber eben aus diesem Schleime baut sie sich auch ein neues, größeres Häuslein, allmählich einen Ring nach dem andern, bis eine neue Windung fertig ist. Niemand sieht's dem gelb- und braungestreiften Schneckenhause an, daß es vom Gras und von den Blumen herstammt. So verwandeln sich auch Blut und Fleisch, die wir genießen, in die festen Knochen unseres eigenen Körpers.

Das Haus vertritt bei der Schnecke die Stelle der Knochen. Sie ist an dasselbe angewachsen und kann es nicht verlassen. Wenn es Winter werden will, zieht sie sich ganz in ihre Wohnung zurück, macht aus Schleim eine Thüre davor und schläft ein. Sie schläft in einem fort, bis die warme Frühlingssonne sie wieder weckt. Mitunter kommen aber auch während des Winters Vögel und suchen die schlafende Schnecke auf. Sie zerschellen das Schneckenhaus an einem Stein und verzehren die Bewohnerin. Ist aber eine Schnecke alt geworden, so schließt sie ihre Thüre wohl noch einmal, öffnet sie jedoch nicht wieder. Das Häuschen ist jetzt ihr Sarg, zu dem sie sich selber den Deckel bereitet. Hier verwest sie. Dabei fließt aus dem Gehäuse ein dunkles Wasser, das in die Erde tröpfelt. Das Schneckenhäuschen dient sodann kleinen Käfern zur Wohnung oder Kindern zum Spielzeuge, bis es zerbricht und wieder zur Erde wird, davon es genommen ist.

— H. Wagner.

---

73. Amerika.

Amerika gehört allen Zonen an und bleibt nur im Süden dem Polarkreise fern. Daher ist natürlich auch seine klimatische Beschaffenheit sehr verschieden.

Während die Polarländer von ungeheuren Eisfeldern umgeben sind, gleichen die südlich gelegenen Landstrecken den lachendsten Gefilden der Erde, wo die Fruchtbarkeit fast ins Unglaubliche geht.

Die Hitze ist im allgemeinen in diesem Erdteil bedeutend geringer als in Afrika und Europa unter gleichen Breiten. Die Winter sind dagegen viel strenger als dort. Amerika hat nicht nur die ausgedehntesten und üppigsten Urwälder der Erde, sondern auch die größte Fülle und Kraft der Vegetation. Man findet hier weder eigentliche Steppen noch Sandwüsten von einiger Ausdehnung.

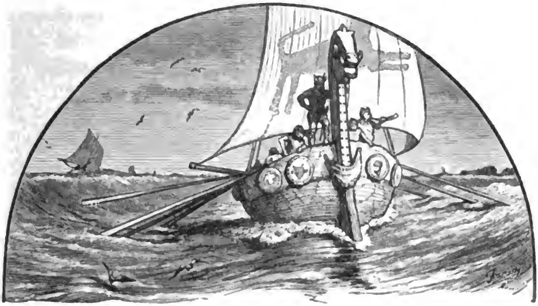
Wo die unermeßlichen Ebenen nicht mit dichten Wäldern bedeckt sind, bilden sie weite, baumlose Fluren, oft mit mannshohem Grase bewachsen. Unzählige wilde Rinder, Pferde und Esel streifen in diesen Ebenen umher und vermehren sich sehr schnell. Fast alle europäischen Haustiere sind hierher übergesiedelt, ebensoviele Gewächse gedeihen hier aufs beste.

Dagegen hat Amerika der Welt die ihm allein angehörende Kartoffel geschenkt, ferner die heilsame Chinarinde, den Tabak, das Mahagoniholz, verschiedene Färbehölzer, die Cochenille und andere Erzeugnisse. Der Weinstock, sowie manche Baum- und Blumenarten waren hier einheimisch wie in der alten Welt und bedurften nur der Pflege und Veredlung.

Im Westen von Nord- und Südamerika und in Mittelamerika finden wir die Ruinen großartiger Bauten. Diese lassen darauf schließen, daß der Weltteil schon vor seiner letzten Auffindung durch Kolumbus von geschickten und reichen Stämmen bewohnt wurde, und daß die mächtigen Völker, welche die Europäer vor beinahe vierhundert Jahren hier antrafen, durchaus nicht die ersten und ältesten Bewohner des Landes waren.

Die Geschichtschreiber Chinas erzählen von früheren Landungen ihrer Seefahrer an der Westküste von Amerika. Schon vor etwa tausend Jahren fuhren normännische Seekönige, Wickinger genannt, von Island aus gegen Südwesten und kamen dabei bis an die Küste der heutigen Neuenglandstaaten. Bei einer solchen Landung geschah es, daß ein deutscher Schiffsschmied, Dietrich Tyrker mit Namen, wahrscheinlich auf Rhode Island, die ersten amerikanischen Weintrauben fand.

—Nach Hennings.



74. Dietrich Dyrker.

„Hollaho, hollaho, dort winkt uns ein Fjord!
Am Berge steh'n Buchen und Tannen,"
Rief Erichs Sohn, Leif, von des Schiffes Bord,
„Dort werfen wir Anker, ihr Mannen."
Und stolz, wie der Schwan, der das Ufer sucht,
Durchsegelt der Wikinger Barke die Bucht
Und trägt an den Strand die Normannen.

Hollaho! sie grüßen die laue Luft
Und recken die riesigen Glieder.
Sie atmen begierig den harzigen Duft
Und strecken im Schatten sich nieder.
Nur Dietrich, der Schmied, ein rheinischer Mann,
Der wandert landeinwärts durch Ried und durch Tann,
Gelockt von der Spottdrossel Lieder.

Nachdem sie gerastet auf moosigem Hang,
Mit Trank sich gelabt und mit Speise,
Da trieb aufs Meer sie ein mächtiger Drang:
„Hollaho, wir rüsten zur Reise!" —
„Mit nichten," rief Leif, „noch fehlt uns der Schmied,
Ein Meister des Handwerks, erfahren im Lied,
Ich sag' es dem Deutschen zum Preise."

Drei Tage lang lagert im Walde die Schar,
Macht forschend im Umkreis die Runde.
Schon glaubt sie erlegen den Schmied der Gefahr,
Da naht er mit seltenem Funde:
„Gesellen, o schaut dieser Traube Pracht!"
So ruft er und weint wie ein Kind und lacht
Und jubelt und tanzt in der Runde.

Erstaunt ruft der Führer: „Was ficht euch an?
Freund Dietrich, seid ihr von Sinnen?
Sagt, habt ihr am Met euch gütlich gethan,
Was soll euer tolles Beginnen?
Hollaho, jetzt rüstet die Barke zur Fahrt,
Der wackre Dyrker schlägt sonst aus der Art,
Rasch laßt uns die Weite gewinnen!" —

„Ja, Leif, ich bin trunken! Die Frucht, die ich fand,
Die mahnte an Deutschland mich heute;
Ich sah mich im Geiste im heimischen Land,
Und hörte der Herden Geläute,
Ich schaute den grünen, den herrlichen Rhein,
Hell klangen die Lieder von Liebe und Wein,
Da weint ich vor Schmerz und vor Freude!

Ich preis' diesen rebenerzeugenden Ort,
Und zieh'n wir auch jetzo von dannen,
Glaubt mir, das Weinland, es birgt einen Hort,
So reich als wir je ihn gewannen!" —
„Freund Dietrich, ihr schwärmt; hinaus auf die Flut,"
Sprach Leif, „denn der Rebensaft geht euch ins Blut;
Hollaho, laßt die Segel uns spannen!" —

Dem Nordland zu schiffte die trotzige Schar.
Was Dietrich einst sehnend begehrte,
Das brachte sein Stamm in Erfüllung fürwahr,

Sein Arm hob die Schätze der Erde;
Reich prangen die Felder durch deutschen Fleiß,
Der Frohsinn verklärt den häuslichen Kreis,
Und Lieder erklingen am Herde.

—W. Müller.

---

75. Franz Daniel Pastorius.

Unter den Holländern, Schweden und Engländern, welche vor Jahren Kolonien in der neuen Welt gründeten, befanden sich häufig Deutsche, von denen sich mancher zu hohen Ehren und großem Ansehen emporschwang. Die erste wirklich deutsche Niederlassung aber wurde im Jahre 1683, unter dem Namen Germantown, im heutigen Weichbilde der Stadt Philadelphia im Staat Pennsylvanien ins Leben gerufen.

Franz Daniel Pastorius aus Frankfurt am Main, Schullehrer zur Zeit und frommer Quäker, verließ im April 1683 mit wenigen Gefährten die Heimat und langte im August desselben Jahres im Hafen von Philadelphia an.

Die Ansiedler, denen bald noch weitere dreizehn Familien aus der Main- und Rheingegend folgten, kauften zunächst von William Penn, dem damaligen Besitzer des Landes zwischen dem Delaware und dem Alleghany, 5700 Acker Land und bauten darauf ihre Blockhütten.

Die Kolonie gedieh trefflich und vergrößerte sich ungemein schnell. Schon im Jahre 1689 bestanden außer Germantown noch die Dörfer Griesheim, Sommerhausen und Krefeld, alle von Deutschen bewohnt. Die Ansiedler pflanzten hauptsächlich Flachs und Wein und errichteten viele Webereien, aus denen später blühende Leinwand- und Tuchfabriken wurden.

Pastorius war die Seele und der Leiter der jungen Ansiedlung: bald Friedensrichter, bald Notar und Bürgermeister, dann wieder Lehrer — immer zum Besten der Gemeinde thätig. Im Jahre

1702 wurde von ihm die erste deutsche Ortsschule in Amerika und kurz darauf auch eine Abendschule für Erwachsene eröffnet. Er schrieb selbst eine große Zahl Lehrbücher und Schriften verschiedenen Inhalts und war der erste deutsch-amerikanische Schriftsteller.

Um dem tüchtigen Manne ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu bezeigen, wählten ihn die Bewohner von Germantown zu ihrem Vertreter in der Legislatur von Pennsylvanien. Als die schönste That seines Lebens dürfen wir jedoch den Protest nennen, welchen er und seine Freunde gegen die Sklaverei erließen. Wir alle können mit Recht stolz darauf sein, daß Pastorius und seine Deutschen die ersten waren, welche die Sklaverei öffentlich als ein schändliches Unrecht, als eine Schmach für ein freies Land bezeichneten.

Hochgeehrt und tief betrauert starb Pastorius im Jahre 1719 und wurde auf dem alten Quäkerfriedhofe von Germantown zur letzten Ruhe bestattet. Aber sein Geist lebte in der Ansiedlung fort und zeigte sich in verschiedenen Unternehmungen, welche dort entstanden. So gründete der Buchdrucker Christoph Sauer im Jahre 1759 die erste deutsche Zeitung unseres Landes und gab auch in deutscher Sprache die erste Bibel heraus, die überhaupt in Amerika erschienen ist. Lange nachdem Pastorius gestorben war, sangen die Bewohner von Germantown noch die frommen Lieder, welche er zur Ehre Gottes verfaßt hatte. Pastorius war kein großer Dichter, aber ein edler Menschenfreund, der für die Leiden aller ein warmes Herz hatte. Wir sehen dies deutlich aus seinem Gedicht über die Sklaverei, in welchem er sagt:

„Allermaßen ungebührlich
Ist der Handel dieser Zeit,
Daß ein Mensch so unnatürlich
And're drückt mit Dienstbarkeit.
Ich möcht' einen solchen fragen,
Ob er wohl ein Sklav' möcht' sein.
Ohne Zweifel wird er sagen:
Ach, bewahr' mich Gott; nein, nein!"

76. Morgenwanderung.

Wer recht in Frieden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen.
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen, nah und fern,
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinne leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise;
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen.
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen;
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
„Laßt uns dem Herrn lobsingen!“

—Emanuel Geibel,
geboren 1815 zu Lübeck, gestorben 1884 ebenda.

77. Die Zeit.

Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht das Leben. Wie viel mehr Zeit, als nötig ist, verschwenden wir nicht durch den Schlaf und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt. Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so ist das Zeitverlieren die schändlichste Verschwendung; denn verlorene Zeit findet man niemals wieder. Was wir nennen „Zeit genug," heißt verdolmetscht „zu wenig Zeit."

So lasset uns denn früh auf sein und arbeiten, und das arbeiten, was wir zu thun haben, so werden wir mehr thun und alles besser machen.

—Jean Paul Friedrich Richter,
geboren 1763 zu Wunsiedel, gestorben 1825 zu Bayreuth.

---

78. Der gute Knecht.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er ein solcher war, erfuhr er durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt; denn jeder, der es wissen will, weiß, daß auch ein Tier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe ersparen zu können, ab- und aufzuschirren. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl sein, daß ihm selber darum das Essen drinnen am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthüre setzte, mit einem gesunden Strohhalme seinem Pfeifenrohr Luft machte, während er einstweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen

Stallfensterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte er hinunter und ganz unversehrt hinein in den Stall, auf einen Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Thüre in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne. Er sah, daß sich die Pferde niedergelegt hatten und er wußte, daß sie alsbald aus ihrer so nötigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte. Deshalb setzte er sich wieder ruhig nieder und hielt das Rohr rauchlos im Munde.

Der Landwirt Vormann, der das alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?"

„Nein, sie ist nur da hinabgerutscht, aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder ins Feld geht."

„Du bist ein braver Knecht," sagte Vormann und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Danke dafür. Es wird dir gutgehen. Denn wer die Lebensstunde eines Tieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander."

—Berthold Auerbach,
geboren zu Nordstetten 1812, gestorben in Cannes 1882.

---

79. Peter Minuit.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts sandten die Holländer Schiffe nach Amerika. Einer ihrer Seeleute, Namens Henry Hudson, entdeckte damals den nach ihm benannten Fluß, welcher in die Bai von New York mündet.

An diesem Flusse siedelten sich die holländischen Kolonisten alsbald an und ernährten sich hauptsächlich vom Biber- und Otterfang und vom Pelzhandel mit den Indianern.

Unter ihnen waren auch Deutsche, und einer von diesen wurde



im Jahre 1626 der Gouverneur der Kolonie. Sein Name war Peter Minuit. Geboren in der Stadt Wesel am Rhein, kam er nach manchen Reisen in die neue Welt und führte am Hudson sieben Jahre lang ein strenges, aber gutes Regiment. Gleich im ersten Jahre kaufte er die Insel Manhattan für vierundzwanzig Dollars von den Indianern und errichtete darauf ein Fort, um welches herum bald ein kleines Dorf, Neu Amsterdam genannt, entstand. Das war der Anfang der jetzigen Weltstadt New York. Im Jahre 1633 wurde Minuit abgerufen und kehrte nach Europa zurück.

Dort litt es aber den unternehmenden Mann nicht lange. Schon im Jahre 1638 landete er mit einer Anzahl schwedischer Kolonisten an den Ufern des Delaware, baute in der Nähe der heutigen Stadt Wilmington das Fort Christina und wurde so der Gründer und der erste Gouverneur der Kolonie Neu Schweden.

Diese Niederlassung war anfangs recht blühend, wurde jedoch schon im Jahre 1655 von den benachbarten Holländern erobert.

Peter Minuit aber, das deutsche Oberhaupt einer holländischen und einer schwedischen Kolonie in der Neuen Welt, war vierzehn Jahre vor dem Untergange der letzteren, im Jahre 1641, gestorben und liegt bei Fort Christina begraben.

80. Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Mut,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

—Adalbert Chamisso.

---

81. Der Waschbär.

Der gemeine Waschbär ist zwei Fuß lang, die Schwanzlänge beträgt zehn Zoll; am Widerrist ist er etwas über einen Fuß hoch. Der Pelz ist gelblichgrau und schwarz gemischt. Von der Stirne bis zur Nasenspitze zieht sich ein schwarzbrauner Streifen, und auch das Auge ist von einem schwarzbraunen Flecken umgeben. Über die Augen weg zu den Schläfen verläuft eine gelblichweiße Binde.

Heutigen Tages ist der Waschbär in den bewohnten Gegenden in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen, die er erleiden mußte,

weit seltener geworden, als er früher war; doch konnte man ihn immerhin noch nicht ganz vertreiben. Im Inneren des Landes, namentlich in Waldgegenden findet er sich in Menge. Wälder mit Flüssen, Seen und Bächen sind seine Lieblingsplätze; hier treibt er so ziemlich ungestört sein Wesen bei Tag und Nacht. In der Regel pflegt er seine Jagden erst mit Einbruch der Dämmerung zu beginnen und den hellen Sonnentag in hohlen Bäumen oder auf dicken belaubten Baumästen zu verschlafen. Wo er aber ganz ungestört ist, hat er eigentlich keine besondere Zeit zur Jagd, sondern lustwandelt ebensowohl bei Tage als bei Nacht durch sein weites Gebiet.

Er ist ein munterer, schmucker Bursch, welcher durch große Regsamkeit und Beweglichkeit sehr erfreut. Wenn er gleichgültig dahin schlendert, erkennt man ihn allerdings nicht als das, was er wirklich ist. Er senkt dabei den Kopf, wölbt den Rücken, läßt den Schwanz hängen und schleicht schiefen Ganges langsam seines Weges fort; sowie er jedoch eine der Teilnahme würdige Entdeckung macht, verändert sich sein ganzes Wesen. Das gestruppte Fell glättet sich, die breiten Lauscher werden gespitzt, er stellt sich spähend auf die Hinterbeine und hüpft und läuft nun leicht und behende weiter oder klettert mit großer Geschicklichkeit auf Bäume und macht mit unfehlbarer Sicherheit Sprünge von einem Ast zum anderen. In seinem geistigen Wesen hat er durchaus etwas Affenartiges. Er ist heiter, munter, neugierig, neckisch und zu lustigen Streichen aller Art geneigt; aber er ist auch mutig, wenn es sein muß, und zeigt im Beschleichen seiner Beute oft die List des Fuchses. Mit seinesgleichen verträgt er sich ausgezeichnet und spielt selbst im Alter noch stundenlang mit anderen Gefährten oder, in der Gefangenschaft z. B. mit jedem Tiere, welches sich überhaupt ins Spielen mit ihm einläßt.

Der Waschbär frißt alles, was genießbar ist, scheint aber ein echtes Leckermaul zu sein, welches sich, wenn es nur angeht, immer die besten Leckerbissen auszusuchen weiß. Die verschiedensten Fruchtarten, wie Kastanien, wilde Trauben, Mais, solange die Körner noch weich sind, Obst aller Art, liefern ihm schätzbare Nah-

rungsmittel; aber er stellt auch den Vögeln und ihren Nestern nach, weiß listig ein Hühnchen oder eine Taube zu beschleichen, fängt gewandt Fische, Krebse und Schaltiere und wagt sich bei der Ebbe solchem Schmaus zuliebe oft weit in die Gewässer. Besonders die Austern verzehrt er sehr gern und weiß sie geschickt zu öffnen. Er hat die Eigentümlichkeit, seine Nahrung vorher in das Wasser zu tauchen und sie zwischen seinen Vorderpfoten zu reiben, sie gleichsam zu waschen. Das thut er jedoch nur dann, wenn er nicht besonders hungrig ist; in letzterem Falle läßt ihm sein knurrender Magen wahrscheinlich keine Zeit zu der ihm sonst so lieben, spielenden Beschäftigung, welcher er seinen Namen verdankt.

—A. E. Brehm,

geboren zu Renthendorf 1829, gestorben 1884.

---

82. Der Kranich und der Wolf.

Als der Wolf einstmals ein Schaf gierig fraß, blieb ihm ein Knochen überzwerch im Halse stecken. Davon hatte er große Angst und Not, und er erbot sich, dem großen Lohn zu geben, welcher ihm helfen würde.

Da kam der Kranich, stieß seinen langen Hals dem Wolfe in den Rachen und zog den Knochen heraus.

Als er aber den verheißenen Lohn forderte, sprach der Wolf: „Willst du noch Lohn haben? Danke Gott, daß ich dir deinen Hals nicht abgebissen habe. Du solltest mir ein Geschenk machen dafür, daß du lebendig aus meinem Rachen gekommen bist."

Wer den Leuten in der Welt wohlthun will, der muß sich darauf gefaßt machen, Undank zu verdienen. Die Welt lohnt nicht anders, als mit Undank, wie das Sprichwort sagt: „Wer einen Menschen vom Galgen erlöset, dem hilft derselbe gern daran."

83. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch sieh, Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Grusz
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fusz.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Strasz' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her:
„Gott grüsz' Euch!" so spricht er, und sonst nichts mehr.

Doch sieh, das Mütterchen schluchzet vor Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

—Nepomuk Vogl.



84. Die Auswanderer (gekürzt).

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäftigen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

O, sprecht! warum zog't ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn!

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt. Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

—Ferdinand Freiligrath,
geboren 1810 zu Detmold, gestorben 1876 in Canstatt.

85. Ein Brief Herders über Venedig.

Liebe Kinder!

Nun bin ich in solch einem kleinen, schwarzen Hause geschwommen, das man eine Gondel nennt, vorn und hinten spitz und sieht wie ein Frauenpantoffel aus. Das viereckige Kämmerchen darauf mit vier Sitzen ist mit schwarzem Tuche beschlagen, sowie auch die Gondel schwarz ist. Der Gondolier steht hinten drauf und lenkt die Gondel mit seinem Ruder so geschickt, daß man es sich kaum denken kann, wenn man's nicht gesehen hat. Man schwimmt dicht auf den Wellen, so sanft wie in einer Wiege und sieht an beiden Seiten große, hohe Paläste, einen dicht am andern. Unter den Brücken fährt man durch, zwischen Gondeln, Schiffen, Barken fährt man wie auf einem Pfeile dahin, daß im größten Gedränge eine die andere kaum berührt. In manchen ziemlich engen Kanälen gehen drei Gondeln nebeneinander so schnell vorbei, als wenn man aneinander vorüberflöge. Die Damen sitzen mit ihren Herren drin, und sie haben es zehnmal bequemer, als wenn sie in den Kutschen gerüttelt würden. In Venedig sind keine Kutschen, alles wiegt sich in Gondeln, was nicht über die Brückentreppen auf- und ablaufen will. Es ist eine besondere Stadt, die gleichsam aus der See emporsteigt, voll Gedränges von Menschen, voll Fleiß und Betrügerei. Es ist mir lieb, daß ich sie gesehen habe. Morgen geht's nach Padua, auch zu Wasser, dann weiterhin zu Lande, und endlich zweimal über die Berge, bis ich bei Euch bin und Euch wiedersehe.

Lebt wohl, Ihr Lieben, lebt wohl! Ich sehe Euch bald, behaltet mich lieb, wie ich Euch lieb habe. Gebt alle sechs der Mutter einen Kuß in meinem Namen und seid hübsch artig und ihr gehorsam. Lebt wohl, Ihr Lieben!

---

86. Vaterlandsliebe.

Porsena, der König der Etrusker, belagerte Rom und hielt alle Zugänge besetzt. Er drohte die Stadt auszuhungern. Da ent-

schloß sich ein edler römischer Jüngling, Mucius, zu einer kühnen That, um die Feinde in Schrecken zu setzen. Er ging allein in das Lager der Gegner, mit einem Dolche unter dem Mantel. Unangefochten kam er vor das königliche Zelt, wo eben den Kriegsleuten der Sold ausgezahlt wurde. Mucius, welcher den König nicht kannte, stürzte auf den los, an welchen sich die meisten Soldaten wandten, nämlich den Schreiber des Königs, und erdolchte denselben.

Sogleich ergriffen ihn die Soldaten, entwaffneten ihn und führten ihn vor Porsena. Furchtlos sprach der kühne Jüngling: „Mein Name ist Mucius, ich bin ein römischer Bürger und wollte den Feind meines Vaterlandes töten. Da ich mich getäuscht habe, will ich dir gestehen, daß ich nicht der einzige bin, welcher dir nach dem Leben strebt.“

Der König erschrak und drohte, ihn verbrennen zu lassen, wenn er nicht die ganze Verschwörung entdecken würde. Der römische Jüngling aber sprach kein Wort mehr, sondern entblößte seinen rechten Arm, ging an ein dastehendes Kohlenbecken, hielt mit unverändertem Angesichte seine Hand in die Glut und ließ sie langsam darin verbrennen. Da ergriff Staunen und Entsetzen die Umstehenden und der König rief: „Geh', geh' ungestraft! Du hast feindlicher an dir, als an mir gehandelt. Ich wollte, daß solche Tapferkeit auch für mich stritte!“

Nun war aber dem Könige angst geworden vor solchen Männern, und er bot selber den Römern die Hand zum Frieden.

Mucius wurde vom römischen Volke hoch geehrt und erhielt den Beinamen „Scävola,“ d. i. „Linkhand.“

87. Der amerikanische Reis.

Thomas Jefferson, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten, war nicht nur einer der größten Staatsmänner, sondern auch ein gemeinsinniger Bürger, der stets darauf bedacht war, die Wohlfahrt seines Vaterlandes zu vergrößern. Ihm verdanken wir es

auch, daß der amerikanische Reis es heute mit dem italienischen sowohl als mit dem indischen getrost aufnehmen kann.

Nachdem der Befreiungskrieg vorüber und das Verfassungswerk vollendet war, beschäftigte Jefferson, der große Staatsmann, sich viel mit dem Landbau. Die Olive und den Kaperstrauch wollte er hierzulande einführen. Vor allem lag ihm der Reisbau am Herzen. Er hatte, als er amerikanischer Gesandter in Paris war, die Erfahrung gemacht, daß der kleine und schlecht gereinigte amerikanische Reis weit unter dem beliebten italienischen stand, und er beschloß, letzteren nach den Vereinigten Staaten zu verpflanzen. Zu dem Zwecke reiste er nach Oberitalien, fand jedoch zu seinem Leidwesen, daß die Ausfuhr von Saatreis dort verboten war. Nur auf das Wohl seines Heimatlandes bedacht, schreckte Jefferson nicht vor dem zurück, was damals strafwürdig war und es heute noch überall ist, dem Schmuggel. Er belud gegen das Verbot einige Maultiere mit Reis und ließ denselben über das piemontesische Gebirge nach Genua bringen. Dort aber wurde der Reis von den Zollbeamten mit Beschlag belegt, und Jeffersons Plan würde zu nichte geworden sein, hätte er nicht auch vorsorglich die weiten Taschen seines Rockes und seines Mantels mit Reis gefüllt gehabt. Den Kapitänen zweier amerikanischer Schiffe gab er die in seinen Augen so kostbaren Körner mit, und es gelang, dieselben glücklich in Charleston, Süd-Carolina, zu landen, wo sie Korn für Korn an Pflanzer verteilt wurden.

Die erste Ernte übertraf alle Erwartungen. Mehr als hundertfältig war der Ertrag und legte den Grund zum heutigen Reisbau in Carolina, dem besten in der ganzen Welt.

88. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.

Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht; —
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück auf zu deinem Maste, du kleiner Hydriot!"
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot;
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

—Wilhelm Müller,
geboren zu Dessau 1794, gestorben ebenda 1827.

89. Leonidas.

Im Jahre 480 vor Christi Geburt zog der Perserkönig Xerxes mit einem Heere von ungefähr 1,700,000 Kriegern von Asien hinüber nach Europa. Ganz Europa

wollte er unterjochen, zunächst aber mit Griechenland den Anfang machen.

Um in Griechenland einzudringen, muszten die Perser den Engpasz bei Thermopylæ passieren; diesen hatten aber 8000 Griechen besetzt. Darunter waren 300 auserlesene Spartaner unter ihrem Könige Leonidas. Xerxes schickte zuerst einen persischen Reiter in den Engpasz, der auskundschaften sollte, wie stark das Heer der Griechen sei. Dieser sah, wie die Spartaner eben ihrer Sitte gemäsz sich zum Kampfe schmückten und sich mit Kampfspielen ergötzten. Da sandte der Perserkönig einen Herold an sie und forderte ihnen die Waffen ab. „Hole sie dir," war die lakonische Antwort. Er machte ihnen nun grosze Versprechungen, wenn sie zu ihm übergehen und ihm Griechenland bezwingen helfen wollten. „Die Spartaner sind nicht gewohnt," war die Antwort, „Ehre durch Verrat zu erkaufen." Als ein Bewohner jener Gegend den Spartanern die Nachricht brachte, es seien der Feinde so viele, dasz ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, so antwortete einer: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten!"



Xerxes befahl endlich, man solle sie ihm gefesselt vorführen. Aber ein Haufe der Perser um den anderen wurde zurückgeworfen.

Ein Verräter unter den Griechen zeigte endlich den Persern einen Fuszsteig über das Gebirge, und diese fielen den Griechen in den Rücken. Leonidas mit seinen 300 Spartanern beschlosz zu bleiben, während die anderen Griechen sich grösztenteils zurückzogen; und so fielen

endlich alle tapfer kämpfend, unbesiegt, aber von der ungeheuern Übermacht der Asiaten erdrückt. Es wurde ihnen ein Denkmal errichtet, auf dem die Worte standen:

Wanderer, melde den Lacedämoniern,
Dasz wir hier liegen, ihren Befehlen gehorsam.

Grube.

90. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur —
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!

—Ludwig Uhland.

91. Die Edelsteine.

Ein reicher Chinese war stolz darauf, ein Kleid zu tragen, welches überall mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt war. Ein alter, schlecht gekleideter Bonze begegnete ihm auf der Straße, blieb vor ihm stehen, besah ihn vom Kopfe bis zu den Füßen,

neigte sich dann bis zur Erde vor ihm nieder und dankte ihm in den herzlichsten Ausdrücken für seine Edelsteine. „Mein Freund," sagte der Reiche, „ich habe dir nie Edelsteine gegeben." „Gewiß nicht," versetzte der Bonze, „aber ihr gabet mir Gelegenheit, sie zu sehen, und einen anderen Genuß habt ihr doch auch nicht davon. Es ist also zwischen uns beiden kein weiterer Unterschied, als daß ihr die Mühe habet, sie zu tragen und zu verwahren, während ich dieser Last überhoben bin."

—C. F. D. Schubart,
geboren zu Obersontheim 1739, gestorben in Stuttgart 1791.

---

92. Wiege und Sarg.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert. Und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt oder Sturm. Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege. Keine Not ficht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's

anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist es, als der Schlaf in der Wiege— denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt — aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst. Man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schoße, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durchs Leben zu gehen, durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde, und Glück und Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen, aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus den Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. — Auch am Sarge beten wir. Wir beten für den Toten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Selig-

keit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen! Oft; ach! — stehet ihr nahe aneinander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen; die eine, Wiege für die Erde — die andere, Wiege für den Himmel.

— Würkert.

---

93. Der Vögel Königswahl.

Die Vögel wollten einmal einen neuen König wählen, und es war ein Tag zu einer allgemeinen Versammlung im Walde bestimmt. Die meiste Hoffnung, gewählt zu werden, hatte der Adler wegen seiner Stärke und der Pfau wegen seiner Schönheit. Aber der Rabe war damit nicht zufrieden Er wußte zwar, daß seine Federn nicht sonderlich schön waren und daß er auch keine Kraft im Schnabel hatte; allein er meinte, weil er recht schreien und allerlei Stimmen nachahmen könne, so werde es ihm vielleicht doch gelingen, wenn er sich nur recht aufputze. Er schlich also hin in den Pfauenstall und suchte sich von den schönen grünen und blauen Federn, womit die Pfauen geschmückt sind, und steckte dieselben zwischen seine eigenen. Dazu färbte er seinen Schnabel und seine Beine gelb, und hielt sich nun fast für den schönsten Vogel. In diesem herrlichen Aufzuge kam er in die Versammlung und nahm zwischen dem Adler und dem Pfaue Platz. Anfangs stutzten die Vögel alle über den sonderbaren Gast, und niemand erkannte ihn. Als man ihn aber näher betrachtete, da sah man, woher die Schönheit rühre, und der Pfau rief: „Die Federn hat er mir gestohlen!" Die anderen schrieen alle: „Herunter mit dem Diebe!" Da wurden ihm nicht bloß die fremden Federn ausgerupft, sondern auch viele von seinen eigenen; und halbnackt und verspottet von allen mußte er sich nach Hause flüchten.

— W. J. G. Curtman.



94. Herculanum und Pompeji.

In herrlicher Umgebung lagen die beiden Städte Herculanum und Pompeji am Fuß des Vulkanes Vesuv und spiegelten sich in der Bai von Neapel. Geschmückt mit Tempeln, Statuen, Springbrunnen und Bädern und umkränzt von Gärten und Weinbergen, boten sie reichen Römern einen angenehmen Aufenthalt während des Sommers.

Am 24. August des Jahres 79 war das ungeheure Amphitheater von Pompeji voll Menschen, welche sich an Tiergefechten und Gladiatorspielen ergötzten. Da auf einmal sah die Menge eine Rauchsäule von dem Gipfel des Vesuv emporschießen, und Feuermassen und glühende Lava entströmten dem Berge und ergossen sich wie ein Meer der Stadt zu. Glühende Asche und Steine verdunkelten die Luft wie Gewitterwolken und Regenschauer. Die Erde erbebte; die riesigen Mauern des Theaters wankten; das Heulen der wilden Tiere mischte sich mit den Wehe-

klagen und Hilferufen der Menschen und mit dem Krache fallender Dächer und Häuser. Die Dunkelheit nimmt zu. Der Aschenregen fällt dichter und immer dichter. Welch furchtbares Rauschen jetzt! Der Berg speit siedendes Wasser aus, das mit der Asche vermischt bald die Straßen und die Zugänge zu den Häusern versperrt und anfüllt. Tausende erreichen die Stadtthore und fliehen gen Rom. Tausende werden in der Stadt von Asche und Lava verschüttet.

Über 1600 Jahre lagen die beiden Städte unter der Erde. Da, beim Graben eines Brunnens, stieß man auf ein Gebäude; man legte es bloß und entdeckte, daß es zu dem verschütteten Pompeji gehöre. Jetzt wurde die Arbeit fortgesetzt und allmählich die ganze Stadt aus dem Schutte herausgegraben. Man fand Häuser und Paläste, Skelette von Menschen, kostbare Gefäße und Kunstwerke, durch die Asche, welche alles umgab, im besten Zustand erhalten. Wer heute die Straßen des ausgegrabenen Pompeji durchwandert, der erhält einen klaren Einblick in das römische Leben vor beinahe zwei Jahrtausenden.

—Nach Bulwer.

---

95. Die Schildwache zu Pompeji.

Es grollt Vesuv, in seinem Herd
Da kocht und stöhnt, da sprüht und gährt,
Da ringet wild im heiszen Dampfe
Der Elemente Kraft im Kampfe.

Die Aschenwolke rings umher,
Ein Leichenmantel trüb und schwer
Dehnt dräuend sich in weiter Runde:
Das ist Pompejis letzte Stunde.

Die Bürger voll Entsetzen fliehn;
Doch treu der eh'rnen Disciplin,
Bleibt unerschüttert fest gebannt
Die Schildwach, die am Thore stand.



Und immer dunkler wird die Nacht,
Und immer noch steht auf der Wacht
Der Römer: Mag die Welt vergehn,
Er wird auf seinem Posten stehn.

Die finstre Wolke stürzt herab,
Pompeji sinkt ins Aschengrab,
Vertilgt bis auf die letzte Spur;
Ein leerer Name bleibet nur. —

Und siebenzehn Jahrhundert fliehn,
Geschlechter kommen und verblühn;
Und eine neue Welt entsteht,
Wo einst Pompejis Spur verweht.

In siebzehnhundertjähr'ger Nacht
Der Römerkrieger hält die Wacht;
In toter Stadt, verkohlt, erstarrt,
Der Wächter noch am Thore harrt —

Bis endlich Tageslicht erhellt
Die Trümmer jener alten Welt,
Des Spatens Eisen auf sie stöszt:
Da ward die Schildwach abgelöst.

— F. Moras,
geboren 1821 in Rheinpreußen, lebt in Philadelphia, Pa.

---

96. Jakob Leisler.

Im Jahre 1689 brach in England eine Revolution aus. König Jakob II. wurde vertrieben, und Wilhelm von Oranien, der Gemahl einer englischen Prinzeß, wurde König. Darüber herrschte großer Jubel, und auch in den amerikanischen Kolonien Englands freute man sich sehr. Allenthalben mußten die früher von König

Jakob eingesetzten Beamten fliehen. So wurde der Gouverneur von New York, Nicholson, vertrieben und an seine Stelle setzte die Volkspartei einen deutschen Kaufmann aus Frankfurt am Main mit Namen Jakob Leisler, der als reicher Kaufherr, Schiffsreeder, und ehrlicher Mann allgemein geachtet und beliebt war.

Leisler that nun sehr viel zum Wohl der Kolonie, indem er einen Bund der sämtlichen englisch-amerikanischen Provinzen gegen die Franzosen in Canada zu Stande brachte. Er sammelte ein Heer zu einem Kriegszuge gegen die Canadier und rüstete selbst das erste Kriegsschiff aus, welches je vom New Yorker Hafen auslief. Auch befestigte er diesen Hafen mit Batterien und Wällen.

Als aber der Kriegszug gegen die Canadier fehlschlug, da benutzten Leislers Feinde, die alte aristokratische Partei, diese Gelegenheit, ihn beim englischen Hofe zu verleumden. Auch in New York selbst riefen sie einen Aufstand gegen ihn hervor. Im Jahre 1690 sandte deshalb der König von England einen neuen Gouverneur nach New York.

Slaughter, so hieß derselbe, ließ auf den Rat der Aristokraten Leisler ins Gefängniß werfen und durch einen parteiischen Gerichtshof als Hochverräter zum Tode verurteilen. Man gestattete Leisler nicht, sich zu rechtfertigen, und er wurde im Jahre 1691 zu New York enthauptet.

So endete der zweite deutsche Gouverneur von New York. Bald nach Leislers Tode sah die englische Regierung ihr Unrecht ein und trachtete, es wieder gut zu machen. Leislers Verdienste wurden öffentlich anerkannt und sein früher konfisziertes Eigentum seinem Sohne zurückgegeben.

---

97. Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme! das Kind steht auf,
  Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
  Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief!
  Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief;
  Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
  Nun pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
  Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
  Mit Augen so hold und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht;
  Viel stumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
  Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! herauf! So meint's das Kind;
  Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es sich über den Brunnenrand —
  Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
  Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
  Verschluckt von der hüpfenden Welle;
Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
  Und schnell enteilt es der Stelle.

— Friedrich Hebbel,

geboren zu Wesselburen (Holstein) 1813, gestorben in Wien 1863.

98. Der Star von Segringen.

Selbst einem Stare kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — Der Barbier von Segringen hatte einen Star, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, z. B. „Ich bin der Barbier von Segringen." Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, z. B. „So so, la la," oder „Par Compagnie" (das heißt: in Gesellschaft), oder „Wie Gott will," oder „Du Tolpatsch." So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich anstatt auf das Tuch, oder wenn er das Barbiermesser am Rücken abzog statt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun alle Tage viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab es manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten und der Star auch eines seiner Wörtlein dreinwarf, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?" antwortete er: „Du Tolpatsch!" und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster offen war, und das Wetter schön, da dachte der Star: „Ich habe nun schon so viel gelernt, daß ich in der Welt fortkommen kann" — und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, denn er dachte: „Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich." Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Garn. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen

Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und an nichts dachte, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen," als wenn er wüßte, was ihn retten müßte. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er vor Lachen kaum zu Atem kommen. Und als er sagte: „Ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?" da antwortete der Hansel: „Par Compagnie." Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen.

Merke: So etwas passiert einem Stare selten; aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herausgekommen.

—J. P. Hebel.

---

99. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mär,
Der fühlte, daß er sterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu teilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne wert,
Da gab er seinen Segen:

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Der Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten.

„Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo stille Hirten sind,
Dort magst du friedlich leben."

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten sein Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit, —
Man ehrt den Pflug noch immer.

—Wolfgang Müller,
geboren zu Königswinter 1816, gestorben ebenda 1873.

---

100. Die Hermannsschlacht.

Um Christi Geburt, da das große Römerreich am mächtigsten war, sandte der römische Kaiser Augustus seine Heere über den Rhein, um die von deutschen Stämmen bewohnten Länder zu erobern.

Die Römer waren anfänglich erfolgreich. Sie besetzten große Strecken Landes vom Rhein bis zur Weser, führten römische Sitte, Rechtspflege und Sprache ein und betrugen sich wie die Herren des Landes.

Deutsche Fürsten und Krieger folgten den römischen Fahnen als Söldlinge; nicht wenige davon besuchten Rom und lernten dort römische Bildung.

Immer sicherer fühlten sich die stolzen Römer ihres vermeintlichen Besitzes; immer gieriger wurden sie nach neuen Eroberungen. Da zog der römische Feldherr Varus mit einem großen Heere nordwärts, um das Land bis zur Küste der Nordsee zu besetzen. Ganze Scharen deutscher Hilfstruppen begleiteten ihn, angeblich um gegen ihre Stammesgenossen und Landsleute zu fechten; denn es war den schlauen Römern schon gelungen, unter den Deutschen selbst Zwiste und Streitigkeiten zu erregen, welche die Eroberer sich zu nutze zu machen gedachten.

Doch auch die Deutschen waren nicht müßig gewesen. Müde des römischen Joches, hatten sich einige mächtige deutsche Stämme insgeheim zum Widerstand gegen die Eroberer und zur Vernichtung des gemeinsamen Feindes verbündet.

Armin oder Hermann, der Fürst des Stammes der Cherusker, war die Seele der Verschwörung. Durch einen längeren Aufenthalt in Rom und stetigen Verkehr mit den römischen Anführern kannte er die Pläne der Eroberer und ihre Schwächen. Danach handelte er.

Ein im Nordwesten wohnender deutscher Stamm brach in Empörung aus, und Varus zog mit seiner ganzen Macht gegen die Aufrührer. Es war ein beschwerlicher Marsch durch unwirtsame Gegenden; Regengüsse hatten das Land in einen Sumpf verwandelt.

Als aber das römische Heer sich inmitten des Teutoburger Waldes befand, da brachen plötzlich deutsche Krieger von allen Seiten aus dem Dickicht hervor und fielen auf den Feind. Die deutschen Hilfstruppen kehrten ihre Waffen gegen die verhaßten

Legionen. Ein furchtbarer Kampf entspann sich, der nach drei Tagen mit der völligen Vernichtung des römischen Heeres endete, dessen Anführer Varus sich in sein eigenes Schwert stürzte, um nicht den ergrimmten Deutschen in die Hände zu fallen.

Schrecklich war die Rache der Deutschen an ihren Unterdrückern. Überall, wo die Römer Fuß gefaßt hatten, standen die unterjochten Germanen auf und verjagten oder vernichteten die Eindringlinge.

Die Folgen dieser Erhebung der Deutschen waren groß und glorreich, denn niemals nach jener Zeit gelang es den Römern wieder, im deutschen Lande bleibende Eroberungen zu machen. In der Hermannsschlacht sahen die Deutschen zum erstenmale, daß auch die Römer besiegt werden konnten, und bald wurden sie aus den Verteidigern ihres eigenen Herdes die Eroberer des römischen Weltreiches.

101. Der Bobolink.

Ich soll euch meine Geschichte erzählen? Das ist gar nicht so leicht. Eigentlich bin ich ein Starvogel, und meinen rechten Namen weiß ich selbst nicht, so wenig wie ich euch sagen kann, wo ich zu Hause bin. Allerdings wohne ich im Monat Mai und Juni im Norden, und die Leute sagen, ich sei ein hübsches Vögelchen mit schwarzem Kopf, Bauch und Schwanz, weißen Schultern und braungelbem Nacken. Sie nennen mich Bobolink oder Paperling und hören mich gerne singen, wenn ich im grünen Klee sitze oder auf den blühenden Bäumen. Sie meinen, mein Gesang komme dem der Lerche gleich und thun mir deshalb auch nichts zuleide, gerade als ob sie mich damit bewegen wollten, bei ihnen im Norden zu bleiben. Das fällt mir aber nicht ein. Wenn der Sommer kommt und die Blüten verschwinden, dann lege auch ich mein Frühlingskleid ab, meine Federn werden braunrot; ich habe keine Zeit mehr zum Singen, mein Appetit wird stärker, und Sämereien aller Art sind meine Lieblingsspeise.

Anfangs Juli ziehe ich dann fort nach dem sonnigen Süden.

Besonders gut gefällt es mir zu der Zeit im südlichen Pennsylvanien, in Delaware und in Maryland im hohen Ried und Rohr an den großen Flüssen. Dort nennen mich die Leute Riedvogel und stellen mir eifrig nach, da sie behaupten, mein Fleisch sei im Spätsommer sehr schmackhaft.

Lange kann natürlich meines Bleibens in solch gefährlicher Nachbarschaft nicht sein. Auch weiß ich ganz genau, wo schon wieder ein anderes Tischlein für mich gedeckt ist. Fort! so schnell wie möglich weiter nach Süden, in die Reisfelder von Carolina. Da bin ich in meinem Elemente. Das wissen die Menschen auch wohl, denn sie nennen mich dort Reisvogel. Ganz geheuer ist es aber auf dieser fetten Weide auch nicht. Schützen, Fallen und Netzsteller sind hinter mir her, und ich muß mich recht sehr in acht nehmen, um nicht als fetter Braten ihren Tisch zu zieren, ehe das nächste Frühjahr mich wieder als Bobolink oder Paperling nordwärts führt.

„Bobolink! Paperling! Sieh, sieh!
Wie, wie! Bobolink, link, link!"

---

102. Belisar.

Der oströmische Kaiser Justinian hatte infolge böswilliger Verleumdungen seinen treuen und tapferen Feldherrn Belisar aller seiner Würden entsetzt und ihn ins Gefängnis werfen lassen. Doch auch da fürchtete er noch den groszen Krieger und wollte ihn völlig unfähig machen, ihm zu schaden. Er gab deshalb den grausamen Befehl, Belisar die Augen auszustechen und ihn des Landes zu verweisen.

Die grausenhafte That wurde vollzogen, und dann suchte man einen Führer, der den unglücklichen, blinden Mann über die Grenzen des Reiches hinausbringen möchte. Aber niemand wollte sich zu diesem traurigen Geschäfte hergeben. Endlich meldete sich ein Knabe

und erbot sich, der Führer Belisars zu werden. Man öffnete diesem das Gefängnis, nahm ihm die Fesseln ab und gab dem Helden statt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen.

Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt, sondern das Herz blutete ihm auch, weil er das liebste auf der Welt, seine Familie, ganz verlassen sollte. Besonders schwer war ihm der Gedanke, leben zu müssen ohne seine Tochter Irene, die von Jugend auf in kindlicher Treue und Zärtlichkeit an ihm gehangen und ihn bisher auf allen seinen Zügen begleitet hatte.

Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. Das war zu viel für das Vaterherz. Nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an sein Herz drücken und dann als Bettler in die Fremde gehen.

Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen; er wuszte, dasz er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhofe des Gefängnisses befand; er bat ihn leise, er möge ihn doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen, damit er von ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könnte.

Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten; er umfaszte des blinden Mannes Kniee und weinte laut, denn — es war ja die Tochter selbst, die sich von allem losgerissen hatte, um auch jetzt nicht von dem Vater zu lassen, um als schützender Engel seine unsicheren Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die Fremde und hat sein trauriges Schicksal geteilt, bis er sein Grab fand. So blieb der arme, blinde Bettler dennoch reich durch die treue Liebe seines Kindes.

— Chr. E. von Houwald,
geboren 1778, gestorben 1845.

103. Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld bestellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil'.
Er sprach: „Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von eurer Ernte mein Teil."

Die Araber aber sind Füchse von Haus;
Sie sprachen: „Die untere Hälfte sei dein."
Der Teufel will allezeit oben hinaus:
„Nein," sprach er, „es soll die obere sein!"

Da bauten sie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Teilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich.
Der Teufel die gelben Blätter empfing.

Und als es wiederum ging ins Jahr,
Da sprach der Teufel in hellem Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!"
Da bauten die Araber Weizen und Korn.

Und als es wieder zur Teilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenschnitt;
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm
Und heizte der Hölle Ofen damit.

—Friedrich Rückert,
geboren zu Schweinfurt 1788, gestorben in Neuseß 1866.

---

104. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Daß wir heutzutage für wenig Geld gute Bücher kaufen und lesen können, das verdanken wir einem Deutschen, Johannes Gutenberg, geboren im Jahre 1397 zu Mainz am Rhein.

In früher Jugend kam er mit seinen Eltern nach Straßburg im Elsaß, und es ist bekannt, daß er dort in den Jahren 1436 bis 1438 mit mehreren Männern in Verbindung trat, um Spiegel zu machen und Steine zu schleifen.



Einige Jahre später kam er auf den Gedanken, erst aus Holz und dann aus Metall die Buchstaben des A-B-C herzustellen, daraus Worte nach Belieben zusammenzusetzen, sie mit Schwärze zu überstreichen und mittels einer Presse auf Papier abzudrucken.

Ehe er aber dies ausführte, ging er zurück nach Mainz, wo er mit einem reichen Bürger Namens Fust zusammen eine Druckerei errichtete. Fust streckte das nötige Geld vor; Gutenberg that die Arbeit, und der Gewinn sollte zu gleichen Hälften zwischen beiden geteilt werden.

Im Jahre 1455 vollendete Gutenberg den Druck einer Bibel. Das Werk hatte drei Jahre gedauert und große Kosten verursacht. Und nun forderte Fust, der schon lange vorhatte, die Erfindung Gutenbergs für sich allein auszubeuten, plötzlich sein Geld zurück. Gutenberg konnte aber nicht bezahlen, mußte dem harten Fust die ganze Druckerei überlassen und wandte sich, arm und niedergebeugt, wieder nach Straßburg. Doch es wollte ihm nicht gelingen, dort eine Druckerei zu errichten, und schon stand der betrogene Erfinder am Rande der Verzweiflung, als ihn ein anderer reicher Mann in Mainz, Doktor Humery, aufforderte, wieder dahin zu kommen und dort nochmals anzufangen. Das geschah, und Gutenberg druckte einige Bücher. Aber das Maß seines Unglücks war noch nicht voll. Es kam Krieg; die Stadt Mainz wurde vom Feind teilweise verwüstet, und Gutenbergs Druckerei sowohl wie auch die des treulosen Fust wurden verbrannt und zerstört.

Die Drucker aber, Arbeiter und Gesellen, zerstreuten sich; die Druckerkunst verbreitete sich weiter, und bald entstanden in verschiedenen Städten Deutschlands, auch in anderen Ländern, Druckereien.

Gutenberg starb im Jahre 1469 arm und gebeugt durch das Mißgeschick, das ihn durchs ganze Leben begleitete.

Die undankbare Welt erkannte und dankte es dem großen Manne erst viel später, daß er ihr die Wege der Erkenntnis eröffnet hatte, und im Jahre 1837 setzte ihm die Stadt Mainz ein Denkmal.

—Nach Grube.

105. Till Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel war ein durchtriebener Schalk, der seine größte Lust daran fand, die Welt zu durchwandern, lustige Streiche zu verüben und andern einen Schabernack zu spielen.

Zuweilen hatte er auch gute Einfälle, die seinen Namen berühmt machten.

Eines Tages begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinichten Straße seine Pferde über die Maßen antrieb. „Kann ich," fragte er im Vorbeijagen, „wohl noch vor Abend zur Stadt kommen?" Eulenspiegel antwortete: „Wenn Ihr langsam fahret." „Der Kerl ist nicht klug," dachte der Fuhrmann und trieb seine Pferde nur noch mehr an. Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück und traf den Fuhrmann wieder auf der Straße an, und zwar in großer Verlegenheit. Durch das Jagen auf dem steinichten Boden war ihm nämlich ein Rad gebrochen. Er konnte deshalb mit seinem Wagen nicht von der Stelle und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. „Sagte ich's Euch nicht," sprach Eulenspiegel, „daß Ihr langsam fahren müßtet, wenn Ihr noch zur Stadt wolltet?"

Ein andermal ging Eulenspiegel mit einigen Gesellen über Land. Jedesmal, wenn's bergab ging, war Eulenspiegel traurig und hing den Kopf. Stiegen sie jedoch einen Berg hinan, dann lachte und sang er und zeigte sich voller Freuden. Als nun die

anderen ihn fragten, warum er sich so gebärde, sagte Eulenspiegel: „Wenn ich bergauf gehe, so freue ich mich, weil's auf der anderen Seite wieder abwärts gehen wird. Gehen wir aber bergab, dann bin ich betrübt und fürchte mich schon vor dem Berge, den wir bald wieder zu ersteigen haben werden."

---

106. Des Frühlings Heilkraft.

Der Vater ist seit Jahren blind:
  Blind sein ist mehr als sterben;
Die Mutter hat ein krankes Kind
  Und kann nicht viel erwerben. —

Der Knabe war noch nie so warm,
  Obgleich das Fenster offen,
Seitdem des Winters harter Arm
  Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küßt das kranke Kind
  Zum erstenmal im Jahre;
Es spielt ein weicher, warmer Wind
  Mit seinem seidnen Haare.

Und wie sein Aug' am Himmel hängt,
  Als möcht's dahin entfliehen,
Im Wangengrübchen langsam fängt
  Ein Röslein an zu blühen.

Und süßes Wunder! Plötzlich, als
  Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
  Er seine beiden Hände.

Die Mutter weiß vor Freud' nicht Rat,
Bricht aus in lautes Weinen —
Das war des Frühlings erste That,
Und keine von den kleinen.

— Hermann von Gilm,
geboren zu Innsbruck 1812, gestorben in Linz 1864.

---

107. Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere; da wußte er nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe träte; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein, und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch, und lerne jeder sein Handwerk; wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Hause zusammenkommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte, nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus. Der Barbier rasierte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen, denn er dachte bei sich, fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr. Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Wie sie so saßen, kam auf

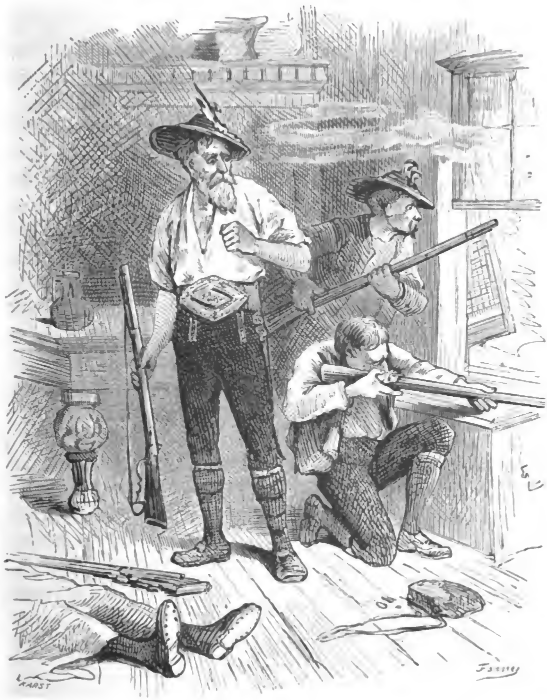
einmal ein Hase übers Feld dahergelaufen. „Ei," sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen," nahm Becken und Seife, schäumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann seifte er ihn im vollen Laufe ein und rasierte ihm auch im vollen Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir," sagte der Vater, „wenn die andern sich nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen dahergerannt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferde, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl," sprach der Vater, „du machst deine Sache so gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laß mich auch einmal gewähren;" und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säß' er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, staunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden anderen Brüder waren damit zufrieden; und weil sie einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen; und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei anderen so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt. —Grimm.

---

108. Andreas Hofer.

In dem mächtigen Alpengebirge wohnt ein treues, braves Volk, die Tiroler, meistens aus Bauern, Hirten und Jägern bestehend.



Das kleine Land, rings von Bergen eingeschlossen, gehört schon seit vielen Jahren zu dem Kaiserreich Österreich.

Als nun letzteres im Anfang unseres Jahrhunderts mit Frankreich im Kriege lag, da standen die Tiroler treu zu ihrem Kaiser und fochten jahrelang gegen die übermächtigen Franzosen.

Ihr Anführer war Andreas Hofer aus dem Passeyerthal, ein einfacher, frommer und tapferer Mann. Er fügte den Feinden großen

Schaden zu, denn seine Scharfschützen schossen gut, und in die Bergschluchten konnte man sie nicht verfolgen.

Da schloß der Kaiser von Österreich mit dem französischen Kaiser Napoleon Frieden, und die Tiroler standen noch eine Zeit lang ganz allein gegen den Feind.

Allmählich aber sahen sie, daß sie ihr Blut vergeblich vergossen, und daß sie sich gegen die Übermacht nicht länger halten konnten. Die tapferen Leute kehrten daher in ihre Hütten zurück. Auch Hofer suchte seine Heimstätte auf, aber nur, um sein Weib und seine Kinder zu holen und sich mit ihnen auf die Berge in einen dichten Wald zu begeben, wo sie sich in einer alten, einsamen Hütte versteckt hielten. Denn die Feinde suchten Hofer, und auf seinen Kopf war ein hoher Preis gesetzt, welchen zu verdienen sich denn auch bald ein Verräter fand. Ein früherer Gefährte und Waffenbruder Hofers, Donay, der das Versteck des tapferen Mannes kannte, führte eine Abteilung feindlicher Soldaten dahin, und Hofer ward ohne Widerstand gefangen genommen.

Man brachte ihn nach der französischen Festung Mantua in Oberitalien. Dort wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt.

Österreich, für das er so oft in den Kampf gegangen war, that nichts zu seinen Gunsten und ließ es zu, daß er am 24. Februar 1810 auf dem Festungswalle von Mantua erschossen wurde.

Er erlitt den Tod, weil er sein Vaterland gegen den fremden Eindringling verteidigt hatte.

---

109. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol!

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor:
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz'.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;

Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

— Julius Mosen,
geboren 1803, gestorben 1867.

---

110. Das Samenkorn.

Jedes Samenkorn, sei es auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Außer der groben, äußeren, härteren Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, liegt zwischen ihr und dem Kern noch eine feine, dünne Haut; damit die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in seiner Natur! Aber auch das Innere des Samenkörnleins ist merkwürdig. Man entdeckt darin einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen; es ist der Keim der künftigen Pflanze, der erste Anfang zum Kornhalm oder zum Eichbaum. Selbst also auch die mehligen Teile sind nur eine neue Hülle; sie dienen dem jungen Keim als erste Nahrung, solange er nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde einzusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen.

Wenn nun im Frühjahr die Strahlen der Sonne den aufgetauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, ist erstaunenswürdig, indem er den Kern

anschwellt. Wenn man ein Gewicht von hundertundfünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt und die Keime dringen hervor! Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Kraft in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eines Kindes zerstört?

Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen Menschen gehorchen, können sie ein einziges Samenkorn machen?

—Heinrich Zschokke,
geboren zu Magdeburg 1771, gestorben in der Schweiz 1848.

---

111. Die Geschichte eines Grashalms von ihm selbst erzählt.

(Aufsatzbeispiel.)*

Es war noch kalt und rauh, als der Säemann uns kleine Körnchen in die Erde streute, mit Erde bedeckte und dann uns selbst überließ; doch es dauerte nicht lange, da platzte das Körnchen, in dem ich wohnte, ich guckte als winziges Keimchen in die Welt hinaus, ein Sonnenstrahl küßte mich bei meinem Erwachen, überrascht schaute ich mich um; da fand ich, daß ich in Gesellschaft von Tausenden von Grashälmlein in einem Garten unter Bäumen stand. Von Tag zu Tag wurde ich größer, bald bildete ich mit den anderen Hälmchen einen schönen grünen Teppich, auf welchem Gänseblümchen und Veilchen standen; auch Rosen und Lilien hatte man zwischen uns gepflanzt, aber die ragten über uns empor und blickten stolz auf die unscheinbaren Hälmchen herab. Wir beneideten jene Rosen und Lilien nicht, wir konnten ja mit ihnen alle Freude teilen; über uns wölbte sich auch der schöne blaue Himmel, uns spendete die Sonne ja auch ihre Strahlen, derselbe Tau erquickte uns, und auch über uns sangen die Vöglein ihre schönsten Lieder. Wohl treten die Menschen auf uns herum,

*In ähnlicher Weise können die Schüler die Geschichte eines Apfels, eines Stückes Steinkohle, eines Messers &c. behandeln.

doch wir kleinen, verkannten Pflanzen heben immer wieder von neuem unsere Köpfchen hoch empor; das haben wir doch voraus vor jenen stolzen Blumen. Unsere Wurzeln stehen so fest in der Erde, daß auch der Winter, der Feind so vieler Pflanzen, uns nicht töten kann: wir schlafen und ruhen nur aus, um als erste Frühlingsboten zu erscheinen und den Menschen zuzurufen: „Das Grashälmchen, welches ihr so gering schätzt, kommt immer wieder, euch zuerst im Frühling zu begrüßen!"

—Onkel Karl.

112. Die erste Dampfschiffahrt Fultons.



Wenn wir jetzt einen stattlichen Dampfer auf dem Ohio oder Missouri dahingleiten, oder einen schwimmenden Seepalast von seiner Fahrt über den Ocean an unserer Küste landen sehen, fällt es uns schwer zu glauben, daß der erste Versuch, den Dampf zur Bewegung von Schiffen zu verwenden, nicht allein von unwissenden Menschen, sondern auch von gebildeten Leuten als das Thun eines Narren verlacht wurde. Und doch war dieses der Fall.

Nachdem es dem Engländer James Watt gelungen war, Wagen auf eisernen Geleisen vermittelst des Dampfes hin- und herzubewegen, kam dem Amerikaner Robert Fulton der glückliche Gedanke, daß auch Schiffe durch die gleiche Kraft getrieben werden könnten. Schon im Jahre 1793 suchte er in mehreren Schriften zu beweisen, daß seine Idee ausführbar sei und begab sich nach

Europa, um sich dort weiter auszubilden und Versuche anzustellen. In England ließ er sich eine Dampfmaschine anfertigen, und nachdem er in seine Heimat zurückgekehrt war, wurde in New York das Schiff gebaut, welches durch diese Maschine in Bewegung gesetzt werden sollte.

In der ganzen Stadt und an den Ufern des Hudson herrschte die größte Aufregung, als man von dem sonderbaren Einfall hörte, in einem Schiffe ohne Ruder und Segel den Fluß hinauffahren zu wollen. Tausende und aber Tausende eilten an den Strom, um den Verrückten, wie sie Fulton nannten, zu verlachen und zu verspotten. Andere, welche das Schiff des Nachts auf dem Hudson erblickten, ohne zu wissen, was es war, gerieten in die fürchterlichste Angst. Sie glaubten, ein Meerungeheuer komme, das den Donner in sich trage und Feuer und Rauch in die Lüfte speie. Matrosen flüchteten von dem Verdeck ihrer Fahrzeuge in die unteren Räume, sanken auf ihre Kniee nieder und beteten, der Himmel möge sie vor einem so gräßlichen Ungetüm beschützen. Fulton selbst hat seine erste Fahrt auf dem „Clermont," so hieß der Dampfer, mit den folgenden Worten beschrieben:

„Als ich mit dem Bau meines ersten Dampfschiffes beschäftigt war, stieß ich bei dem Publikum nur auf Gleichgültigkeit oder Verachtung; denn sie sahen meine Pläne für Hirngespinste an. Meine Freunde waren höflich, aber scheu gemacht, sie hörten zwar meinen Erklärungen mit Aufmerksamkeit zu, aber ich konnte an ihren Mienen wohl merken, daß sie dem Gelingen meines Vorhabens keinen Glauben schenkten. Bei meinem täglichen Hin- und Hergehen nach und von der Werfte wurden mir immer die kränkendsten und höhnischsten Bemerkungen zu Gehör gebracht, und über mein ernstes, redliches Forschen und Streben mußte ich mir oft die seichtesten Witze gefallen lassen, kurz, man suchte mich auf jede Weise lächerlich zu machen.

Endlich erschien der Tag, an welchem die erste Probefahrt stattfinden sollte. Ich lud meine Freunde und Bekannten hierzu ein; viele erschienen aus Achtung und Gefälligkeit gegen mich, doch fürchteten sie alle, mehr die Gefährten meines Unglücks zu sein, als

die Teilnehmer meines Triumphes. Ich selbst hatte Ursache, einigermaßen besorgt zu sein, denn die Maschine war neu und schlecht gearbeitet, und einzelne Teile waren von Leuten verfertigt worden, die weder Übung noch Kenntnis in solchen Arbeiten hatten. Der Augenblick erschien, in welchem durch das Kommandowort das Boot in Bewegung gesetzt werden sollte. Meine Freunde hatten sich in Gruppen auf dem Verdeck versammelt, und ich konnte nur Angst und Besorgnis in ihren Blicken lesen.

Das Zeichen wurde gegeben — das Boot bewegte sich rasch eine kurze Strecke und stand dann mit einemmale unbeweglich still. Der vorhergegangenen Stille folgte nun lautes Murren und Flüstern, und deutlich vernahm ich die Worte: „Habe ich's nicht gleich gesagt? — Ich wußte wohl, daß es so kommen würde — wären wir nur mit guter Manier wieder davon."— Ich bat nur um eine halbe Stunde Geduld, verfügte mich in die Maschinerie und entdeckte alsbald die Ursache, die ich auch mit leichter Mühe entfernte. Das Boot setzte sich von neuem in Bewegung, aber alle zweifelten noch, und keiner traute den eigenen Sinnen. Bald hatten wir New York hinter uns und kamen an den romantischen Gegenden des Hochlandes vorbei. Endlich sahen wir die Häuser von Albany uns entgegenschimmern und erreichten glücklich das Ufer. Auch hier endete das Mißtrauen noch nicht, denn viele zweifelten, daß das Dampfboot wieder nach New York zurücklaufen würde."

Nun — der Clermont kam wieder glücklich in New York an, und heute legen viele der prächtigsten Dampfer täglich denselben Weg zurück, auf welchem der erfinderische Geist Robert Fultons einst einen glänzenden Triumph gefeiert hat.

---

113. Der Liebe Dauer.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß,
— Sie seh'n den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras;

Und sprichst: „O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst."

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort;
Doch still — er ruht, er ist am Ziel.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

—Ferdinand Freiligrath.

---

114. Der Büffel.

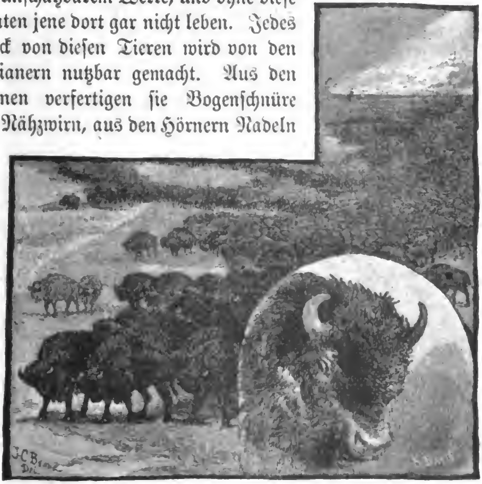
Der Büffel oder Bison, welcher zur Zeit der Entdeckung Amerikas bis zum atlantischen Ocean streifte und noch vor weniger als einem halben Jahrhundert an den Ufern des unteren Missouri weidete, hat sich in neuerer Zeit nach den westlichen Ebenen zurückgezogen.

Eigentümlich ist das Aussehen dieser Tiere. Dicht hinter dem stämmigen Halse erhebt sich ein buschiger Höcker. Der Vorderbau mit der gewaltigen Brust und dem dicken Kopfe, mit den beiden etwa einen Fuß langen, kräftigen und leicht gebogenen Hörnern steht in keinem Verhältnis zu dem schmächtigen Hinterbau. Der kolossale, mit schwarzbraunem, zottigem Fell bekleidete Körper und die zierlichen Beine, die kleinen, feurigen Augen und der plumpe Kopf passen gar nicht zu einander. Trotz ihrer scheinbaren Unbeholfenheit und einer Schwere von 1000 bis 1500 Pfund, besitzen die Büffel eine erstaunliche Gewandtheit und überholen selbst das schnelle Pferd.

Es gibt gegenwärtig drei von einander getrennt lebende große Büffelfamilien, die sich gelegentlich in kleinere Herden teilen. Die erste Familie lebt am großen Winnipegsee und am Saskatchewan, die zweite am Yellowstone und die dritte am Platte bis zum Arkansas. Jede dieser drei großen Büffelherden, die sich auch durch Wuchs und Größe einigermaßen von einander unterscheiden, macht aber häufige Streifzüge nach neuen Weideplätzen oft auf Hunderte von Meilen. Ihr Futter besteht meistens

in dem kurzen und krausen sogenannten Buffalogras, welches außerordentlich nahrhaft ist.

Für die auf den Prairien wohnenden Indianer sind die Büffel von unschätzbarem Werte, und ohne diese könnten jene dort gar nicht leben. Jedes Stück von diesen Tieren wird von den Indianern nutzbar gemacht. Aus den Sehnen verfertigen sie Bogenschnüre und Nähzwirn, aus den Hörnern Nadeln



und aus den Mähnenhaaren Stricke; die Felle werden zu Kleidern, Decken und Zeltdächern verarbeitet; das Fleisch wird entweder frisch gegessen oder für den Winter getrocknet.

Die Büffeljagd wird von Indianern und weißen Jägern systematisch betrieben, und es fallen ihnen jährlich einige hunderttausend solcher Tiere zum Opfer. In neuerer Zeit töten besonders die Weißen die für die Indianer unentbehrlichen Büffel in großer Menge. Infolgedessen scheint der Tag nicht mehr fern zu sein, an dem es keine Büffelherden, sondern nur noch vereinzelt umherstreifende Büffel geben wird, wie es heute südlich vom Arkan'as wirklich schon der Fall ist.

—Theodor Kirchhoff,
geboren in Holstein 1828, lebt in San Franzisko.

115. Die Eiche und der Epheu.

(Aufsatzbeispiel.)

Als der Epheu noch alleine
Grünte in der Wälder Raum,
Stand in einem großen Haine
Einst ein alter Eichenbaum.

Stand da, preis dem rauhen Winde,
Nackt und starr und blätterleer;
Um die alte, dürre Rinde
Prasselte der Hagel her.

Liebreich da die Epheupflanze
Um den kahlen Baum sich wand,
Daß er bald von grünem Kranze
Rings hinauf geschmücket stand.

Drauf mit seinen Lebensblicken
Kam ein Engel durch den Hain;
Er gewahrt' es mit Entzücken
Bei dem stillen Mondenschein.

Da entfiel ihm eine Zähre,
Segnend er den Ranken spricht:
„Ewig euer Frühling währe,
Auch im Winter welket nicht!"

Umbildung.

Zu der Zeit, als der Epheu noch für sich allein in den Wäldern am Boden hinrankte, stand in einem Haine ein uralter Eichbaum. Wie einer die Arme nach Hilfe ausstreckt, so dehnte er seine kahlen und starren Äste in die Luft hinaus; nur die oberste Spitze seines Wipfels grünte noch. Da wand sich eine Epheuranke voll Mitleids rund um ihn bis zum Wipfel hinauf. Umgrünt, beschützt

und wie verjüngt stand der Eichbaum nun wieder da. Jetzt sprachen alle die anderen Ranken: „Lasset uns die schöne That unserer Schwester nachahmen!“ Und jede umschlang den nächsten Eichbaum, und wie immer die Tugend die Herzen zu den Höhen des Himmels erhebt, so stiegen auch die edlen Ranken von der niederen Erde hoch empor, daß sie die Gipfel der höchsten Bäume erreichten. Als aber der Engel der Pflanzen in den Hain kam und die von Epheu umgrünten Eichen erblickte, da entfiel seiner Wimper eine Thräne, und er sprach: „Grünet, ihr mitleidsvollen Epheuranken; grünet zum Lohne eurer edlen That auch dann noch, wann der starre Hauch des Winters in allen Wäldern die braunen Blätter kräuselt.“

—Nach Hektor Zollikofer.

116. Hans Euler.

„Horch, Martha, draußen pocht es! geh', laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein. —
Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch,
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch.“—

„Es ist nicht Trank noch Speise, wonach es not mir thut;
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut!
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr tot.

Und als er rang am Boden, da schwor ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät, an euch!“ —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr, ihn zu rächen — wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
Den Säbel, Martha, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und sollt ich nimmer kommen, Tirol ist groß genug!“ —

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan,
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot!" —

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!"

— J. G. Seidl,
geboren 1804, gestorben 1875.

117. Himmelblau.

Die düstern Regenwolken haben sich verzogen; nur eine kleine Schar niedlicher, weißer Lämmerwölkchen ist noch zu sehen. Ringsum leuchtet der Himmel im herrlichsten Blau. Über unserem Haupte ist die köstliche Färbung am tiefsten und kräftigsten. Je weiter abwärts nach dem Horizonte, desto leichter wird das Blau, und an den fernen Bergen erscheint es als weißlicher Duft.

Wie hoch ist der Himmel? Wie weit reicht das blaue Gewölbe? Wer hat es gemessen? Wer kann es sagen?—Niemand.

Aber das wissen wir: Je reicher das Luftmeer an wässerigen Dünsten ist, desto heller blau wird seine Färbung. Je weniger Wasserdampf in ihm ist, je mehr sich der Himmel abgeregnet hat, desto dunkler und reiner ist das Himmelblau. Das ist aber nur selten der Fall, weil unaufhörlich von der Erde unsichtbare Wasserbläschen hinaufsteigen in den unendlichen Himmelsdom. Vom weiten Meere, vom kleinen Weiher, vom trüben Moore und von der klaren Quelle schweben feine Nebel auf und ziehen höher und höher. Die Tauperle am Grase, die Thräne am Auge, der Blutstropfen der Wunde, der Schweiß des Angesichts — auch sie steigen empor in die reine Himmelsluft. Jenseits des Luftmeeres gibt es kein Himmelblau. Die höchsten Berge der Erde ragen eine Meile in die Höhe; aber 10 Meilen hoch ist das Luftmeer, auf dessen Grund wir wandeln. Kühne Männer sind im Luftballon eine Meile hoch emporgestiegen, aber dort war das schöne Blau fast ganz verschwunden; die Luft war trocken und dünn, scharf und kalt, selbst wenn drunten auf der Erde der glühende Sommer waltete. — H. Wagner.

---

118. Rätsel.

Ihr wißt, nur Lenz und Sommer geben
Den andern Blumen sonst das Leben,
Uns hat in kalter Winternacht
Der grimme Frost zur Welt gebracht.
Die Erde hat uns nicht gehegt,
Kein Gärtner freundlich uns gepflegt.
Wir können kurze Zeit nur prangen;
Denn wenn uns Licht und Wärme droht,
Ist unsre Herrlichkeit vergangen;
Wir alle weinen uns zu Tod.
Auch darf uns deine Hand nicht pflücken;
Wir sterben, wenn uns Hände drücken.

119. Die erste Reise um die Welt.

Am 10. August des Jahres 1519 segelte Ferdinand Magellan mit einer Flotte von fünf Schiffen von Sevilla ab. Er hatte dem König Karl von Spanien versprochen, einen westlichen Seeweg nach Ostindien zu finden und steuerte deshalb mit seinen Schiffen auf Amerika zu.

Am 12. Januar 1520 erreichte er die Mündung des La Plata in Südamerika. Von nun an hatte er mit rauher Witterung zu kämpfen, so daß er nicht vor Oktober die Südspitze Amerikas berührte und in die enge, krumme und höchst gefährliche Straße zwischen jener und der Insel Feuerland einlief. Zwanzig Tage kreuzte er in der, jetzt nach ihm benannten Straße umher und erst am 27. November 1520 erblickte er die Südsee. Während der Fahrt über das weite Gewässer blieben ihm Wind und Wetter ununterbrochen günstig, so daß Magellan bewogen wurde, den Ocean das stille Meer zu nennen. Drei Monate und zwanzig Tage glitten die Schiffe so fort, ohne Land zu sehen. Die Lebensmittel gingen aus, frisches Wasser fehlte gänzlich, die Mannschaft erkrankte. Endlich am 6. März 1521 erreichte man eine Inselgruppe, welche Magellan Los Ladrones, die „Diebsinseln," nannte, weil er die Bewohner sehr diebisch fand. Bald war seine Mannschaft wiederhergestellt, und Magellan segelte weiter nach den von ihm so genannten Philippinen im indischen Ocean. Hier aber gerieten seine Leute mit den Eingeborenen in Streit, und Magellan selbst wurde von einem Pfeil getroffen, so daß er am 27. April 1521 starb.

Der Rest der Mannschaft setzte nun die Reise fort. Drei Schiffe waren schon verloren gegangen, und erst am 8. November erreichten die noch übrig gebliebenen zwei die große Insel Borneo. Von da kamen sie nach der Insel Timor, wo sie schon Portugiesen fanden, die sich über die Ankunft der Spanier nicht wenig wunderten. Bald gerieten die beiden Nationen in Streit; die Mannschaft des einen, sehr geschädigten Schiffes, mußte sich an die Portugiesen ergeben. Das andere Schiff aber entkam und setzte die Heimreise fort. Am 7. November 1522 langten die

hartgeprüften Seefahrer endlich im Hafen von Sevilla wieder an. Die spanischen Entdecker hatten drei Jahre und beinahe drei Monate gebraucht, um diese erste Reise um die Welt zu vollenden. Die Mühseligkeiten und Gefahren, welche sie während ihrer Fahrt erduldeten, sind unbeschreiblich. Um wie viel besser sind wir heutzutage daran! Denn mit Benutzung von Dampfschiffen und Eisenbahnen können wir in etwa 80 Tagen um die Erde reisen, ohne uns dabei besonderen Gefahren und Entbehrungen auszusetzen. Es ist nur eine Pflicht der Dankbarkeit, jenen kühnen Seefahrern, wie Magellan, zu danken, welche ihr Leben wagten, um unsere Kenntnisse zu vergrößern und der Schiffahrt und dem Handel neue Bahnen zu eröffnen.

— Nach Grube.

120. Ein Gesang über den Wassern.

Nach Amerika zogen vom Rhein her zwei Bauersleute, denen es in der Heimat nicht mehr wohl gefiel. Sie waren schon wochenlang mitten auf dem Weltmeer, wo man keinen grünen Wald sieht und keinen Kornacker, und des Morgens kräht kein Hahn, und des Mittags bläst kein Hirte, und wenn manchmal ein Vogel sich zeigt, so ist's keine Schwalbe, die den lieben Sommer verkündet, auch keine Lerche, die einem auf dem Felde singen hilft im goldenen Sonnenschein, sondern ein Sturmvogel, der ein bös und brausend Wetter ansagt. Auch hat man da keinen festen Boden unter den Füßen, wie hinter dem Pfluge, sondern das wankt und schwankt in einem fort, und es wird einem an Leib und Seele sterbensweh dabei. So geht's alle Tage, und droben sieht man nur den unendlichen Himmel und drunten das weite, weite Gewässer, und die Sonne hat kein trockenes Plätzchen, wo sie abends sich hinlegen kann, sondern geht ins Meer zu Bett und steht aus dem Meer wieder auf.

Nun gefielen zwar anfänglich unsern zwei Landsleuten die Meereswunder nicht wenig, denn alles Neue lockt und reizt des Menschen Herz. Aber wie es alle Tage dasselbe gab und kein Ende nehmen wollte, ward ihr Mut gar geringe. Und sie saßen oft

bei einander oben auf dem Deck und sahen mit trübseligen Blicken hinunter in die See und hinaus, wo sie hergekommen waren.

Also saßen sie einstmals auch wieder beisammen droben auf dem Verdeck an einem Sonntagmorgen. Da sagte der eine: „Jetzt ist's daheim im Dorfe auch Sonntag; die Glocke ist neun, und es läutet zur Kirche, und alle Menschen gehen hinein; unser Herr Pfarrer hat den Chorrock an, und der Schulmeister sitzt an der Orgel." Da sagte der andere: „Ich hätt's mein Lebtag nicht geglaubt, daß einem der Sonntag so weh thut und die Seel' drückt, wenn man ihn nicht hat." Und nun schwiegen beide und dachten an ihre Heimat; und es stand ihnen ihr Dorf vor der Seele mit den blauen Bergen weit hinaus und die grünen Wälder und Felder; und hier und dort wird geläutet, und über die Wiesen und durch die Gebüsche gehen die Kirchleute, und nachher wird alles still draußen; nur die Hirten und die Herden und die Vögel sind noch da, und die Sonne scheint friedlich.

Dies ging eins nach dem andern den beiden durch die Gedanken. Aber unter ihnen rauschten und plätscherten die Wellen an die Seiten des Schiffes. Und wie sie in ihrem Herzen so daran gedachten, ward's ihnen inwendig heiß zum Weinen. Da stand der eine auf, ging an seine Kiste und nahm eine Bibel und ein Gesangbuch heraus und kam wieder zu seinem Kameraden. Und er las die Epistel und das Evangelium desselbigen Sonntags vor, und darauf betete der andere den Glauben. Danach schlugen sie das Gesangbuch auf und huben an, mit lauter Stimme zu singen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit." — Es waren aber noch andere Auswanderer aus Deutschland mit auf dem Schiffe. Wie die das deutsche Kirchenlied hörten mitten auf dem Meer, geht ihnen das Herz auf, und sie kommen herzu und stellen sich im Kreise um unsere beiden Landsleute, entblößen ihr Haupt und singen mit:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit."

Und der Gesang kam immer kräftiger aus Herzensgrund und schallte weithin in die See hinaus, und das Meer rauschte dabei wie eine Orgel. Da schwebte der Geist Gottes auf den Wassern. Die beiden Bauersleute aber und alle die andern, die dabei waren, hatten sich das Trauern aus der Seele herausgesungen, und es war ihnen selig zu Mute, als wären sie daheim im teuren Vaterlande.

— Aus Masius Lesebuch.

---

121. Der Goldmantel des Mount Davidson.

Und wieder trägt sein Goldgewand
Der König der Berge im Silberland.

Sechs Jahre steht er im grauen Kleid,
Sein staubiges Haupt mit Asche bestreut;

Dann liegen im festen Schlaf die Zwerg'
Auf silbernem Lager im tiefen Berg.

Doch wenn der Lenz zum siebenten Mal
Mit Blumen wandert durch Feld und Thal,

Geht leises Flüstern durch Bergesgrund,
Und es ruft durch die Felsen mit Geistermund:

„Wacht auf, ihr Schläfer, der Lenz hat gebracht
Dem König Nevadas die goldene Pracht!"

Da wird's lebendig tief unten dort;
Die Zwerge erwachen und eilen fort,

Hinauf durch die Hallen, die Gänge schnell,
Wo die Felswand glimmert von Silber hell,

Und in Massen liegt das edle Gestein
Und blinkt bei der Ampel zitterndem Schein.

Sie steigen aus kalter Erde Schacht
Hinauf, wo die warme Sonne lacht,

Und begrüßen den Lenz, der in Jugendglanz
Geschmückt ist mit leuchtendem Blumenkranz.

Wie ein strahlender Regen fallen licht
Aus dem Kranze ihm goldige Blumen dicht;

Die haschen die Zwerge, geschwind, geschwind,
Wie sie glitzernd und prangend flattern im Wind.

Und schmücken damit des Berges Höh'n,
Wie mit goldenem Mantel, zaubrisch schön: —

Und königlich trägt er sein Goldgewand,
Der reichste der Berge im Silberland.

—Theodor Kirchhoff.

---

122. Die Kraft der Insekten.

Wenn wir einen kleinen Springkäfer zwischen Daumen und Zeigefinger festhalten und sehen, wie er die ihn einklemmenden Finger mit einem Rucke auseinander treibt — oder wenn wir eine, auch zwei Nußschalen von einem solchen Tierchen ziehen lassen, dann denken wir nicht daran, welche ungeheure Kraft es daran wenden muß, um diese Arbeiten zu verrichten.

Man hat aber Instrumente hergestellt, mittels welcher man die Kraftleistungen der Insekten genau messen kann. So hat man denn gefunden, daß ein kleiner Käfer das Vierzehnfache seines Gewichtes ziehen, und eine Biene gar das Zwanzigfache des ihrigen schleppen kann. Und erst die Ameise! Welche gewaltige Lasten bewegt die nicht fort, wenn sie nur Halme oder Körner davon trägt. Was sind dagegen wir Menschen? Wie viele von uns sind

wohl im stande, auch nur das Doppelte unseres Gewichtes zu tragen? Das sind schon sogenannte Athleten, Herculesse!

Das Pferd wird ein starkes Tier genannt, und es kann doch nur fünf Sechstel seines eigenen Gewichtes schleppen.

Eine gewöhnliche Eisenbahnlokomotive zieht sehr viel, wenn man sieht, wie viele beladene Wagen ihr angehängt werden. Und doch übersteigt diese Last in der Regel nie das Vierzehnfache des Gewichtes der gewaltigen Maschine — also ganz dasselbe Verhältnis wie bei dem Insekte, dem kleinen Käfer!

---

123. Das Schloß am Meer.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh!
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der roten Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide
Die Jungfrau sah ich nicht."

—L. Uhland.

---

124. Benjamin Franklin.

Manche Menschen schaffen und fördern so viel, daß man über die Menge ihrer Werke noch nach Jahrhunderten staunt. Zu diesen gehört Franklin.

Als Handwerker, als Geschäftsmann, als Schriftsteller, als Staatsmann, als Gelehrter, und als Erfinder ist Franklin berühmt geworden und hat auf allen Gebieten Großes geleistet. Der Grund davon liegt hauptsächlich in seinem raschen, unermüdlichen und ordnungsmäßigen Arbeiten.

Schon als zwölfjähriger Knabe war er Buchdruckerlehrling, las aber nebenbei regelmäßig einige Stunden vor dem Beginn der gewöhnlichen Tagesarbeit, ja, nicht selten ganze Nächte hindurch.

Als junger Mann vermehrte er durch weise Sparsamkeit sein Vermögen und erwarb sich durch seine Lebensweise und durch seine Handlungen die Achtung aller, die ihn kennen lernten.

Als er später mit den größten Männern seiner Zeit bekannt wurde, behielt er, trotz der Auszeichnung, welche ihm überall zu teil wurde, stets seine Einfachheit und Schlichtheit in Kleidung und Wesen bei.

Seine Verdienste um die Unabhängigkeit des Vaterlandes stehen denen seines Zeitgenossen Georg Washington nicht nach: er war der belebende Geist, welcher das Gefühl der Unabhängigkeit in seinen Landsleuten hervorrief und wach erhielt. Franklins Herz schlug aber bis ans Ende warm für die ganze Menschheit. Denn seine letzte öffentliche Handlung war die Unterzeichnung und Befürwortung einer Bittschrift an den Kongreß der Vereinigten Staaten um die Abschaffung des Sklavenhandels.



Nach einem solchen Leben und Wirken war es kein Wunder, daß (er starb am 17. April 1790) über 20,000 Menschen bei seinem Begräbnisse zugegen waren, und daß die französische Nationalversammlung Trauer um ihn anlegte.

—Nach Kneisel.

125. Wie Fingal den schottischen Riesen überlistete.

Fingal war ein Riese und zwar von keiner schlechten Art; wer ihm zu nahe trat, dem blühten die schönsten Prügel. In Schottland wohnte jedoch ein anderer Riese, der übertraf Fingal noch

an Größe und war beinahe so hoch wie der Hauptmast eines Schiffes. Dieser schottische Goliath hörte von Fingal und daß er bisher jedermann im Kampf besiegt habe. Da sprach er: „Wer ist denn dieser Fingal? Ich habe Lust hinüberzugehen und mir den Gesellen einmal gründlich anzusehen.“ Hierauf watete er durch den irischen Kanal und kam natürlich nicht ohne nasse Füße bei Belfast ans Land.

Als Fingal vernahm, was dieser Baum von einem Menschen vorhatte, bekam er einen entsetzlichen Schrecken; denn man hatte ihm gesagt, daß ihn der Schotte um mehrere Fuß überrage. Er hielt deshalb fleißig Ausschau und richtig! eines Morgens sah er den Riesen den Hügel heraufklettern und geraden Weges auf sein Haus zu gehen. Wenn Fingal schon vorher Angst gehabt hatte, so fiel ihm jetzt das Herz ganz und gar in die Schuhe, als er des Schotten ansichtig wurde, der aussah wie ein himmelhoher Schornstein, der auf Reisen geht. So schnell ihn seine Füße tragen wollten, lief er in sein Haus und sagte zu seiner Frau: „Meine liebe Schaya, der Eisenfresser von einem Schotten klettert eben den Berg herauf; rasch, hülle mich in die Decken, und wenn er fragt, wer da liege, sagst du, es sei unser Kind.“

Hierauf legte sich Fingal zu Bett und seine Frau hatte ihn kaum zugedeckt, als der Schotte eintrat. Ob er sich gleich tief bückte, so rannte er sich doch seinen Kopf an dem Thürbalken an.

„Wo ist Fingal?“ brüllte er, „zeige mir den Burschen, damit ich ihm den Rücken bläuen kann!“

„Bst, bst, sei doch still!“ sagte die Frau; „denn wenn Du mir das Kind aufweckst, wird der, den Du zu prügeln kamst, Dir alle Knochen im Leibe entzweischlagen!“

„Wie? ist das euer Kind?“ fragte der Schotte voll Staunen, indem er das Riesengerippe anstarrte, welches in Tücher gewickelt vor ihm lag.

„Gewiß,“ sagte die Frau, „dies ist Fingals Jüngstes, und wenn Du es aufweckst, wird Dir mein Mann im Nu den Hals umdrehen.“

„Bei meinem Bart!“ rief da der Riese, „dann ist es Zeit, mich

aus dem Staub zu machen; denn wenn dieses das Kind ist, bin ich nur eine Handvoll für den Vater. Schönen guten Morgen!"

Mit diesen Worten verließ der schottische Riese das Haus und lief ohne Speise und Trank in einem fort, bis er seine heimischen Berge erreicht hatte.

Fingal aber erhob sich vom Lager, und er und seine Frau wollten sich fast tot lachen, daß sie den langen Burschen so zum besten gehabt hatten.

—Capitän Marryat.

---

126. Nikolaus Herckheimer, der Held von Oriskany.

Als der englische General Burgoyne im Juni des Jahres 1777 von Canada aus in den Staat New York einfiel, erhoben sich die deutschen Bauern am Mohawk und Schoharie wie ein Mann. Die Ansiedlungen, welche sie mit dem Pfluge und dem Spaten der Wildnis abgerungen und zu einem blühenden Garten umgewandelt hatten, wollten sie jetzt mit dem Schwert und der Büchse gegen den Feind verteidigen und auf dem Schlachtfeld ihr Leben für die Unabhängigkeit ihrer neuen Heimat wagen.

Die Engländer hatten sich nach Fort Stanwix gewandt, um dasselbe zu belagern. Da faßte General Nikolaus Herckheimer, der Führer der deutschen Milizen, den Entschluß, dem Feind in den Rücken zu fallen. Er überschritt mit etwa 800 Mann den Mohawk an der Stelle, wo heute das Dorf Oriskany steht. Mittlerweile waren aber die Engländer durch ihre Späher von diesem Plane unterrichtet worden. Oberst Butler, begleitet von dem Häuptling Brandt und seinen Indianern, hatten sich auf beiden Seiten eines Hohlweges in den Hinterhalt gelegt, um die Ankunft der deutschen Bauern zu erwarten. Es war etwa elf Uhr morgens, als Herckheimer auf einem Schimmel an der Spitze seiner Leute reitend, die Schlucht erreichte. Da drangen die Engländer und Indianer mit schrecklichem Geheul aus dem Walde und stürzten im wütenden Angriff auf die Deutschen los. Was den Schrecken der Ange-

griffenen vermehrte, war das teuflische Aussehen der Indianer, welche bunt bemalt und fast nackt, hinter den Bäumen hervor und mit gellendem Geschrei auf ihr Opfer lossprangen.

Der kaltblütige Führer übersah schnell genug seine verzweifelte Lage. Es gab nur eine Rettung aus ihr, und diese war Kampf und Widerstand bis aufs äußerste. Sofort entbrannte denn das erbittertste Handgemenge zwischen den mit einander ringenden Feinden. Der Deutsche setzte dem Tomahawk des Indianers sein Messer oder den Gewehrkolben entgegen; hier rangen die Gegner mit einander, bis der eine erschöpft am Boden lag, dort zerfetzten sie sich mit Messern und sogar mit den Zähnen, ja selbst im Tode hielten sie einander noch krampfhaft umklammert. Herckheimer kämpfte in den vordersten Reihen und erhielt gegen Mittag einen Schuß, sechs Zoll unterm Knie, der sein Bein zerschmetterte und sein Pferd tötete. Er ließ seinen Sattel an die Seite eines alten Baumstammes tragen und gab, an diesen gelehnt, seine weiteren Befehle. Seiner Umgebung, welche ihn auf die Gefahr aufmerksam machte und ihm eine geschütztere Stellung empfahl, erwiderte er: „Ich will dem Feind ins Gesicht sehen," und ruhig fuhr er mit der Erteilung seiner Befehle fort. Mitten im heftigsten Feuer langte er Stahl und Schwamm aus der Tasche und steckte seine Pfeife an.

Allmählich fanden sich die Deutschen wieder zusammen und boten den Engländern und Indianern einen so hartnäckigen Widerstand, wie diese ihn nicht erwartet hatten. Die Ruhe und Kaltblütigkeit des Generals wirkte begeisternd auf seine Leute, deren Energie und Ausdauer es bald gelang, die im Anfang verloren gegangene Ordnung wieder herzustellen. Bisher waren die Indianer ihnen dadurch überlegen gewesen, daß sie keinem Schützen, der seinen Schuß hinter dem Baum her abgefeuert hatte, mehr Zeit zu einem zweiten Schuß ließen, sondern ihm entgegenliefen und ihn, ehe er laden konnte, mit dem Tomahawk niederschmetterten. Jetzt stellte Herckheimer zwei Männer hinter jedem Baum auf. Sobald der eine geschossen hatte, legte der andre an, um den heranspringenden Indianer niederzuschießen, der sich seines Opfers sicher

wähnte. Dies wirkte; die Indianer fielen massenhaft und wagten, in ihrer Wut nachlassend, keinen Angriff mehr auf die Deutschen. Letztere betrachteten sich schon als Herren der Schlacht, als ganz plötzlich die Abteilung eines englischen Regimentes ihren schon unterliegenden Landsleuten zu Hilfe eilte. Von neuem entbrannte der Kampf; aber die deutschen Bauern ließen sich den halberrungenen Sieg nicht mehr entreißen, nach einem halbstündigen mörderischen Gefecht waren die Engländer und Indianer zurückgeschlagen.

Aber dieser Erfolg war auch teuer genug erkauft; an zweihundert Mann, ein Viertel der am Morgen in die Schlacht eingerückten Mannschaften, waren gefallen, und Nikolaus Herckheimer selbst, der Held des Kampfes, starb wenige Tage später an den Folgen seiner Verwundung. Der Sieg seiner tapferen Schar über die Engländer und Indianer brachte nach General Washingtons eigenen Worten einen glücklichen Umschwung in die Führung des Feldzuges. Und so haben Nikolaus Herckheimer und die patriotischen deutschen Männer, welche die Schlacht bei Oriskany schlugen, nicht bloß für das Thal und ihre Angehörigen, sie haben für die Freiheit des ganzen Landes geblutet und einen der festesten Grundsteine zu dessen Unabhängigkeit legen helfen.

—Nach Friedrich Kapp,

geboren 1824 zu Hamm in Westfalen, gestorben 1884 in Berlin.

127. Die Fliege.

Ein angewöhnter Fehler gleicht der Fliege. Du jagst sie hundertmal in Zwischenräumen hinweg, und dennoch kehrt sie immer wieder und plagt dich immer ärger. Willst du sie auf immer los sein, wehre nach einander sie eine Weile unermüdlich ab, auch wenn sie nicht scheint da zu sein, indeß sie wohl verborgen dir im Nacken sitzt. Auch dort verscheuche sie! So bleibt sie aus. „An dir ist kein Haften," denkt sie klug.

—Leopold Schefer,

geboren zu Muskau 1784, gestorben ebenda 1862.

128. Der Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide,
Es thut's nur sich zur Lust und thut's nicht ihm zuleide.

Dafür hat Rosendorn dem Lämmlein abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur; es ward davon nicht nackt.

Das Flöckchen hielt der Dorn mit scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.

Sie sprach: „Thu' auf die Hand und gib das Flöckchen mir,
Und ist mein Nest gebaut, sing ich zum Danke dir."

Er gab; sie nahm und baut'; und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

—Rückert.

129. Seltene Gerechtigkeit.

Alexander von Macedonien kam einst in eine entlegene, goldreiche Provinz von Afrika. Die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar voll goldener Äpfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch?" sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichtümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen." Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu, und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold; und dieser Mann will es nicht wiedernehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das Seine."

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du

fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft nebst allem, was drinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König."

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe. Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe, und bekam ja zur Antwort. „Wohlan," sprach der König, „ihr seid beide rechtschaffene Leute; verheiratet eure Kinder unter einander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe; das ist meine Entscheidung."

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet," sprach der König des fernen Landes, „daß du also erstaunest?" „Mit nichten," antwortete Alexander; „aber in unserm Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikanische König. „Beide Streitende," sprach Alexander, „verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs."

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bei euch auch die Sonne, und läßt der Himmel noch auf euch regnen?" Alexander antwortete: „Ja." „So muß es," fuhr er fort, „der unschuldigen Tiere wegen sein, die in eurem Lande leben; denn über solchen Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen."

—Johann Jakob Engel,
geboren 1741 zu Parchim, gestorben ebenda 1802.

---

130. Die Nachtigall.

In unserem Lande gibt es allerdings keine Nachtigallen. Wir lesen aber so häufig von diesen Vögeln und ihrem herrlichen Gesang, daß es sich der Mühe lohnen wird, etwas Näheres über sie zu erfahren.

Die Nachtigall bewohnt Europa bis nach Schweden und Finnland hinauf. Im Winter wandert sie nach Syrien und Egypten. Sie siedelt sich gerne da an, wo täglich recht viele Menschen sich

versammeln. In Gärten mit dichtem Gebüsch und reinem Wasser findet man sie stets in Menge. Dichte, große Wälder, besonders Nadelwälder, meidet sie.

Ende April kommt die Nachtigall einzeln aus ihrer Winterheimat wieder in Europa an. Sie reist des Nachts und ruht den Tag über in Gebüschen aus. Die Männchen kommen immer einige Tage vor den Weibchen an und singen dann vor Mitternacht, um die Weibchen an sich zu locken. Später fangen sie vor Tagesanbruch an zu singen und setzen ihren Gesang den Tag hindurch fort.

Am fleißigsten singt die Nachtigall vom Tage ihrer Ankunft an bis zu der Zeit, wo die Jungen ausgekommen sind. Später muß sie ihre Jungen versorgen, und man hört sie deshalb schon seltener. Ende Juni hört sie ganz auf, und man vernimmt jetzt nur noch das Zwitschern der Jungen, die den Gesang des Vaters zu lernen beginnen; denn nur der Vater, das Männchen, das leicht durch seine hellere graubraune Farbe zu erkennen ist, läßt den herrlichen Gesang erschallen, wegen dessen die Nachtigall so beliebt und so berühmt ist.

Die Nahrung der Nachtigall besteht aus kleinen Raupen, Fliegen, Käfern, Würmern und Beeren, besonders Johannisbeeren und Hollunderbeeren.

Ihr Nest baut sie in niedrigem Gebüsch oder am Boden aus Laub und Halmen und belegt es inwendig mit Würzelchen, Pferdehaaren, Schafwolle, u. s. w. Sie legt vier bis sechs Eier von blaßgrüner Farbe, graubraun getüpfelt. Das Brüten dauert vierzehn Tage und geschieht vom Männchen und Weibchen abwechselnd.

Von Mitte August bis Mitte September verschwinden die Nachtigallen allmählich wieder aus Europa.

—Nach Petermann.

---

131. Treffende Antworten.

Als Präsident Thomas Jefferson einstens einen Spaziergang machte, erwiderte er mit ausgesuchter Höflichkeit den Gruß eines Negers, welcher an ihm vorüberging. „Wie,“ rief ein

Kaufmann, der ihn begleitete, „Eure Excellenz lassen sich herab, einem Sklaven zu danken?“ „Müßte ich mich nicht schämen,“ entgegnete der Präsident, „wenn mich ein Sklave an Höflichkeit übertreffen würde?“

Abraham Lincoln begnadigte mehrere südliche Kriegsgefangene. Seine Freunde machten ihm Vorwürfe und sprachen: „Anstatt Ihre Feinde zu vernichten, überhäufen Sie dieselben mit Gunstbezeigungen und erlauben denselben heimzugehen, damit sie Ihnen von neuem schaden können.“ „Aber meine Herren,“ entgegnete Lincoln, „vernichte ich denn nicht meine Feinde, indem ich sie zu meinen Freunden mache?“

Der berühmte englische Schriftsteller Swift blieb einstens mit seinem Diener in einem Gasthofe über Nacht. Am Morgen forderte er seine Stiefel, und der Diener brachte sie ihm, jedoch ungereinigt. Als Swift dieses bemerkte, sagte er: „Was soll das heißen, Thomas, du hast meine Stiefel ja nicht geputzt?“ „Ich dachte, es wäre nicht nötig,“ antwortete letzterer, „da sie beim Reiten ja doch wieder schmutzig werden.“ „Schon gut,“ sprach der Herr, „gehe und sattle jetzt die Pferde!“

Thomas ging, und Swift befahl dem Wirt, seinem Diener kein Frühstück vorzusetzen. Als Thomas zurückkehrte, fragte ihn Swift, ob er die Pferde gesattelt habe, was der andere bejahte. „So geh' und führe sie vor!“ sagte Swift. „Aber ich habe ja noch kein Frühstück bekommen,“ bemerkte Thomas. „Das hat nichts zu sagen,“ meinte der Herr, „denn wenn du auch jetzt äßest, so würdest du ja doch wieder hungrig werden.“

---

132. Gespräch der Landleute.

(Aus „Wilhelm Tell.“)

Ruoni, der Hirt.

'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni, der Jäger.

Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Kuoni.

Lug', Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen!

Seppi, der Bube.

Die braune Lisel kenn' ich am Geläut!

Kuoni.

So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

Ruodi, der Fischer.

Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.
Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht!

Kuoni.

Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
Und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

Ruodi.

Ihr seid nicht klug, ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.

Ist bald gesagt. Das Tier hat auch Vernunft.
Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

—Schiller.

---

133. Das Truthuhn oder der Puter.

Die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois, Arkansas, Tennessee und Alabama beherbergen noch heutigestags Truthühner in namhafter Anzahl. Sie leben in großen Gesellschaften und durchwandern weidend die Waldungen, bei Tage auf dem Boden fortlaufend, nachts auf hohen Bäumen rastend.

Um die Mitte des Aprils sucht sich die Henne einen geeigneten Nistplatz aus. Derselbe wird unter allen Umständen so versteckt als möglich angelegt und namentlich vor dem scharfen Auge der Krähe verborgen, weil diese sich jeden Augenblick, den die Mutter fern vom Neste verbringt, zu nutze macht, um die Eier zu rauben. Das Nest besteht aus einer seichten, lieblich mit Federn ausgekleideten Vertiefung. Das Gelege zählt zehn bis fünfzehn, zuweilen auch zwanzig rauchgelbe, rotgepunkte Eier. Dem Neste naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trockenen Blättern zu, so daß es schwer ist, das eine und die andern zu bemerken.

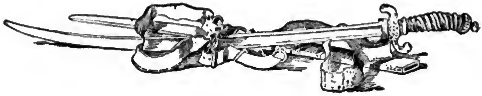
Das Ausschlüpfen der Jungen aus den Eiern geschieht gewöhnlich gegen Abend. Die Familie verbringt deshalb die erste Nacht im Neste. Hierauf entfernt sie sich auf eine gewisse Strecke und sucht sich das höchste Land der Gegend aus, weil die Mutter mit Recht Nässe als das ärgste Übel für ihre zarten Jungen fürchtet. Schon mit dem vierzehnten Tage ihres Lebens sind die Jungen fähig, sich zu erheben, und die Familie fliegt gegen Abend stets zu einem niederen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geschützt und geborgen, die Nacht. Noch etwas später verläßt die Alte mit den Küchlein die Wälder während des Tages, um auf den Blößen und Wiesen die verschiedenen Beeren sich zu nutze zu machen und den wohlthätigen Einfluß der Sonne genießen zu können. Von jetzt an wachsen die Jungen außerordentlich schnell. Schon im August sind sie befähigt, sich vor einem Angriff der vierfüßigen Tiere zu schützen; ja, der junge Hahn übt sich bereits in pomphaftem Einherschreiten und Kollern. Um diese Zeit finden sich Alte und Junge wieder zusammen und beginnen ihre Wanderung.

Gegen den Oktober hin, wenn noch wenige von den Baumsamen zu Boden gefallen sind, reisen sie dem Tieflande des Ohio und Mississippi zu. Die Männchen vereinigen sich in Gesellschaften von zehn bis hundert Stück und suchen ihre Nahrung für sich allein; die Weibchen schlagen sich mit ihren halberwachsenen Jungen in fast ebenso zahlreiche Banden zusammen und

verfolgen abgesondert denselben Weg. So geht es weiter, immer zu Fuße, so lange nicht ein Jagdhund oder ein anderes vierfüßiges Raubtier störend dazwischentritt oder ein breiter Fluß den Weg abschneidet. Gelangt eine Truthuhngesellschaft ans Ufer eines solchen, so sammelt sie sich zunächst auf dem höchsten Punkte und verweilt hier manchmal tagelang, gleichsam beratend, ehe sie sich entschließt überzusetzen. Die Männchen blähen sich auf und kollern, als ob sie sich selbst Mut einzusprechen hätten, und die Weibchen und Jungen ahmen ihnen nach, so gut sie können, bis schließlich bei ruhigem Wetter das Wagestück unternommen und der Strom überflogen wird. Ein einziges „Gluck" des Leithahns gibt das Zeichen und die Flugreise beginnt. Den alten Vögeln wird es nicht schwer überzusetzen, selbst wenn der Fluß eine Meile breit sein sollte; die jüngeren und minder kräftigen aber fallen oft unterwegs ins Wasser und müssen dann versuchen, das Ufer schwimmend zu erreichen. Sie schließen dabei die Flügel fest an den Leib, breiten den Schwanz, strecken den Hals nach vorn und greifen mit ihren Füßen so weit aus als sie können, kurz, sie erreichen gewöhnlich das feste Land. Die glückliche Rettung scheint sie aber förmlich zn verwirren; denn sie laufen anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigene Vorsicht oft so, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen. Wenn sie in eine Gegend kommen, in welcher sie reichliche Beute finden, pflegen sie sich in kleinere Gesellschaften zu zerteilen, und nunmehr mischt sich Alt und Jung untereinander. Dies geschieht gewöhnlich um die Mitte des Novembers. Noch etwas später kann es vorkommen, daß sie sich, wahrscheinlich abgemattet von der langen Wanderung, den Bauernhöfen nähern, unter den zahmen Hühnerstand mischen, um hier Nahrung zu suchen.

Unter den zahllosen Feinden, welche dem Truthuhn nachstellen, sind nächst dem Menschen die gefährlichsten der Fuchs, die Schneeeule und der Uhu.

—A. E. Brehm.



134. Georg Washington.

„Wer keinen Fehler begangen hat, bedarf keiner Verzeihung, und die Amerikaner haben nichts gethan, als ihre natürlichen Rechte verteidigt.“ Das war General Washingtons Antwort, als der brittische Befehlshaber im Jahre 1776 Vorschläge zur Aussöhnung machen ließ und dabei von Verzeihung sprach, die man den Kolonien angedeihen lassen wollte. Und diese würdige Sprache wurde einem Feinde gegenüber geführt, der damals im Vorteil war, und zu einer Zeit, als es um unser Heer sehr schlecht stand.

Diese Würde und Ausdauer, dieser Mut und diese zuversichtliche Ruhe und diese unerschütterliche Ehrenhaftigkeit waren es, welche Washington zum ersten und größten Manne unseres Landes machten, und welche ihm die ungeteilte Bewunderung der Mitwelt wie der Nachwelt verschafften. Schon als Knabe und Jüngling war er seiner Wahrheitsliebe und Redlichkeit wegen beliebt und wurde oft von seinen Mitschülern als Schiedsrichter aufgerufen, wenn Streitigkeiten vorfielen.

Auch die Engländer erkannten sehr bald seine Tüchtigkeit. Mit 19 Jahren war Washington schon General-Adjutant bei der Miliz von Virginien; mit 22 Jahren Kundschafter und Unterhändler mit den Franzosen am Ohio, und mit 23 rettete er als Befehlshaber der virginischen Truppen die englische Armee unter General Braddock bei Du Quesne vom völligen Untergange und ordnete und befehligte den Rückzug.

Als Washington beinahe zwanzig Jahre später, also im reiferen

Alter, an die Spitze der amerikanischen Armee gerufen wurde, da empfing er diese wichtige Würde, die ihm in Übereinstimmung der großen Mehrzahl der Bewohner des Landes übertragen wurde, mit uneigennütziger Bescheidenheit. Zugleich aber bereitete er sich auch vor, sein großes Werk mit Ernst und Nachdruck zu beginnen und dem ehrenvollen Vertrauen zu entsprechen, welches seine Mitbürger in ihn gesetzt hatten. Trotz zahlloser großer Schwierigkeiten und Hindernisse, trotz häufiger Lauheit und Mutlosigkeit eines Teiles der Amerikaner, trotz offener Verräterei führte er sein Werk zu Ende.

Anspruchslos, wie er es angenommen, legte er nach vollbrachtem Werke sein Amt nieder und zog sich in die Einsamkeit des Landlebens zurück. Aller Augen aber blieben mit Bewunderung, mit Stolz und Liebe auf den großen Mann gefesselt; und als es nötig wurde, dem Lande einige Jahre später eine feste Regierung zu geben, da berief man wieder Washington an die Spitze derselben. Er bedachte sich denn auch keinen Augenblick, durch Annahme der Präsidentenwürde seinem großen Werke den Schlußstein hinzuzufügen. Als er sich dann nach achtjähriger Thätigkeit abermals in seine Einsamkeit zurückzog, da war der öffentliche Ausspruch nichts mehr als wahr und gerecht, er nehme das Bewußtsein einer redlichen Amtsführung, die Dankbarkeit der Vereinigten Staaten und den Beifall der ganzen Welt mit sich. Seinen am 14. Dezember 1799 im 67. Lebensjahre erfolgten Tod aber verherrlichten die Sklaven, welche sein letzter Wille dem Stande der Freiheit zurückgegeben, und die Schulen seines Vaterlandes, die er mit reichlichen Geldsummen bedacht hatte.

Washingtons Ruhm hat weder mit seinen Würden, noch mit seinem Tode aufgehört; er dauert fort und wird die fernsten Geschlechter begeistern.

— Nach Maukisch.

135. Sprüche.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut, ist schon aufgebaut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen,
Das andre wird sich von selber machen.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht,
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.

Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

—Göthe.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt,
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Ein jeder giebt den Wert sich selbst.

—Schiller.

Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh' ohne Steuer nicht zur See,
Geh' ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort.

—Rückert.

Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder selbst verzeiht.

Verzage nicht, wenn du einmal fehltest, und deine ganze Reue sei eine schönere That.

—Jean Paul.

Vergiß den Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast.

—Luther.

Wer nicht fortschreitet, der geht zurück.

—Claudius.

Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt.

—Reinhard.

---

136. General Peter Mühlenberg.

Das berühmteste Beispiel eines deutschen Geistlichen, der für die amerikanische Revolution Partei ergriff, gab Peter Mühlenberg, der älteste Sohn des Pastors Mühlenberg von Trappe im Staat Pennsylvanien, des „Patriarchen der lutherischen Kirche." Nicht allein glühte in seinem Herzen begeisterte Liebe zur Freiheit, nicht allein lieh er der Sache der Unabhängigkeit das beredte Wort, er zog als Heerführer ins Feld und erwarb sich einen ruhmvollen Namen unter den Helden der Revolution.

Er wurde im Jahre 1746 in Trappe geboren und erhielt den ersten Unterricht von dem frommen Vater, der seine drei Söhne für den geistlichen Stand bestimmt hatte. Allein der lebhafte, wilde Knabe hatte keine Lust zum Studieren und trieb sich lieber fischend und jagend im Walde umher als daß er

hinter den Büchern saß. Als er in das Jünglingsalter eingetreten war, schickte ihn sein Vater zu seiner Weiterbildung nach Halle in Deutschland. Dort blieb er jedoch nur kurze Zeit und ging dann bei einem Krämer in Lübeck in die Lehre. Drei Jahre lang verrichtete er mit Fleiß und Geduld die ihm übertragene Arbeit. Dann entfloh er den engen Verhältnissen, ließ sich in England als Soldat anwerben und landete bald darauf in Philadelphia. Sein Vater war über diese eigenmächtige Handlungsweise aufs äußerste verstimmt und empfing ihn keineswegs sehr freundlich.

Es scheint jedoch, als ob Peter durch seine Erfahrungen klüger und tüchtiger geworden sei. Mit dem größten Ernst und eiserner Ausdauer bereitete er sich auf das Predigeramt vor und wurde bald als Pfarrer an die deutsche Gemeinde von Woodstock im schönen Schenandoah-Thale berufen. Sein offenes, männliches Wesen machte ihn zum Liebling der Gemeinde; er stand in der ganzen Nachbarschaft in hohem Ansehen und wurde damals schon mit Patrick Henry und Georg Washington näher bekannt. Mit letzterem soll er auf den waldigen Höhen der blauen Berge manchen Rehbock geschossen haben.

Da brach der Freiheitskrieg aus. Im Schenandoah-Thale herrschte die größte Aufregung; denn Peter Mühlenberg war von General Washington zum Kommandeur eines Regimentes ernannt worden und sollte in einer Predigt von seiner Gemeinde Abschied nehmen. Von nah und fern strömten die deutschen Bauern mit Weib und Kind herbei und füllten das kleine Bethaus. Mühlenberg ermahnte die Anwesenden in eindringlicher Weise zum Kampfe für die Freiheit, dann warf er den Chorrock ab und stand vor ihnen im vollen Schmuck des Kriegers. Da wurden alle von Begeisterung erfaßt. Männer und Jünglinge strömten ihm zu, und bald zog er mit einem starken Regiment ins Feld.

Während des Kampfes für die amerikanische Unabhängigkeit zeichnete sich General Mühlenberg durch ungestüme Tapferkeit, sowie durch weise Umsicht aus. Sein Verdienst ist es, in der Schlacht bei Yorktown mit Rat und That zum Siege der ameri-

kanischen Waffen beigetragen zu haben. Am Ende des Krieges schied er mit dem Range eines Generalmajors aus der Armee aus. Er kehrte jedoch nicht mehr zum geistlichen Berufe zurück, sondern betrieb ein kaufmännisches Geschäft in Philadelphia. Bis zu seinem Lebensende nahm er den regsten Anteil an der Politik und leistete seinem Heimatsstaate, sowie dem ganzen Lande im Kongreß die wertvollsten Dienste. Peter Mühlenberg starb im Oktober des Jahres 1807 und wurde auf dem alten Friedhof in Trappe beerdigt. Seine Grabschrift lautet: „Er war tapfer im Felde, getreu im Rate, ehrenhaft in allen seinen Handlungen, ein aufrichtiger Freund und ehrlicher Mann."

—Nach Oswald Seidensticker,
lebt in Philadelphia.

---

137. Die letzte Predigt.

Herbei, ihr Männer, stark und schlicht,
Die ihr getrotzt der Wildnis Schrecken!
Heut' ruft euch eine fromme Pflicht,
Des Westens wetterbraune Recken.
Ihr Frauen, emsig und besonnen,
Den Männern gleich an kühnem Mut,
Heut' laßt die Hütte rebumsponnen
Getrost in eurer Kinder Hut.

Zum Kirchlein eilt am Waldesrand,
Das ihr erbaut, wie Judas Söhne
Den Tempel, eure Wehr zur Hand
Und auf den Lippen Psalmentöne.
Den Pred'ger gilt es heut' zu ehren;
Kommt aus dem Schenandoah-Thal,
Denn Mühlenberg wird euch belehren
Mit ernstem Wort zum letztenmal.

Und wo man mit der deutschen Art
  Der Väter Sprache hoch gehalten,
Sind zeitig schon zur Kirchenfahrt
  Bereit die Jungen und die Alten.
Die würd'gen Siedler von den Farmen,
  Die Jäger von der Lichtung Saum,
Die Reichen kommen, wie die Armen,
  Das kleine Bethaus faßt sie kaum.

Als sich der Gläub'gen fromme Schar
  Gestärkt durch kräftige Gesänge,
Tritt Mühlenberg vor den Altar
  Und spricht zur andachtsvollen Menge:
„Oft hat mein Wort in euch entzündet
  Die Sehnsucht nach des Friedens Heil;
Den Segen hab' ich euch gekündet,
  Der frommer Demut wird zu teil.

Ihr gabet willig der Person
  Des Königs die verdiente Ehre;
Gehorsam zolltet ihr dem Thron,
  So wie es uns'rer Kirche Lehre.
Doch wenn mit heiligen Gesetzen
  Spott treibt der Herrscher Tyrannei,
Wenn sie der Völker Recht verletzen,
  Dann seid ihr aller Bande frei!

Empörung wird zur Mannespflicht,
  Gehorsam wäre Schmach und Schande;
Den König fordert vor Gericht
  Und zeiht ihn des Verrats am Lande!
Nicht länger singt des Friedens Psalmen,
  Stoßt schmetternd in des Krieges Horn,
Verbergt die Sichel in den Halmen
  Und greift zum Schwert im Rächerzorn!

Und wie ich euer Lehrer war
  Und euer Freund in Friedenszeiten,
Will ich in Stunden der Gefahr
  Euch in der Schlachten Donner leiten.
Steht treu zu mir in blut'ger Fehde,
  Der Freiheit gilt der heil'ge Krieg.
Nun sei's genug der müß'gen Rede,
  Die Waffen führen uns zum Sieg!"

Der Pred'ger sprach's, und den Talar
  Ließ er von seinen Schultern gleiten:
Gerüstet stand er am Altar,
  Ein Priesterheld aus alten Zeiten.
Des Staunens Bann lag auf der Runde;
  Doch als der Pfarrer schlägt ans Schwert,
Da braust ein Ruf aus jedem Munde:
  „Mit Mühlenberg für Haus und Herd!" —

Und wie's der Siedler Schar gelobt,
  So folgten sie des Führers Bahnen;
Wo heiß und wild der Kampf getobt,
  Da wehten der Virginier Fahnen.
Drum, wenn ihr jene stolzen Helden,
  Die für die Freiheit kämpften, nennt,
Laßt auch von Mühlenberg euch melden
  Und seinem deutschen Regiment.

—W. Müller.



138. Moll Pitcher.

Sie reicht ihm den kühlenden Labetrank,
Er nicket mit stummem Blicke ihr Dank;
Sie legt ihm den Arm in die Binde,
Den zerschoss'nen, dem wackeren Bombardier:
„Mein liebes Weib, Gott lohn' es dir,
Da Worte des Danks ich nicht finde!

Treu bist du gefolgt mir im Kampf und Streit,
Bist nimmer gewichen von meiner Seit',
Hast Mühsal, Gefahren ertragen;
Auf dem Marsch, in der Schlacht, von Furcht unbewegt,
Hast du, ein Engel des Trostes, gepflegt,
Die des Krieges Geschicken erlagen."

Nachdenklich stützt sie den Kopf in die Hand,
Sie denkt wohl der Heimat am Neckarstrand,
Der Heimat der Weibertreue:
Sie nahm das Erbe, der Mutter Gut,
Das Kleinod der Treue, den Heldenmut
Ins Vaterland mit, in das neue.—

Da plötzlich schweigen die Batterie'n,
Die kaum noch Tod und Verderben gespie'n,
Feig fliehen die Kanoniere,
Die Kanoniere in hellem Hauf;
Keck stürmen die Britten den Hügel hinauf
Mit Hurra und weh'ndem Paniere.

Die Heldin gewahrt's, und schnell wie der Blitz
Eilt sie vom Verwundeten weg zum Geschütz,
Und frisch beginnt sie zu laden:
„Nur Memmen verzagen, der Tapf're ficht;
Hört ihr das Wirbeln der Trommel nicht?
Zum Posten zurück, Kameraden!"

Sie rafft die Fahne empor aus dem Sand
Und pflanzet sie auf mit kräftiger Hand,
Stolz flattern die Streifen und Sterne;
Sie schwinget den Wischer, ihr Auge glüht,
Jetzt hebt sie die Lunte, das Zündkraut sprüht,
Laut donnert der Schuß in die Ferne.

„Hurra für Mollie!" Die Kampflust erwacht,
Die Fliehenden kehren, es blitzet und kracht,
Bald weichen der Stürmer Kolonnen,
Und Washington rückt mit der Nachhut heran:
„Hurra!" — Ein deutsches Weib hat's gethan,
Die Schlacht von Monmouth gewonnen.

—Dr. Gustav Brühl,

geboren 1826 in Rheinpreußen, lebt in Cincinnati, Ohio.



139. Baron von Steuben.

Im Jahre 1777 stand es schlimm um die Sache des amerikanischen Volkes. Die Engländer hatten bei Brandywine gesiegt, Philadelphia war in ihre Hände gefallen und Washington überwinterte die Armee unter den größten Entbehrungen in Valley Forge. Der Kongreß des jungen Freistaates bewilligte kein Geld zur Unterstützung des Heeres, und die Amerikaner selbst begannen am Feldherrntalent Washingtons zu zweifeln. Unter den Offizieren und Soldaten herrschte der Geist des Aufruhrs und der Empörung,

unwillig und mit Murren kamen sie dem Befehl ihrer Oberen nach und verloren allen Mut und das Vertrauen in ihre eigene Tüchtigkeit. Da erschien Baron von Steuben in der neuen Welt und wurde der Zuchtmeister und Organisator des amerikanischen Heeres.

Friedrich Wilhelm von Steuben wurde im Jahre 1730 in Magdeburg in Preußen geboren. Schon in seinem vierzehnten Jahre trat er als Freiwilliger in die preußische Armee ein und zeichnete sich in verschiedenen Schlachten so aus, daß er bald eine hohe Stellung einnahm und nach dem Friedensschluß mit Ehren aus dem Dienste schied. Allein er hatte sich an das Leben im Felde gewöhnt und eine bürgerliche Beschäftigung sagte ihm nicht mehr zu. Einen Ruf nach England lehnte er ab, entschloß sich jedoch, an den Kämpfen der Amerikaner um ihre Unabhängigkeit teilzunehmen.

Im December 1777 landete er in Portsmouth und bot dem Kongreß seine Dienste an. Im Falle die junge Republik dem Feinde unterliegen sollte, verzichtete der wackere Mann großmütig auf jede Vergütung. Der Kongreß ernannte ihn zum General, und Steuben begab sich sogleich in das Lager Washingtons, der ihn freundlich empfing und zum Generalinspektor des Heeres machte. Als solcher begann Steuben die amerikanischen Offiziere anzuleiten und die Einübung der Soldaten zu überwachen und schuf bald aus einem unordentlichen Haufen ohne Zucht und Ordnung ein schlagfertiges Heer. Schon in den ersten Kämpfen bewiesen die Soldaten, daß etwas von dem Geiste Friedrichs des Großen, der sich gegen halb Europa siegreich behauptet hatte, in ihnen wohne. Washington erkannte die Bedeutung Steubens an, und obschon letzterer viel von dem Neid und der Widersetzlichkeit mancher amerikanischen Offiziere zu leiden hatte, so zeichnete ihn doch der Obergeneral rühmlichst aus.

Als die Engländer gegen das Ende des Krieges in Yorktown eingeschlossen waren und die Stadt genommen werden sollte, erhielt Steuben Befehl, mit General Green nach Virginien zu marschieren. Unter seiner Leitung wurde die Festung nach den Regeln

der Kriegskunst belagert, und die Amerikaner rückten schon in den Laufgräben gegen die Stadt vor. Da ließ ihm der englische Oberbefehlshaber Cornwallis die ersten Vorschläge zur Übergabe Yorktowns machen. Der französische General Lafayette wünschte jedoch, daß die Festung sich ihm übergebe. Steuben weigerte sich aber von seinem Posten zurückzutreten, und General Washington nahm entschieden seine Partei. So durfte sich der deutsche General Steuben rühmen, daß unter seiner Leitung das letzte Bollwerk der englischen Tyrannei von den Amerikanern erobert wurde.

Nach dem Unabhängigkeitskrieg blieb Steuben noch drei Jahre Generalinspektor der Armee. Dann nahm er seinen Abschied und zog sich auf sein Landgut bei Utica im Staate New York zurück. Zehn Jahre lang war er Präsident der deutschen Gesellschaft von New York und erwarb sich als solcher große Verdienste um die deutsche Einwanderung.

Im Jahre 1794 ereilte ihn der Tod auf seinem Landsitz, und Steuben wurde nach seinem Wunsch in seinen Soldatenmantel gehüllt, geschmückt mit den Orden, die er sich erkämpft, wie ein ächter Kriegsheld begraben.

Der amerikanische Geschichtschreiber Headly sagt über Steuben: „Es ist schwer, den Wert von Steubens Thaten ganz zu würdigen. So viel ist jedoch gewiß: seine Ankunft in unserem Lande bildet einen Zeitabschnitt in unserer Revolution.“

---

140. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Übertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruten
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht, überragend seine Jahre;
Die zwei andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen;
Und sein Aug' versendet wild're Blitze
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!"

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von den Uferweiden;
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen,
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen, Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen fest entschlossen
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

—Nicolaus Lenau,
geboren in Ungarn 1802, gestorben in Wien 1844.

---

141. Der große Krieg.

Von seinem westlichen Nachbar, Frankreich, dazu gereizt, hat Deutschland, alle deutschen Länder unter Preußens Führung, in den Jahren 1870 und 1871 einen Krieg geführt, der an Großartigkeit und Furchtbarkeit seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht hat. Wie ein Märchen klingen die Thatsachen dieses Krieges, und seine Erfolge hat niemand geahnt.

Sieben Monate lang stand eine Million deutscher Soldaten einer Million Franzosen gegenüber. 20 große Schlachten und 150 Treffen sind geliefert, 26 Festungen zur Übergabe gezwungen worden. Die Franzosen, welche einen Spaziergang nach Berlin zu machen gedachten, haben nur auf wenige Stunden den deutschen Boden betreten.

Nach der mörderischen Schlacht von Sedan wird durch Umgehung der französische Kaiser mit einem 120,000 Mann starken Heere gefangen. Die stark befestigte, für unüberwindlich gehaltene Hauptstadt Paris, eine Weltstadt von 2 Millionen Einwohnern und 400,000 Bewaffneten, eine Zwingburg, erbaut in dem Gedanken, daß deutsche Heere einst an ihr zerschellen sollen, muß nach viermonatlicher Einschließung den Deutschen die Thore öffnen. Ein Heer auserlesener, in manchem Kriege erprobter Soldaten von 150,000 Mann wird nach Metz zurückgeworfen, 10 Wochen lang in der Festung gefangen gehalten und durch Hunger zur Übergabe gezwungen.

Das sind die drei Wendepunkte im Kriege, welcher mit der wilden Flucht der Franzosen nach den bedeutenden Niederlagen von Wörth und Spicheren begann und mit dem dreitägigen ruhmvollen Kampfe von 40,000 Preußen, Bayern und Würtembergern gegen den Ansturm von 100,000 Franzosen — von denen 80,000 auf Schweizergebiet gedrängt wurden — zu Ende ging.

Und welche Erfolge hatte dieser siebenmonatliche Krieg aufzuweisen!

Fast eine halbe Million Franzosen wurde gefangen genommen oder entwaffnet oder über die Grenzen Frankreichs gedrängt. Nahe an 7000 Geschütze und 120 Fahnen wurden erbeutet. Die früher deutschen Länder Elsaß und Lothringen sind dem deutschen Reiche wiedergewonnen, welches 1871 inmitten der besiegten Feinde in der französischen Hauptstadt wieder aufgerichtet wurde.

Viele deutsche Jünglinge und Männer mußten ihr Leben lassen in diesem furchtbaren Kampfe für die Rettung des Vaterlandes von dem Angriffe eines alten Feindes, der dieses Mal glaubte, besonders leichtes Spiel zu haben. Dafür ist aber jetzt auch Deutschland das mächtigste Reich Europas, und seine Staatsmänner lenken heute die Geschicke der Welt.

Auch der Handel und Wandel Deutschlands hat sich infolge dieses glorreichen Krieges ungemein gehoben, so daß wir mit Recht sagen können: dies war die dritte glorreiche, zugleich aber die folgenreichste Erhebung Deutschlands, welche seine Geschichte zu verzeichnen hat.

— Nach Krüger.

---

142. Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.



Durch hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell.
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heilge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Auf blickt er in des Himmels Blau'n,
Wo tote Helden niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du noch drum ein Welscher nicht;
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind dir deinen Strand.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

—M. Schneckenburger,

geboren 1819 zu Thalheim, gestorben zu Burgdorf 1849.

143. Baron de Kalb.

Unter den deutschen und französischen Offizieren, welche den Amerikanern zu Hilfe eilten und wesentlich dazu beitrugen, daß diesen der endliche Sieg über ihre englischen Unterdrücker ward, nimmt der Baron Johannes de Kalb eine hervorragende Stellung ein. Geboren in Süddeutschland von schlichten, armen Eltern im Jahre 1721, ging de Kalb schon früh in französische Kriegsdienste, wo er es zum Range eines Obersten brachte und geadelt wurde.

Im Jahre 1777 kam de Kalb mit Lafayette und anderen französischen Offizieren in Amerika an und wurde alsbald als Generalmajor der Nordarmee zugeteilt, wo er sich sehr auszeichnete.

Als im Jahre 1779 die Sache der Amerikaner im Süden sehr schlecht stand, wurde de Kalb dahin beordert und übernahm unter sehr schwierigen Verhältnissen den Oberbefehl. Bald kam zu seiner Freude der General Gates nach, um sich an die Spitze der ganzen Südarmee zu stellen. Trotz aller Gegenvorstellungen seiner Offiziere griff Gates im folgenden Jahre mit ein paar tausend ungeschulten Milizen die aus gedienten Veteranen bestehende englische Armee bei Camden in Süd-Carolina an. „Gut," hatte De Kalb, als alle Einreden fruchtlos blieben, gesagt, „dann siege ich oder ich falle!" Unaufhaltsam drang er sogleich an der Spitze des rechten Flügels vor und hielt, wie ein Löwe fechtend, aus, selbst nachdem der linke Flügel und das Centrum unter Gates in Unordnung gewichen waren. Endlich fiel der Held, aus elf Wunden blutend, in die Hände der Engländer, nachdem der Überrest seiner Division geflohen war. Drei Tage nachher hauchte de Kalb in Camden den Geist aus.

Die Bürger von Camden, der Staat von Süd-Carolina und der Kongreß der Vereinigten Staaten ehrten das Andenken des Tapferen durch Denkmale.

Als Soldat, als Führer, als Ingenieur — immer tapfer und zugleich vorsichtig und berechnend — hat de Kalb in den drei Jahren, während welcher es ihm vergönnt war, für Amerika zu fechten, so viel Bedeutendes geleistet, als irgend einer der Befehlshaber.

144. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken,
Und thät nur spöttisch um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,

Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!"

—Uhland.

145. Amerikas Schätze.

Es ist dir viel zu teil geworden,
  Mein herrlich Land Amerika;
Dein Adler zieht vom eis'gen Norden
  Zum sonnbeglänzten Florida,
Dein sternbesä'tes Banner wehet
  In Maine und fern am gold'nen Thor,
Wo düst'rer Urwald steht erhöhet,
  Und wo die Palme ragt empor.

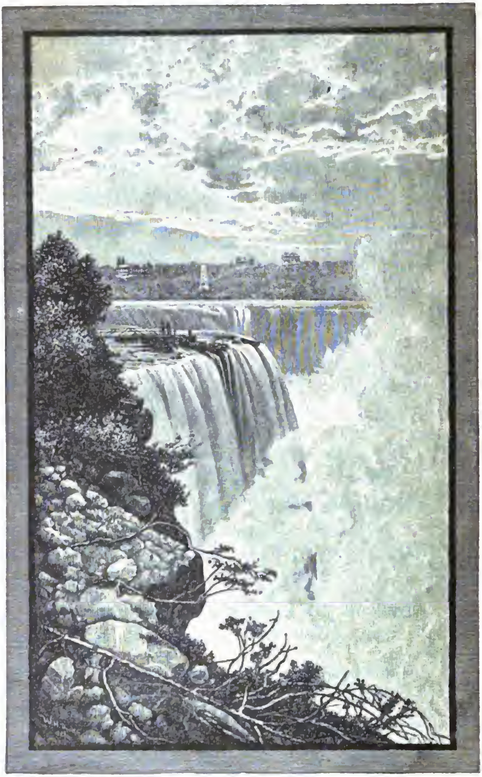
Dein Boden prangt in selt'ner Fülle—
Hier kränzet ihn der gold'ne Mais,
Dort lohnt mit weicher, weißer Hülle
Baumwolle gern des Pflanzers Fleiß;
Der Erze reiche Schätze blinken
In deines Schoßes dunkler Nacht,
Und Trauben und Orangen winken
Aus grünem Laub in süßer Pracht.

Kein ander Land kennt solche Wunder,
Wie sie umschließet dein Gebiet:
Des Niagara Sturz hinunter
Mit Staunen unser Auge sieht.
Du läßt uns Berg' und Ströme finden,
Den vielgepries'nen fremden gleich;
Versteckest in der Erde Rinden
Ein zauberprächtig Feenreich.

Doch was vor solcher Pracht und Schöne,
Amerika, dich dauernd schmückt,
Und deine Töchter, deine Söhne
Mit unschätzbarem Gut beglückt—
Das Erbe ist's, für das gezogen
Einst Washington sein reines Schwert,
Für das ein Franklin Rat gepflogen,
Und Helden starben ehrenwert.

Die Freiheit ist's, in deinen Gauen
Dereinst erworben schwer durch Blut.
Laß dankbar sie uns fürder schauen,
Bewahr uns ihre treue Hut!
So mögen licht die Streifen winken,
Wie sie der Väter Blick schon sah,
Und nie ein Stern verdunkelt sinken
Aus deinem Schild, Columbia!

—H. H. Fick,
geboren zu Lübeck 1848, lebt in Cincinnati.



146. Der Niagara.

Der großartigste Wasserfall, den man in der Welt kennt, ist der Fall des Niagara.

Der Strom fließt aus dem östlichen Ende des Sees Erie und

ergießt sich nach einem Laufe von 36 Meilen in den Ontariosee. Er ist schon da, wo er den Erie verläßt, reißend und ungestüm; späterhin dehnt er sich mehr aus und wird ruhiger; drei Meilen oberhalb des Falls brechen sich jedoch seine Wellen mit furchtbarer Gewalt gegen die Felsen am Ufer. Je näher der Strom den Fällen kommt, desto ungestümer wallt und saust er durch die Felsen dahin, erreicht endlich den Rand des grausenvollen Abgrundes und stürzt in die Tiefe hinab; nahe bei dem Abgrunde macht er eine beträchtliche Biegung zur Rechten. Er teilt sich in drei Fälle. Der großartigste von diesen ist an der nordwestlichen Seite des Flusses, der Hufeisenfall genannt. Die Höhe desselben ist 145 Fuß, die Höhe der beiden anderen 165 Fuß. Dieser geringeren Höhe verdankt jedoch dieser Fall hauptsächlich seine Größe; denn der größte Teil des Wassers nimmt seinen Weg zu seinem niedrigeren Strombett und stürzt mit erschütternder Gewalt hinunter. Aus seinem Mittelpunkt steigt fortwährend eine dampfende Nebelwolke auf, die man meilenweit erblickt. Die Ausdehnung dieses Falles seiner Fläche nach beträgt 825 Fuß in der Rundung. Der zweite Fall, vom ersten durch eine Insel getrennt, ist 59 Fuß breit. Der dritte Fall, von dem zweiten ebenfalls durch eine Insel getrennt, hat eine Breite von über 400 Fuß. Die ganze Breite der Fälle, die Inseln mit eingeschlossen, beträgt eine gute halbe Stunde.

Den herrlichsten Anblick gewährt der Wasserfall bei Sonnenaufgang und beim Mondenschein. Großartig und eigentümlich ist auch der Anblick der Fälle im Winter, wenn die Wassermasse teilweise zu Eis erstarrt ist.

Kühne Forscher, Tollhäusler und Wahnsinnige haben zu verschiedenen Zeiten versucht, in starken Kähnen durch die Stromschnellen zu fahren; andere versuchten es schwimmend. Alle aber wurden die Opfer ihres Frevelmutes, bis im August 1886 ein Tollkühner aus Boston den tosenden Wassern, mit denen er sich hatte treiben lassen, lebend entkam.

—Nach Fr. Hoffmann.

147. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laß mir herein den Alten!"

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

—Göthe.

148. Die Kassawawurzel.

Eine der wichtigsten Kulturpflanzen des tropischen Amerikas ist der Kassawa- oder Maniokstrauch. Die Wurzel dieses Gewächses besteht fast ganz aus Stärkemehl. Die im ungereinigten Zustande und mit Pflanzenfasern noch vermischte Sorte heißt Kassawa, während eine gereinigte, feinere unter dem Namen Tapioka vorkommt.

Den eingeborenen Wilden wie den Europäern, den schwarzen Sklaven wie den freien Farbigen dient Kassawa und Tapioka an der Stelle des Brotes oder des Reises. Um Kassawabrot zu bereiten, zerreibt man die Wurzeln, bereitet flache runde Kuchen und bäckt diese dann. Es ist eine gesunde, leicht verdauliche und wohlschmeckende Speise.

Man unterscheidet die süße Maniokpflanze und die saure oder bittere. Die Wurzel der ersteren, welche vorzugsweise angebaut wird, kann ohne Gefahr sogleich genossen werden, die andere, frisch genossen, ist ein schnellwirkendes Gift. Die Wurzel der saueren

wird besonders von dem wilden Indianer benutzt. Wir wollen ihn einen Augenblick in seinem Lager belauschen.

In den dichten Wäldern der Guyana hat der Indianerhäuptling zwischen den hohen Stämmen der Magnolia seine Hängematte ausgespannt, im Schatten breitblättriger Bataten ruht er, unthätig, rauchend und dem Treiben seiner Familie neben sich zusehend. Mit hölzerner Keule stampft sein Weib in einem ausgehöhlten Baumstamme die gesammelten Maniokwurzeln und wickelt den dicken Brei in ein dichtes Flechtwerk von den zähen Blättern großer Lilienpflanzen. An einem Stabe, der auf zwei hölzernen Gabeln ruht, wird das lange Bündelchen aufgehängt und unten ein schwerer Stein befestigt, durch dessen Gewicht es ausgepreßt wird. Der abfließende Saft läuft in eine untergesetzte Schale des Kalabassenkürbisses. Daneben kauert ein kleiner Knabe und taucht die Pfeile des Vaters in die herabtröpfelnde tödliche Milch, während die Frau ein Feuer anzündet, um den ausgepreßten Wurzelbrei zu dörren und durch Hitze völlig von dem flüchtigen Giftstoffe zu befreien. Sodann wird er zwischen Steinen gerieben, und das Kassawamehl ist fertig. Unterdessen hat der Knabe sein unheilvolles Geschäft vollendet; der Saft hat nach längerem Stehen ein zartes, weißes Kraftmehl abgesetzt, von welchem die giftige Flüssigkeit abgegossen wird. Ist das Mehl dann noch mit Wasser abgewaschen, so ist es zum Gebrauche fertig. Auf ähnliche, mehr oder minder künstliche Weise wird überall die Kassawa und Tapioka bereitet.

—Matthias Jakob Schleiden,
geboren 1804 zu Hamburg, gestorben 1881 in Frankfurt a. M.

---

149. Lehren.

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

Wissen ist ein Schatz, Arbeit der Schlüssel dazu.

Ein unnützes Leben ist ein früher Tod.

Mit Verstand kann man Geld, nicht mit Geld Verstand erwerben.

Niemand steigt durch Laster, niemand fällt durch Tugend.

Schmeicheleien sind süß wie überzuckertes Gift, das den Tod bringt.

Verstand ist ein Edelstein, der am meisten glänzt, wenn er in Demut gefaßt ist.

Wo die Dankbarkeit Wurzeln geschlagen hat, da ist der Boden gewiß nicht schlecht.

Richte erst dich selber, dann den Nächsten.

Das größte Leid, das wir uns bereiten, ist dasjenige, welches wir anderen zufügen.

Sei nicht gleichgiltig gegen Schmutz und Unordnung an deinem Leibe, du möchtest sonst leicht dazu kommen, dergleichen auch in deiner Seele zu dulden.

Geh mit langsamen Schritten den Orten zu, wo du Freunde aufsuchst, und mit schnellen, wo du Trost zu bringen hast.

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

Der Weise wünscht nicht mehr, als was er redlich erwerben, mit Mäßigkeit genießen und mit Heiterkeit ausgeben kann, also nur so viel, als er zum zufriedenen Leben bedarf.

150. Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten miteinander um den Vorzug. Der feurige, glänzende Knabe Tag fing an zu streiten:

„Arme, dunkle Mutter," sprach er, „was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein ge-

schäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getötet hast, zum Gefühl eines neuen Daseins; was du erschlafftest, rege ich auf —"

„Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung?" sprach die bescheidene, verschleierte Nacht. „Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoß; sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es all' dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder; und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordene Seele mit himmlischem Tau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllte Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne."

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoß. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone mit ewig ruhigem Antlitz.

—Herder.

Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, studierte Theologie, wurde Lehrer und Prediger und starb 1803 als Konsistorialrat in Weimar. Er hat sich um die deutsche Litteratur viele Verdienste erworben, worunter ein sehr großes, indem er zuerst die Aufmerksamkeit auf den reichen Schatz alter deutscher Volkslieder lenkte. Herder schrieb in Prosa über Religion und Philosophie und dichtete Parabeln, Legenden, Fabeln, Allegorien und Romanzen. Sein letztes und vorzüglichstes Werk ist das epische Gedicht „Der Cid," eine Anzahl zu einem Ganzen vereinigter Romanzen nach spanischem Muster, welche das Leben und die Thaten des spanischen Helden Rodrigo Diaz verherrlichen.

---

151. Die Sprache.

„Tod und Leben liegen auf der Zunge.'

Unsere Sprache soll sanftmütig, freimütig, aufrichtig und bieder sein. Hüte dich vor Zweideutigkeiten, Arglist und Verstellung; ist es auch nicht immer ratsam, jede Wahrheit auszusprechen, so ist es doch nie erlaubt, gegen die Wahrheit zu reden. Hast du aus Unachtsamkeit etwas Unwahres gesagt, so suche den Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß du deine Worte widerrufest.

Eine wahrhafte Entschuldigung, wenn sie auch nur darin besteht, daß du deine Schuld eingestehest, hat weit mehr Anmut und größere Entschuldigungskraft, als eine lügenhafte, die dir den Schein der Unschuld geben soll. Die Lüge selbst aber, die du wissentlich begehest, hat gar keine Entschuldigung. Nur der Böse wandelt auf Umwegen; wer aber einfach wandelt, der wandelt sicher.

Die Lüge, der Doppelsinn und die Verstellung sind immer ein zuverlässiges Merkmal eines schwachen Geistes und eines schlechten Gemütes.

Wenig reden, was die Weisen des Altertums so sehr empfohlen haben, besteht nicht darin, daß man wenige Worte sage, sondern darin, daß man keine überflüssigen rede. Denn im Reden sieht man nicht so sehr auf die Anzahl, als auf den Inhalt der Worte, und in beiden muß man das Übermaß vermeiden. Sich zu ernst und gleichsam übergebildet zeigen und in der Gesellschaft nichts zur gemeinschaftlichen Unterredung beitragen wollen, verrät Mißtrauen oder hochmütige Verachtung. Dagegen beständig plaudern und immer zuerst reden, ohne den andern Zeit und Gelegenheit zu lassen, nach Wunsch mitzusprechen, ist ein Beweis von Albernheit. Denn wie die Ärzte durch Besichtigung der Zunge eine große Kenntnis von dem Gesundheitszustande des Körpers erlangen, so sind unsere Worte wahre Kennzeichen von dem Zustande unserer Seele. — Bone.

(Nach Franz v. Sales.)

152. An meine Kinder.

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Was ein Lessing dachte,
Was ein Göthe sang,
Immer wird's behalten
Seinen guten Klang.
Und gedenk' ich Schillers,
Wird das Herz mir warm:
Schiller zu ersetzen,
Ist die Welt zu arm.

Teuer, meine Kinder,
Sei uns dieses Land;
Doch an Deutschland knüpfet
Uns der Sprache Band.
Wahrt der Heimat Erbe,
Wahrt es euch zum Heil;
Noch den Enkelkindern
Werd' es ganz zu teil.

Wenn dereinst entfallen
Mir der Wanderstab,
Wenn ich längst schon ruhe
In dem kühlen Grab,
Was die Gunst der Muse
Freundlich mir beschied,
Ehrt es, meine Kinder,
Ehrt das deutsche Lied!

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

—Friedrich Karl Castelhun,

geboren 1828 in Nordheim (Hessen), lebt in San Franzisko, Cal., als Arzt. Einer der bedeutendsten deutsch-amerikanischen Lyriker.



153. Die Wolken.

Ich bin in die Thüre getreten und habe eine Weile dem Wesen der Wolken zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist.

Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber die Wolken verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu ver-

dicken und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermutet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen und bald die ungeheuren Felsen zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Teile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustande ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man auf dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Strichvögel, die, unter einem anderen Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jeden Nerv bewegen.

Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen zu können, und der Wunsch wird immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahreszeit, Tageszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrigbleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich dasselbe erzählend wiederholt und so einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen hat. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit anderen Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann. —Göthe: „Briefe aus der Schweiz.“



Emanuel Geibel, geboren am 18. Oktober 1815 zu Lübeck, studierte Philologie, reiste dann als Hauslehrer, wurde Professor in München, kehrte 1868 für immer nach seiner Vaterstadt zurück und starb daselbst am 6. April 1884. Seine Hauptwerke sind: „Gedichte,“ „Juniuslieder,“ „Neue Gedichte,“ sehr gute Übersetzungen von Gedichten aus alten und neuen Sprachen, die Dramen „König Roderich,“ „Brunhild,“ „Meister Andrea.“

154. Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen,
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
  Traurig hier von Haus zu Haus;
Doch kein helles Auge schaute
  Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
  Mürrisch heißet man mich gehn;
Ach, den armen, braunen Knaben
  Will kein einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
  Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
  Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodien
  Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
  In das Land voll Sonnenschein.

Ach, des Herzens sehnend Schlagen,
  Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
  Laßt mir nur der Heimat Glück.
Fort zum Süden! Fort nach Spanien,
  In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
  Muß ich einst begraben sein.

—Geibel.

155. Zeus und das Schaf.

Die Fabel.—Fabeln sind epische Gedichte in gebundener oder ungebundener Rede, in welchen die unbeseelte Natur, vor allem die Tierwelt, mit Bewußtsein, Vernunft und Sprache ausgerüstet erscheint. Das Tierleben gilt in der Fabel als der Spiegel des Menschenlebens, und ist somit ihr letzter Zweck die Belehrung. Viele unserer schönsten Fabeln stammen aus Indien; ihre künstlerische Form haben sie aber in Griechenland gefunden, besonders im 6. Jahrhundert vor Christus durch Äsop. Lessing, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Meißner sind die hervorragendsten deutschen Fabeldichter.

Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor Zeus und bat ihn, sein Elend zu mildern.

Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?"

„O nein," sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben."

„Oder," fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?"

„Ach," versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt."

„Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben."

„Auch nicht, gütiger Vater! Ich könnte leicht so stößig werden, wie der Bock."

„Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere dir zu schaden hüten sollen."

„Müßte ich das?" seufzte das Schaf. „O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen, und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

—Lessing.

156. Die goldene Repetieruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — so erzählt Meister Hämmerlein eine wahre Geschichte aus seinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre gethan und wünschte weiter nichts, als eine solide, pünktliche Sackuhr, wie solche die Gehilfen auch hatten. Das, meinte ich, sei erst recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man selber sagen könne, was es an der Zeit sei. Auch meine ich noch jetzt, man soll in dem Lebensalter, wo der Ernst des Daseins beginnt, jeden lehren, genau auf die Zeit achthaben; denn die Zeit ist das kostbarste Gut, wenn man rechtschaffen damit haushält. Eine Uhr in der Tasche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und sorgsame Benutzung der Zeit zu gewöhnen. Es nahten die Weihnachtstage. Ich war schon alt genug, um zu wissen, daß der heilige Christ nicht, im buchstäblichen Sinne genommen, durch die Luft daher geflogen kommt und allerlei Geschenke bringt; sondern daß der heilige Christ die innige Liebe, der gute Geist in den Herzen der Angehörigen ist, die still und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie selig geht da jeder umher, lauscht dem anderen seine Wünsche ab, kann sich fast nicht halten, das Geheimnis zu bewahren, und ist doch wieder voll Freude, im stillen zu wirken und zu schaffen für den anderen. Wo das ist, kann man wohl sagen: „Der heilige Christ weht in der Luft des Hauses."

Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr beschert würde, ließ aber das keine Menschenseele merken; nicht einmal meiner immer seelenfrohen Schwester Minna sagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angst, und wenn man zufällig fragte: „Wie viel Uhr ist's," wurde ich ganz böse. Das muß ich verraten haben; denn hört, wie mir's ergangen ist.

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und schon in der Thüre stehe, höre ich, wie mein Vater meiner Mutter zuruft: „Frau, thue schnell Adams goldene Repetieruhr weg!" Er wickelt

nun schnell etwas in ein Papier und versteckt es. Meine Mutter sah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar nichts gesehen und gehört hätte und war überaus heiter. Von nun an ging ich stolz durch die Straßen und meinte, jeder müßte mir's ansehen, welch eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir nur leid, daß man die Uhren in der Tasche trägt, so verborgen und nicht offen vor aller Welt, und — so leicht wird man von der Eitelkeit betrogen — daß ich mir einredete, das wäre viel menschenfreundlicher, wenn man die Uhren öffentlich tragen würde, denn da könnten auch die armen Leute immer genau die Stunden und Minuten sehen.

Jeder, der es erschwingen und darauf achthaben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Tasche, und diese richtet und stellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr an dem Kirchturm und die Uhr am Kirchturm wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her festgesetzt, und die Menschen können weiter nichts thun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, daran sie am Schatten den Staub des ewigen, allgemeinen Lichtes wahrnehmen.

Das ist auch ein Sinnbild und Gleichnis für unser ganzes innere Leben. Das erkenne ich aber erst jetzt; damals hatte ich andere Gedanken.

Vor dem Uhrenladen stand ich oft lange und verwies mein Federmesser einstweilen in die rechte Westentasche; die linke war zu Besserem vorbereitet. Wo das Herz ist, trägt man auch die Uhr, sagte ich mir; da geht's drinnen und draußen: tick, tack. Ich träumte einmal, meine goldene Repetieruhr sei mir gestohlen worden, und als ich erwachte, war ich ganz glückselig, daß ich sie noch nicht besaß. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzuteilen, was mich so voll Freude machte; ich sagte ihnen aber doch nicht das Ganze und sprach rätselhaft, daß sie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufsperren würden, wenn ich ihnen etwas zeige, was selber zeigt und spricht. Ich lief davon, ehe sie erraten konnten, was es sei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufsperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete seine Freudenkerzen an.

Als sich endlich die beiden Flügelthüren öffneten, wir Kinder hereinstürmten und dann wieder vor Überraschung stillstanden, da pochte mein Herz gewaltig. Richtig! da lag für mich die Uhr auf dem Tische; aber — o weh! es war eine silberne! Meine Freude war wohl etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: „Das schadet nichts, Silber ist viel weißer und dicker, und sie repetiert ja: bim, bam!" Ich drückte mit aller Kraft an den Heber, aber er gab nicht nach und es tönte auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles ist nichts! Ich legte still die Uhr wieder hin, verließ rasch das Zimmer, ging auf meine dunkle Kammer und weinte, daß es mir fast das Herz abstieß. Meine Mutter kam bald mit Licht, und als ich ihr meinen unbeschreiblichen Jammer klagte, schüttelte sie den Kopf, preßte die Lippen zusammen und sah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die mir stets offen stehen, wenn sie auch längst der Tod geschlossen hat. Sie erklärte mir nun mein Unrecht: Ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden gewesen, wenn ich nichts von einer goldenen Repetieruhr gewußt hätte; der Vater habe mich nur necken und mir dabei die Lehre geben wollen, auch mit dem Geringeren, als man erwartet hat, sich zu freuen: ich sollte nicht undankbar sein gegen Gott und die Menschen. So sprach sie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich recht ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube. Ich war nicht mehr traurig, aber doch auch nicht glücklich, und es war doch eine solide, pünktliche Uhr, die jetzt mein eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böse Geist wieder über mich; ich war so wild, daß ich aufstehen und die Uhr zum Fenster hinaus werfen wollte; es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette und ich blieb fein liegen. Wie oft werden böse Thaten nur durch kleine Umstände verhindert, und wir haben deshalb gar keinen Grund, auf unsere Tugenden stolz zu sein.

Vom Weinen und den heftigen Gemütsbewegungen ermattet, schlief ich bald ein und freute mich am andern Morgen doch beim Erwachen, daß meine Uhr so lustig tick tack machte. Acht Tage lang wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus, und sie vergaßen auch bald meine Prahlereien. Ich trug die Uhr lange

bei mir, ohne sie jemand zu zeigen und war damit in mir vergnügt. Das sind nun bald vierzig Jahre seit jener Weihnacht; hier habe ich noch die Uhr, und sie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erst recht verstanden oder auch selbst die Wahrheit aus dieser Geschichte gefunden. Wenn ich einen Menschen sehe, der mit nichts, was ihm zukommt, recht glücklich sein kann, weil er immer Stolzeres erwartet hat, denke ich: Der hat auch eine goldene Repetieruhr gehofft! — Wenn ich ein Geschäft mache und es ärgert mich, daß es nicht ausschlägt, wie ich erwartete, so sage ich mir: Hast noch immer die goldene Repetieruhr im Kopf? — Sehe ich einen Mann, der im Staate oder sonst hoch hinauswollte und nun sich in Gram verzehrt, weil er in einer untergeordneten Stellung sein Leben verbringen muß, möchte ich ihm zurufen: „Laß das Drücken am Heber, es macht nicht bim, bam, sei froh mit dem einfachen Zeiger!"

Kurzum, in tausenderlei Fällen habe ich von dieser Geschichte gelernt. Die meisten Menschen können sich nicht darein finden und sind unglücklich, weil es eben anders gekommen ist, als sie sich eingebildet hatten. Es schadet nichts, wenn man nach dem Vollkommensten verlangt und trachtet, im Gegenteil, das spannt unsere Kraft erst recht an; man muß sich's dann aber auch wohl sein lassen, sich begnügen und bescheiden können, wenn minder Vollkommenes uns zu teil wird.

Ich bin jetzt zufrieden mit dieser Uhr und sie ist mir um keinen Preis feil.

— Auerbach.

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im würtembergischen Schwarzwalde geboren. Er studierte Philosophie und Geschichte und wählte bald die schriftstellerische Laufbahn. Am meisten bekannt wurde er durch seine gemütsvollen und verständnisreichen Schilderungen des Kleinlebens des Volkes, besonders in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" und dem Volkskalender „Gevattersmann." Berühmt sind auch seine größeren Erzählungen „Barfüßele," „Lorle," u. s. w., sowie die künstlerisch angelegten Romane „Auf der Höhe," „Landhaus am Rhein," „Waldfried," u. a. Auerbach starb in Cannes im Jahre 1882.

Die Ballade ist von allen Gattungen epischer Dichtung die volkstümlichste, welche, ganz den erzählenden Ton anschlagend, oft zum reinen, singbaren Volkslied wird, oft aber in lyrischer Weise auch selbsteigene Anschauungen des Dichters mit zum Ausdruck bringt. Das höchste in der volkstümlichen Ballade hat Göthe erreicht („Erlkönig," „Der Fischer," „König von Thule,") nach ihm Bürger („Leonore," „Das Lied vom braven Mann,") Heine („Lorelei,") Uhland („Das Glück von Edenhall," „Der Wirtin Töchterlein,") u. v. a.

157. Der Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?"" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

‚Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.' —

„„Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?"" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

‚Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.' —

„„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"" —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau." —

‚Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.' —
„„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an;
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!"" —

Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

— Göthe.

158. Der Rosenelf.

Mitten in einem Garten wuchs ein Rosenstock, der war ganz voller Rosen, und in einer derselben, der schönsten von allen, wohnte ein Elf; er war so winzig klein, daß kein menschliches Auge ihn erblicken konnte und hatte Flügel von den Schultern bis gerade hinunter zu den Füßen. O, welcher Duft war in seinen Zimmern, und wie klar und schön waren die Wände! Es waren ja die blaßroten Rosenblätter.

Den ganzen Tag erfreute er sich im warmen Sonnenschein und flog von Blume zu Blume. Als die Sonne unterging, wurde es kalt, der Tau fiel und der Wind wehte; nun war es das Beste, nach Hause zu kommen; er tummelte sich so sehr er konnte, aber die Rose hatte sich geschlossen, er konnte nicht hineingelangen — keine einzige Rose stand geöffnet. Der arme Elf erschrak sehr. Er war früher nie nachts weggewesen, hatte immer süß hinter den warmen Rosenblättern geschlummert. O, das wird sicher sein Tod werden!

Am andern Ende des Gartens, das wußte er, befand sich eine Laube mit schönen Jelängerjelieber; die Blumen sahen wie große, bemalte Hörner aus. In eine derselben wollte er hinabsteigen und bis morgen schlafen.

Er flog dahin. Was sah er da! Es waren zwei Menschen darin: ein junger Mann und ein schönes Mädchen. „Wir müssen

uns trennen!" sagte der junge Mann. „Dein Bruder mag uns nicht leiden, deshalb sendet er mich mit einem Auftrage so weit über Berge und See fort. Lebe wohl, meine süße Braut, denn das bleibst du mir doch!"

Das Mädchen weinte und gab ihm eine Rose. In diese flog der kleine Elf hinein, als der junge Mann sie an seine Brust steckte. Hier konnte er gut hören, daß Lebewohl gesagt wurde.

Als der Mann dann einsam in dem dunkeln Wald weiter ging, da kam ein anderer Mann, finster und böse; es war des Mädchens schlechter Bruder. Ein scharfes und großes Messer zog er hervor und damit stach er jenen tot, schnitt seinen Kopf ab und begrub ihn mit dem Körper unter einem Lindenbaume.

„Nun ist er vergessen und fort," dachte der schlechte Bruder; „er kommt nie mehr zurück. Eine lange Reise sollte er machen über Berge und Seen, da kann man leicht das Leben verlieren, und das hat er verloren. Er kommt nicht wieder, und mich darf meine Schwester nicht nach ihm fragen!" Dann scharrte er mit dem Fuße verdorrte Blätter über die lockere Erde und ging wieder in der dunkeln Nacht nach Hause. Aber er ging nicht allein, wie er glaubte; der kleine Elf begleitete ihn, er saß in einem vertrockneten, aufgerollten Lindenblatte, welches dem bösen Manne, als er grub, in die Haare gefallen war. Der Hut war nun darauf gesetzt, es war dunkel darin, und der Elf zitterte vor Schreck und Zorn über die schlechte That.

In der Morgenstunde kam der böse Mann nach Hause; er nahm seinen Hut ab und ging in der Schwester Schlafstube hinein. Da lag das schöne, blühende Mädchen und träumte von ihm, dem sie so gut war und von dem sie nun glaubte, daß er über Berge und durch Wälder gehe. Der böse Bruder neigte sich über sie und lachte häßlich, wie nur ein Teufel lachen kann; da fiel das trockne Blatt aus seinem Haare auf die Bettdecke nieder, aber er bemerkte es nicht und ging hinaus. Aber der Elf schlüpfte aus dem Blatte, setzte sich in das Ohr des schlafenden Mädchens und erzählte ihr, wie in einem Traum, den schrecklichen Mord, beschrieb ihr den Ort und den blühenden Lindenbaum und sagte: „Damit

du nicht glaubst, daß es ein Traum sei, was ich dir erzählt habe, so wirst du auf deinem Bette ein verdorrtes Blatt finden." Und das fand sie, als sie erwachte.

O, welch bittere Thränen weinte sie und durfte doch niemand ihren Schmerz anvertrauen! Der Elf wollte die Betrübte nicht verlassen und setzte sich in eine Monatsrose im Fenster. Der Bruder kam oft herein und war heiter trotz seiner Schlechtigkeit; aber sie durfte kein Wort über ihren Herzenskummer sagen.

Sobald es dunkel wurde, schlich sie in den Wald zu dem Lindenbaum, grub in die Erde und fand ihn sogleich, der erschlagen worden war. O, wie weinte sie und bat den lieben Gott, daß er sie auch bald sterben lasse!

Dann nahm sie das bleiche Haupt mit den geschlossenen Augen, küßte den kalten Mund und sagte: „Das will ich behalten!"

Nachdem sie Erde und Blätter auf den toten Körper gelegt hatte, nahm sie den Kopf und einen kleinen Zweig von einem Jasminstrauch, der dort im Walde blühte, mit sich nach Haus.

Sobald sie in ihrer Stube war, holte sie sich einen großen Blumentopf, in diesen legte sie des Toten Kopf, schüttete Erde darauf und pflanzte dann den Jasminzweig in den Topf.

„Lebewohl! Lebewohl!" flüsterte der kleine Elf; er konnte es nicht länger ertragen, all' diesen Schmerz zu sehen, und flog deshalb hinaus zu einer Rose im Garten. Die wurde sein Haus. Jeden Morgen flog er ans Fenster des armen Mädchens, und da stand sie immer bei dem Blumentopf und weinte. Die bitteren Thränen fielen auf den Jasminzweig, und mit jedem Tage, wie sie bleicher und bleicher wurde, stand der Zweig frischer und grüner da, ein Schößling trieb nach dem anderen hervor; kleine, weiße Knospen blühten auf und sie küßte sie; aber der böse Bruder schalt und fragte, ob sie närrisch geworden sei. Er konnte es nicht begreifen, weshalb sie immer über den Blumentopf weinte. Sie aber neigte ihr Haupt dagegen, und der kleine Elf fand sie so schlummern; da setzte er sich in ihr Ohr, erzählte von dem Abend in der Laube, vom Duft der Rose und der Elfen Liebe. Sie träumte süß, und während sie träumte, entschwand das Leben; sie

war eines stillen Todes verblichen, sie war bei ihm, den sie liebte, im Himmel. Und die Jasminblumen öffneten ihre weißen Glocken; sie dufteten süßer als je, anders konnten sie nicht über die Tote weinen.

Aber der böse Bruder betrachtete den schön blühenden Strauch, nahm ihn als ein Erbgut zu sich und setzte ihn in seine Stube, dicht beim Bette, denn er war herrlich anzuschauen und der Duft war lieblich. Der kleine Rosenelf folgte mit, flog von Blume zu Blume; in jeder wohnte ja eine kleine Seele, und dieser erzählte er von dem ermordeten jungen Manne, dessen Haupt nun Erde unter Erde war, erzählte von dem bösen Bruder und der armen Schwester.

„Wir wissen es," sagte eine jede Seele in den Blumen, „wir wissen es! Sind wir nicht aus des Erschlagenen Augen und Lippen entsprossen? Wir wissen es, wir wissen es!" Und dann nickten sie sonderbar mit dem Kopfe.

Der Rosenelf konnte gar nicht begreifen, wie sie so ruhig sein konnten und flog hinaus zu den Bienen, die Honig sammelten, erzählte ihnen auch die Geschichte von dem bösen Bruder; und die Bienen sagten es ihrer Königin, welche befahl, daß sie alle am nächsten Morgen den Mörder umbringen sollten.

Aber in der Nacht vorher, als der Bruder in seinem Bette neben dem Jasminstrauch schlief, öffnete sich jeder Blumenkelch; unsichtbar, aber mit giftigen Spießen, stiegen die Blumenseelen hervor und setzten sich zuerst in seine Ohren und erzählten ihm böse Träume, flogen darauf über seine Lippen und stachen seine Zunge mit den giftigen Spießen. „Nun haben wir die Toten gerächt!" sagten sie und flogen zurück in des Jasmins weiße Glocken.

Als es Morgen wurde, und das Fenster der Schlafstube geöffnet wurde, fuhr der Rosenelf mit der Bienenkönigin und dem ganzen Bienenschwarm herein, um den Mörder zu töten.

Aber er war schon tot; es standen Leute rings um das Bett, die sagten: „Der Jasminduft hat ihn getötet!"

Da verstand der Rosenelf der Blumen Rache, und er erzählte

es den Bienen; die summten um den Blumentopf und waren nicht zu verjagen. Da nahm ein Mann den Blumentopf fort, und eine Biene stach seine Hand, so daß er den Topf fallen ließ und er zerbrach.

Da sahen sie den bleichen Totenschädel und sie wußten, daß der Tote im Bette ein Mörder war.

Die Bienenkönigin summte in der Luft und sang von der Rache der Blumen und von dem Rosenelf, und daß hinter dem geringsten Blatte Einer wohnt, der das Böse erzählen und rächen kann.

—Andersen.

Hans Chr. Andersen, geboren zu Odense, Dänemark, 1805, gestorben in Kopenhagen 1875. Berühmter Dichter, Romanschreiber und Erzähler. Am größten ist er in seinen Märchen, welche in alle lebenden Sprachen übersetzt worden sind.

---

159. Sprüche.

Thu' Gutes nicht des Lohnes wegen
Und laß' dich Undank nie betrüben.
Nur denen, die es selbstlos üben,
Gereicht das Gute selbst zum Segen.

Wer Gutes thut, dem kommt es selbst zu gute
Auf Wegen, die er nicht versteht;
Wer Böses thut, kommt nie zu frohem Mute,
Selbst wenn er goldgebahnte Wege geht.

Wer glücklich ist, der ist auch gut,
Das zeigt auf jedem Schritt sich;
Denn wer auf Erden Böses thut,
Trägt seine Strafe mit sich.

Undankbarkeit wohnt nur in niedern Seelen,
In edlen wird die Dankbarkeit nie fehlen.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich, glaub' ihm nicht.
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
Mißtrau' der Welt und gib dem Freunde recht!
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt.
Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz;
Ein Kleinod ist's voll heiliger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft.
Drum, wird ein solches Kleinod dir beschert,
O trübe seinen Glanz nicht, halt' es wert.
Zerbrich es nicht! Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht,
Denn wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.

Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Quell versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

—Bodenstedt.

Friedrich von Bodenstedt, geboren am 22. April 1819 zu Peine, Hannover, sollte Kaufmann werden, widmete sich aber der Litteratur, bereiste den **Kaukasus** als **Erzieher**, und studierte in Tiflis, wo er eine Schule leitete, unter Mirza-Schaffy orientalische Sprachen. Seit 1854 war er Professor der slavischen Sprachen und Litteratur in München. Im Jahre 1880 besuchte er die Vereinigten Staaten und hielt vor seinen deutschen Landsleuten Vorträge. Seine bekanntesten Dichtungen sind: „Die Lieder des Mirza-Schaffy," „Tausend und ein Tag im Orient," „Aus Morgenland und Abendland," „Einkehr und Umschau."



Günther besiegt Brunhilde.

160. Das Nibelungenlied.

Im Niederlande wohnte der edle Degen Siegfried. Einst hörte er von der schönen Maid Kriemhild im Burgunderland und beschloß, um sie zu werben. Mit seinen Recken kam er nach Worms und wurde von König Gunther, dem Bruder Kriemhildens, freundlich aufgenommen. Völliglich ein Jahr blieb er in Gunthers Land. Da kamen Boten und erzählten, daß König Lüdeger aus der Sachsen Lande und König Lüdegast vom Dänenlande kämen, um Gunthers Land heimzusuchen. Siegfried sagte sofort Gunther seine Hilfe zu. Er zog mit seinen und Gunthers Helden den Feinden entgegen und besiegte sie. Zu Ehren der Sieger stellten die Burgunder ein Hofgelage an, und bei diesem sah und sprach Siegfried Kriemhilde zum erstenmal.

Zur selbigen Zeit lebte in Island die Königin Brunhilde. Die war schön über die Maßen, und groß war ihre Kraft. Viele Ritter hatten schon um ihre Hand geworben; aber niemand hatte sie besiegt. Sie wollte sich nämlich nur dem vermählen, der sie in

drei Ritterspielen besiegte. Wer das nicht konnte, mußte Leben und Leib verlieren. Diese Königin begehrte Gunther zum Weibe. Siegfried versprach ihm seinen Beistand, wenn er ihm seine Schwester Kriemhild zum Lohne verspräche. Das gelobte Gunther, und beide fuhren nach Island. Im Wettkampfe überwindet Siegfried die Königin mit Hilfe seiner unsichtbar machenden Tarnkappe an Gunthers Statt. Sie zog dann mit Gunther nach Worms, wo eine Doppelhochzeit gefeiert wurde. Gunther heiratet Brunhild, und Siegfried Kriemhild.

Nachdem die Hochzeit vorüber war, zog Siegfried mit seinem Weibe in sein Land. Zehn Jahre lebten sie dort in Friede und Glück. Da kamen Boten von Gunther und luden sie nach Worms ein. Die Einladung wurde angenommen. Mit Jubel wurden sie in Worms empfangen. Am elften Tage fanden große Ritterspiele statt, und Kriemhild und Brunhild schauten denselben zu. Da sprach Kriemhild: „Ich habe einen Mann, dem wären diese Reiche alle billig unterthan; er geht da so herrlich vor allen Recken wie der lichte Vollmond vor den Sternen." Brunhild erwiderte: „Wie weidlich sei dein Mann, wie schön und wie bieder, so steht ihm doch voran Gunther der Recke, der edle Bruder dein, so ist er doch kein König, wie Gunther, sondern nur ein Dienstmann." Diese Antwort empörte Kriemhilden sehr, und die beiden Frauen schieden an jenem Abend zornig von einander. Als nun Kriemhild am nächsten Sonntage in die Kirche gehen wollte, hieß Brunhild sie unwirsch stille stehn, da es sich nicht gezieme, daß die Frau eines Dienstmannes vor der Königin in die Kirche trete. Kriemhilde antwortete zornig: „Mein Mann hat dich besiegt und nicht Gunther."

Da hub sich großer Haß zwischen den Frauen, und Brunhild forderte Siegfrieds Tod. Selbst ihr Mann willigte endlich ein, um, wie er glaubte, vor der Welt seine Ehre zu wahren.

Am Hofe Gunthers lebte um jene Zeit ein kühn gewandter, viel gereister, kluger Held mit Namen Hagen. Derselbe war seinem Herrn treu ergeben und geriet in grimmigen Zorn, als er hörte, daß seine Königin von Kriemhild beleidigt worden war. Er schwur,

die Kränkung an Siegfried furchtbar zu rächen. Zu dem Ende ersann er eine List. Er ließ 32 Männer in fremdes Gewand kleiden und an den Hof kommen. Sie thaten, als ob sie von den Dänen und Sachsen kämen und Gunther den Krieg erklärten. Kaum hatte Siegfried dies vernommen, so erbot er sich, für Gunther in den Krieg zu ziehen. Das hatte Hagen erwartet. Er ging sofort zu Kriemhilden und gelobte ihr heimtückischer Weise, Siegfried stets zu schonen. Kriemhilde vertraute ihm und verriet durch ihre Schwatzhaftigkeit die verwundbare Stelle ihres Mannes. Damit Hagen diese leicht bemerken konnte, nähte sie sogar mit feiner Seide ein Kreuzchen auf dem Gewande, um die Stelle zu bezeichnen. Das war gerade, was der heimtückische Hagen wollte.

Am nächsten Tage ritt Siegfried mit den Recken weg, um den vermeintlichen Feind zu besiegen. Sie kamen bald in einen tiefen Tann und setzten sich nieder, um zu speisen. Es gebrach aber an Wein. Da erzählte Hagen, daß er in der Nähe einen kühlen Quell wisse. Siegfried, der sehr durstig war, schlug vor, einen Wettlauf nach dem Brunnen zu machen. Das geschah. Siegfried kam natürlich zuerst zum Brunnen. Er legte Schwert, Bogen und Schild ab und lehnte den Spieß an einen Baum. Als nun die anderen kamen und Gunther getrunken hatte, bückte sich Siegfried nieder, um zu trinken. Schnell sprang Hagen geräuschlos hinzu, trug rasch Siegfrieds Schwert auf die Seite, ergriff dann den Speer und schoß ihm durch das Kreuz, daß aus der Wunde sprang das Blut von seinem Herzen heftig an Hagens Gewand. Dann floh er; Siegfried sprang auf, um nach seinen Waffen zu greifen, aber sie waren verschwunden. Dann ergriff er den Schild und verfolgte Hagen. Er erreichte ihn und schlug auf ihn ein. Seine Kräfte verließen ihn aber bald, und er fiel in die Blumen und rief: „Ihr habt an euren Freunden leider übel gethan. Ihr habt mir schlimm vergolten, daß ich so wohl euch that."

Kaum hatte er seinen Mördern vergeben, so starb er. Die Frevler legten nun den Leichnam auf einen goldenen Schild, um ihn von dannen zu tragen. Aus Rache ließ Hagen den Leichnam vor die Thüre des Palastes legen, in welchem Kriemhilde wohnte. Dort

wurde er von Dienern gefunden. Als Kriemhilde die Trauerkunde von dem Tode ihres heißgeliebten Mannes erfuhr, war ihr Jammer groß und voll. Auch Gunther und Hagen kamen, thaten erschreckt und sagten, Räuber hätten ihn erschlagen. Sie aber antwortete, Hagen habe den Meuchelmord begangen. Siegfried wurde begraben. Kriemhilde aber weilte noch 13 Jahre in Worms. Nach drei Jahren versöhnte sie sich mit Gunther, aber nicht mit Hagen. Nicht lange danach erhielt Kriemhilde den Nibelungenhort und gab von diesem unermeßlichen Schatz von Gold und Edelsteinen den Armen und den Reichen. Der grimmige Hagen aber befürchtete, daß sie durch diesen Schatz viele Anhänger gewinnen und Gunther einst gefährlich werden könnte. Er raubte ihr ihn deshalb und ließ ihn bei dem Loche versenken in den Rhein. So ward Kriemhilde mit neuem Leid belastet.

Im Heunen- (Hunnen-) Lande herrschte damals der reiche König Etzel. Dieser ließ durch Rüdiger um Kriemhildens Hand werben. Lange zögerte sie. Erst als Rüdiger und alle seine Mannen schwuren, ihr immer treu zu dienen, willigte sie ein, Etzels Gattin zu werden. Sie hoffte nämlich, als Königin der Heunen das sehnende Verlangen ihres Herzens nach Rache stillen zu können. So zog sie nach der Heunen Land, wurde Etzels Gattin und lebte sechs Jahre mit ihm zusammen. Aber immer kann sie noch nicht vergessen, daß der Mörder ihres Siegfrieds und Räuber ihres Schatzes noch ungestraft lebt. Sie, die sonst voll Milde und Sanftmut war, sie strebt jetzt nur nach einem Ziele, Rache an Hagen zu nehmen.

Auf ihre Veranlassung werden die Brüder und Verwandten mit Hagen zu einem großen Hoffeste eingeladen. Trotz der Warnung Hagens, der Böses fürchtet, wird die Einladung angenommen. Im Lande der Heunen angekommen, werden sie von Kriemhilden mit falschem Mut empfangen: sie küßte nur ihren jüngsten Bruder Giselher und nahm ihn bei der Hand. Am andern Tage, als die Herren im Königssaal beim Mittagsmahl sitzen, werden auf Kriemhildens Antrieb die Knechte des Gunther überfallen. Ein grauser, wilder Kampf erhebt sich. Dankwart, Hagens Bruder,

schlägt sich mit dem Schwerte in der Hand zum Saale der Könige durch und ruft Hagen zum Kampfe auf. Da erschlägt Hagen Kriemhildens und Etzels Söhnlein und viele andere. Ein wilder Kampf entsteht jetzt im Saale, in welchem die Burgunden Sieger bleiben. Um die Burgunden lebendig zu verbrennen, läßt Kriemhilde den Saal anzünden. Am nächsten Morgen rauchen die Trümmer noch; aber in den geschwärzten Mauern stehen ungebeugt die Burgunden. Endlich gelingt es Dietrich von Bern, der als Gast am Hofe Etzels weilt, die bisher unbesiegbar gebliebenen Gunther und Hagen gefangen zu nehmen und sie gefesselt vor Kriemhilden zu führen. Diese will scheinbar Hagen das Leben schenken, wenn er ihr sagt, wo er den Hort versenkt habe. Hagen aber weigert sich, das zu thun, weil er geschworen habe, dieses keinem zu sagen, so lange noch einer der Burgunderkönige lebe. Darum läßt Kriemhilde ihrem eigenen Bruder Gunther das Haupt abschlagen und bringt es zu Hagen. Als Hagen seines Herrn Haupt erblickt, ruft er aus: „Den Hort weiß nun niemand, als ich allein; der soll dir Teufelsweibe immer verhohlen sein." Racherfüllt zog darauf Kriemhilde dem Hagen das Schwert Siegfrieds aus der Scheide und schlug ihm damit das Haupt ab. Aber auch sie wird jetzt vom Geschick ereilt. Da sie den Frieden gebrochen, welchen Dietrich von Bern den beiden Helden gelobt, sinkt sie, vom Schwerte des alten Hildebrand getroffen, tot neben der Leiche ihres Todfeindes nieder. Von all den hehren Helden waren also nur noch Etzel, Dietrich und Hildebrand übrig, um ihre gefallenen Gefährten zu beweinen.

—Rosenstengel.



Ludwig Uhland, einer der beliebtesten Dichter der Deutschen, wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren. Nach vollendetem Rechtsstudium und einigen Reisen ins Ausland wurde er Advokat in seiner Vaterstadt und dann in Stuttgart. 1830 wurde er Professor in Tübingen, legte aber schon 1833 seine Stelle nieder. Er beteiligte sich an den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 und starb am 13. November 1862 in Tübingen. Uhlands Lieder, Balladen und Romanzen sind wahre Volksdichtungen und zeichnen sich durch Einfachheit, Gemütstiefe und Kraft aus. Zwei Dramen, „Ernst, Herzog von Schwaben" und „Ludwig der Bayer," sind wunderschön in der Sprache. Von großem Werte sind die Schriften über das Volkslied, die Minnesänger u. a. m.

161. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne, so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm;
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis.
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang;
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

—Uhland.

162. Von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß hast, so denkst du oft: „Pah, das sieht man nicht; die Leute haben anderes zu thun, als immer alles an mir auszumustern." Du gehst dann frank und frei herum, und es kann oft sein, daß du recht hast: es sieht niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es ein schönes Halstuch oder gar eine goldene Busennadel und dergleichen, da gehst du oft mit herausfordernden Blicke umher und schlägst die Augen dann nieder, um es nicht zu bemerken, wie alle Leute stehen und liegen lassen, was sie in Händen haben, und gar nichts thun, als deine Herrlichkeit betrachten.

So meinst du, aber es ist gefehlt; kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht. Das eine Mal meinst du, man sieht dich nicht, und das andere Mal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt.

Gerade so ist es auch mit deinen Tugenden und Lastern. Wenn du einen bösen Weg gehst, so meinst du, es kennt dich kein Mensch, und keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, so redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute, wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge aber sieht alles.

Darum halte dich selber vor deinem Gewissen in dir in Ehren;

dann brauchst du das eine Mal nicht zu fürchten, daß dich alles sieht, und dir dabei etwas vorzulügen, und das andere Mal nicht zu zürnen, daß dich niemand sieht.

—Auerbach.

---

163. Schiller an seine Mutter.

Liebste Mutter!

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir zusammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich schon eine Zeitlang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß etwas, das uns so teuer war und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß so etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unserem Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken, ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst, wie Sie, teuerste, liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre geteilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher.

Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne besondere Rührung das Ende eines so bedeutenden und talentvollen Lebens denken, das ihm so lange und mit solcher Gesundheit zu teil wurde, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im dreiundsiebzigsten Jahre mit einem so kindlichen, reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen!

Das Leben ist eine schwere Prüfung, und die Vorteile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten; Ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren haben; aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserem teuern Vater ist wohl, und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus meinem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas sein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr versichern. Wir kennen einander alle auf diesem Punkt und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.

Sie, teuere Mutter, müssen sich Ihr Schicksal jetzt ganz selbst wählen, und in Ihrer Wahl soll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie sich selbst, wo Sie am liebsten leben, hier bei mir oder bei Christophinen oder im Vaterland mit der Luise. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dafür schaffen. Vor der Hand müssen Sie ja doch, der Umstände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt sich unterdessen alles arrangieren.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun sofort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.

Alles, was unser teurer Vater an Briefschaften und Manuskripten hinterlassen, kann mir durch Christophine mitgebracht werden. Ich will suchen, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, der auch für Sie, liebste Mutter, Nutzen bringen soll.

Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schwestern. Meine Lotte würde selbst geschrieben haben; aber wir haben das Haus

voll Gäste, und in dieser Zerstreuung war's unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den sie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr Anteil an diesem Verluste hat sie mir noch lieber und teurer gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogens, die gerade hier sind, sind sehr davon gerührt worden und lassen tausendmal grüßen.

Ihr ewig dankbarer Sohn

Friedrich Schiller.



164. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"—
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;

Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen;
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Knie.

„O, hast du mich gnädig aus Räubers Hand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh! aus dem Felsen, geschwätzig schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde wartet' er

Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."—

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!" ruft er, „erwürget'
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!
So nehmt auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

—Schiller.

165. Die olympischen Spiele.

Kein Volk hat jemals so sehr dem richtigen Grundsatz „ein gesunder Geist kann nur in einem gesunden Körper wohnen" gehuldigt, wie die alten Griechen. Daher hielten sie Körperübungen immer sehr hoch und sorgten, nicht nur durch die Erziehung ihrer Kinder, sondern auch durch für die Erwachsenen berechnete staatliche Einrichtungen dafür, daß dieselben nicht in Vergessenheit gerieten.

Im Peloponnes und zwar auf der Westseite, in der Landschaft Elis, lag ein heiliger, dem Zeus geweihter Hain, Olympia genannt. Dort wurden alle vier Jahre, im Juli fünf Tage lang Nationalspiele, die olympischen Spiele gefeiert. Alle freien Griechen, die sich durch kein Verbrechen beschimpft hatten, durften teilnehmen; Fremden war der Zutritt versagt. Jeder Grieche suchte wenigstens einmal diesen Spielen beizuwohnen, und so sandten auch die entferntesten griechischen Kolonien in Italien, Asien und Afrika ihre Festgenossen. Da fanden sich Gastfreunde, Bekannte und Verwandte wieder; da wurden Handelsverbindungen angeknüpft und die Angelegenheiten des Staates besprochen. Während der Feier herrschte allgemeine Waffenruhe; in Olympia gingen die bittersten Feinde friedlich neben einander her.

Der Platz, auf welchem die Spiele stattfanden, war eben und durch eine Mauer in zwei Teile geschieden. Die eine Abteilung, das Stadium, diente zu Wettkämpfen zu Fuß; die andere, das Hippodrom, war zum Wagenrennen bestimmt. Ringsumher saßen auf erhobenen Sitzen unabsehliche Reihen von Zuschauern.

Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem die Nacht vorher den Göttern reichlich geopfert worden war. Die Kampfrichter saßen innerhalb der Schranken. Nackt und mit Öl gesalbt traten die Wettstreiter vor. Danach winkte der Herold und der Lauf, das Ringen, der Faustkampf oder das Werfen begann. Die Namen der Sieger wurden laut ausgerufen und von den Zuschauern jauchzend wiederholt. Im Wettrennen zu Wagen mit Zwei- und Viergespannen galt die größte Ehre nicht dem Lenker, sondern dem Besitzer der Rosse. Am letzten Tage wurden die Sieger belohnt.



Ansicht von Olympia.

Sie erhielten nur einen Olivenkranz; aber dieser Kranz war die höchste Ehre in Griechenland. Er verherrlichte nicht bloß den, der ihn empfing, sondern auch seine Familie und seine Vaterstadt.

Aber nicht allein die Körperkräfte wurden hier geübt. Wer während der vier Jahre ein treffliches Werk zustande gebracht hatte, trug es hier den versammelten Griechen vor. Auch die Sieger in solchen Wettkämpfen des Geistes wurden gekrönt. Schauspiele, Gedichte und Geschichtswerke wurden oft vorgetragen.

Durch dies alles gelangten die olympischen Spiele zu einem solchen Ansehen, daß die Griechen von 777 vor Christus an nach ihnen ihre Zeitrechnung bestimmten. Ein Zeitraum von vier Jahren hieß eine Olympiade.

Zwischen die olympischen fielen ebenfalls von vier zu vier Jahren die isthmischen Spiele, so genannt weil sie in der Nähe der auf dem Isthmus von Korinth gelegenen Stadt abgehalten wurden.

—Nach Brockhaus.

166. Sokrates.

Der berühmteste Weise Griechenlands, Sokrates, wurde im Jahre 470 vor Christus in Athen geboren. Sein Vater war Bildhauer, und er selbst trieb einige Zeit diese Kunst, doch diese Beschäftigung genügte ihm nicht. Nicht Bildsäulen in Stein und Elfenbein wollte er meiseln, sondern Menschenseelen bilden und an sich selbst die Schönheit eines tugendhaften Lebens darstellen und die Jugend seiner Vaterstadt darin unterweisen. Er hielt keine regelmäßige Schule, sondern lehrte an allen Orten, auf dem Markte, auf Spaziergängen, bei Tische, im Lager, kurz, wo er viele Menschen zusammen fand. So wurde oft durch ihn die Werkstätte eines Handwerkers zu einer Schule der Weisheit. Wer Lust hatte, konnte ihm zuhören, und er forderte keine Bezahlung für seinen Unterricht. Um die anderen für seine Lehre zu gewinnen, schlug er einen eigenen Weg ein, den des Gespräches, wobei durch wechselseitiges Fragen und Antworten die Wahrheit des einen und die Ungereimtheit des andern zuletzt klar hervortrat. Nicht nur erkennen sollten aber seine Schüler die Wahrheit, sondern sie auch üben im Leben. Darin ging er selbst mit gutem Beispiel voran.

Vor allem drang er auf Prüfung des eigenen Geistes und stellte als erste Anforderung hin: „Erkenne dich selbst!" Der Grundstein der Tugend war ihm Mäßigkeit im Genuß und Bezähmung der Leidenschaften. Weil er die Gottheit fürchtete, kannte er keine Menschenfurcht, und wie er im bürgerlichen Leben unerschrocken und

heiter war, so kämpfte er mehrmals tapfer für sein Vaterland. Seine Schüler hingen mit ganzer Seele an ihm; sie verließen Lustbarkeiten, um bei ihrem teuren Lehrer zu sein. So verbreitete sich der Ruhm des Sokrates schnell und weit, und sein Einfluß auf seine Umgebung wuchs zusehends. Dies zog ihm aber auch viele Neider und Feinde zu, die ihn zuletzt auf Leben und Tod anklagten. Sie beschuldigten ihn, „er glaube nicht an die Götter seiner Vaterstadt und verderbe durch seine Lehre die Jugend," und trugen auf seine Hinrichtung an. Sokrates, bereits ein Greis von 70 Jahren, wies auf sein öffentliches Leben hin und versicherte, ihm habe nichts mehr am Herzen gelegen, als seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen und hierzu habe er einen göttlichen Beruf in sich gefühlt. Eine solche freimütige Verteidigung erbitterte die Richter, welche erwartet hatten, er würde um Mitleid und Gnade flehen, wie ein Verbrecher. Man schickte ihn daher ins Gefängnis. In der nächsten Gerichtssitzung wurde er zum Tode verurteilt. Mit der größten Ruhe hörte Sokrates sein Todesurteil; nicht aber seine Schüler. Sie flehten die Richter an und boten eine große Summe Geldes für die Freilassung ihres Lehrers. Sie wurden abgewiesen. Sokrates nahm Abschied von den Richtern und verzieh allen, die ihn verurteilt hatten. Dann wurde er wieder ins Gefängnis geführt. Seine Freunde waren täglich um ihn, und es gelang ihnen, den Gefangenwärter zu bestechen, daß er die Thüre des Gefängnisses offen ließ. Sokrates konnte entfliehen. Seine Schüler hatten alles zur Flucht in Bereitschaft. Er aber wies ihren Vorschlag zurück und belehrte sie, daß man stets den Gesetzen der Obrigkeit gehorchen müsse. „Ach!" sagte ein Schüler, „wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!" „Und wolltest du denn lieber," versetzte er mit Lächeln, „daß ich schuldig stürbe?"

Am Tage seiner Hinrichtung erschienen viele seiner Schüler, seine Frau und seine Kinder. Sokrates tröstete sie alle und sprach mit ihnen über Leben und Tod und über seine Hoffnung, daß die Seele des Menschen unsterblich fortdaure.

Um Sonnenuntergang trank er den ihm gereichten Giftbecher

mit heiterer Miene. Als das Gift zu wirken anfing, legte er sich gelassen nieder. „Freunde, ich bin genesen; opfert dem Äskulap einen Hahn!" waren seine letzte Worte, womit er scherzend auf den Gebrauch anspielte, nach welchem von einer Krankheit Geheilte dem Gott der Heilkunde ein solches Dankopfer zu bringen pflegten.

Erst nach seinem Tode sahen die Athener ihr Unrecht ein. Die ganze Stadt war in Trauer. Seine Hauptankläger wurden getötet, die übrigen aus dem Lande gejagt. Ihm aber errichteten die Bürger Athens eine Bildsäule aus Bronze auf dem vornehmsten Platze der Stadt.

—M. Spieß und B. Bertlet.

---

167. Rätsel.

Ich wohn' in einem steinern Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwach ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

—Schiller.

---

168. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt.
Ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und That.
Er hatte schon gegossen viel Glocken gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen zu Gottes Lob und Preis.
Und seine Glocken klangen so voll, so hell, so rein;

Er goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein.
Doch aller Glocken Krone, die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke zu Breslau in der Stadt.
Im Magdalenenturme, da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze zu seinem Gott zurück.
Wie hat der gute Meister so treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände gerührt bei Tag und Nacht!
Und als die Stunde kommen, daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert, die Speise gut und gar;
Da ruft er seinen Buben zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile beim Kessel dich allein,
Will mich mit einem Trunke noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise erst einen vollen Fluß.
Doch hüte dich und rühre den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben, Fürwitziger, gethan!"
Der Bube steht am Kessel, schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt und will entfesselt sein,
Und zischt ihm in die Ohren, und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern ihn nach dem Hahne hin.
Er fühlt ihn in den Händen, er hat ihn umgedreht;—
Da wird ihm angst und bange, er weiß nicht, was er thät,
Und läuft hinaus zum Meister, die Schuld ihm zu gestehn;
Will seine Knie umfassen und ihn um Gnade flehn.
Doch wie der nur vernommen des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte der jähe Zorn ihm fort.
Er stößt sein scharfes Messer dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel sein selber nicht bewußt.
Vielleicht, daß er noch retten, den Strom noch hemmen kann:—
Doch sieh, der Guß ist fertig, es fehlt kein Tropfen dran.
Da eilt er abzuräumen, und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel die Glocke vor sich stehn.
Der Knabe liegt am Boden, er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach Meister, wilder Meister, du stießest gar zu sehr! —
Er stellt sich dem Gerichte, er klagt sich selber an;

Es thut den Richtern wehe wohl um den wackern Mann.
Doch kann ihn keiner retten, und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurteil mit ungebeugtem Mut.
Und als der Tag gekommen, daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten der letzte Gnadenschmaus.
„Ich dank euch," spricht der Meister, „ihr Herren lieb und wert,
Doch eine andre Gnade mein Herz von euch begehrt:
Laßt mich nur einmal hören der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet, möcht' wissen, ob's gelang."
Die Bitte ward gewähret, sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet, als er zum Tode ging.
Der Meister hört sie klingen, so voll, so hell, so rein;
Die Augen gehn ihm über, es muß vor Freude sein.
Und seine Blicke leuchten, als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange wohl mehr als Klang gehört —
Hat auch geneigt den Nacken zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht. —
Das ist der Glocken Krone, die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke zu Breslau in der Stadt.
Die ward zur Sünderglocke seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht ob's anders worden in dieser neuen Zeit.

—Müller.

Wilhelm Müller, volkstümlicher Lyriker und Romanzendichter, wurde 1794 zu Dessau geboren; studierte Philologie, diente im preußischen Heere während der Freiheitskriege, bereiste Italien und Griechenland und starb 1827 als Lehrer in seiner Vaterstadt. Seine Lieder werden vielfach gesungen.

---

160. Dädalus und Ikarus.

Dädalus von Athen war der älteste und zugleich ausgezeichnetste Künstler in allen Arten von Werken, die einen feinen

Verstand, eine lebendige Einbildung und eine geschickte Hand erfordern. Seine freie Kunst trieb ihn in die weite Welt. Er kam in viele Länder, und überall erwarb er sich Ruhm und Schätze. Auf der Insel Kreta baute er dem Könige Minos das berühmte Labyrinth, ein unterirdisches Gewölbe, welches so viele sich kreuzende Gänge hatte, daß derjenige, welcher tief hinein geführt wurde, sich nicht wieder heraus finden konnte. Doch er zog sich bald die Ungnade und das Mißtrauen des Minos zu und sollte die Insel niemals wieder verlassen. Das war für den wanderlustigen Künstler ein schweres Urteil. Traurig ging er oft mit seinem Sohne Ikarus an den Gestaden des Meeres umher und gedachte der Städte und Länder, von denen er durch weite Wasserflut getrennt war, am meisten aber seiner lieben Heimat, der Stadt Athen. Je tiefer aber sein Schmerz, desto heftiger wurde in seinem starken Geiste das Bestreben, sich durch eigene Kunst einen Weg aus dem verhaßten Kerker zu eröffnen. Und so sprach er eines Tages zu sich selber: „Mag Minos Land und Wege mir versperren, der Himmel ist doch noch offen; dort muß ich meinen Weg suchen; alles besitze der Herrscher, die Lüfte besitzt er nimmer!“ Doch ehe er solche verwegene Worte sprach, hatte sein Geist auch schon das Mittel erfaßt, wodurch er ein kühner Beherrscher der Luft zu werden hoffte. Flügel wollte sich der erfindungsreiche Mann verfertigen und dann wie ein Vogel über die Fluten des Meeres dahinfliegen.

Zu diesem Zwecke sammelte er sich eine große Menge von Federn und befestigte sie mit Fäden und Wachs neben und über einander, bis sie zuletzt den wirklichen Fittichen der Vögel gleich waren. Dann ging er an einen einsamen Ort, befestigte die Flügel an seinen Schultern, faßte die Spitzen mit den Händen, breitete die Arme aus, schlug kräftig in die Luft, und, siehe da! er hob sich schwebend von der Erde empor. „Das Werk ist gelungen!“ rief er freudig aus, und Ikarus, der dem Vater bei der Arbeit geholfen hatte, klatschte laut lachend in die Hände. Schneller als das erste, wurde nun das zweite Flügelpaar vollendet, und auch Ikarus, vom Vater unterwiesen, wußte sich bald

mit seinen Fittichen zu helfen. Täglich wurden an einem abgelegenen Orte Übungen angestellt, bis endlich der Tag erschien, an welchem der kühne Flug über die weite See gewagt werden sollte.

In aller Frühe standen die beiden auf dem höchsten Punkte des Meeresufers, und ihre Flügel glänzten in den Strahlen der Sonne. „Hüte dich," sprach der Vater zum Sohne, „daß du nicht zu niedrig über die schaukelnden Wellen fliegest, damit das anspritzende Wasser dein Gefieder nicht zu schwer mache; hüte dich aber noch mehr, daß du nicht zu hoch strebest, damit nicht vom Feuer der Sonne das Wachs schmelze und deine Flügel auseinander fallen. Fliege nur immer geradewegs mir nach und wage dich nicht zur Rechten, noch zur Linken."

„Ich werde schon folgen!" rief Ikarus fröhlich. Dädalus aber, da er seinen Sohn und die gefahrvollen Fluten ansah, wurde von heimlicher Furcht bewegt. Doch endlich sagte er mit bebender Stimme: „Es sei gewagt!" küßte noch einmal den geliebten Ikarus und schwang sich vom Gestade hinaus über die Wasserfluten und empor in die Lüfte, wie ein Adler, der zum erstenmal seine junge Brut aus dem sicheren Neste in die Winde führet. Häufig blickte er rückwärts und ermahnte den Sohn, ihm immer treu zu folgen. Trefflich ging alles von statten. Schon nahete das Ziel der weiten Fahrt, und Dadälus blickte weniger ängstlich nach dem jetzt geübten Sohne. Da erwachte in Ikarus die Begierde, höher zu fliegen, um weiter vor sich hin zu sehen. Er verließ seinen Führer und flog höher und höher. Seine stolze Verwegenheit flößte ihm zuletzt das Verlangen ein, die Wunder des Himmels zu schauen und das blaue Firmament zu besteigen.

Aber zu spät fühlte er die Glut der nahen Sonne. Er wollte zurück, doch das geschmolzene Wachs träufelte schon herab; das Gefieder teilte sich auseinander; er schlug mit den nackten Armen in die Luft; aber sie fanden keinen Halt. „Vater, Vater!" rief er, und „Ikarus, Ikarus!" hörte er antworten; noch einmal wollte er „Vater!" rufen, aber das Wort wurde hinweg gespült

von den Wogen des Meeres, mit welchen er vergeblich um sein Leben rang. „Ikarus, wo bist du?" rief unaufhörlich der unglückliche Vater; aber statt der Antwort sah er die Federn auf dem Meere schwimmmen und entdeckte bald den Leichnam seines Sohnes. Er begrub ihn an dem Gestade einer Insel, an welcher er landete, und mochte nicht zurückkehren in die ersehnten Fluren der Heimat.

—H. Bone; nach Ovid.



170. Menschliche Thätigkeit.

Die Natur ohne Menschenhand erscheint roh und wild, und sie sollte so sein, damit der Mensch gezwungen würde, sie zu bearbeiten, und damit er selbst aus dem Naturzustande heraustrete, sich als ein freies, vernünftiges Wesen erkenne, und als solches walte und wirke. Der erste Schritt aus diesem Zustande führt ihn zu Jammer und Mühseligkeit. Seine Bedürfnisse werden

entwickelt; sie heischen stechend ihre Befriedigung; aber der Mensch ist von Natur faul und träge, nach Art des Stoffes, woraus er gemacht ist. Da entsteht der harte Kampf zwischen Bedürfnis und Trägheit; das erstere siegt, aber die letztere klagt bitterlich. Da bauet er im Schweiße seines Angesichts das Feld und zürnt, daß es auch Dornen und Disteln trägt, welche er ausreuten muß. Nicht eine Quelle des Lasters ist das Bedürfnis, sondern ein Antrieb zur Thätigkeit und zur Tugend; die Faulheit ist die Quelle aller Laster.

So viel, als immer möglich, zu genießen, und so wenig, als immer möglich, zu thun, das ist die Aufgabe der verdorbenen Natur; und die mancherlei Versuche, welche gemacht werden, um sie zu lösen, sind die Laster derselben. Es ist kein Heil für den Menschen, ehe nicht diese natürliche Trägheit mit Glück bekämpft ist, und ehe nicht der Mensch in der Thätigkeit, und allein in der Thätigkeit, seine Freuden und all seinen Genuß findet. Dazu ist das Schmerzhafte, das mit dem Gefühl des Bedürfnisses verbunden ist; es soll uns zur Thätigkeit reizen. Das ist die Absicht alles Schmerzes; das ist insbesondere auch die Absicht desjenigen Schmerzes, der uns bei dem Anblick der Unvollkommenheit, der Verdorbenheit und des Elendes unserer Mitmenschen überfällt. Wer diesen Schmerz und jenen bitteren Unwillen nicht fühlt, ist ein gemeiner Mensch. Wer ihn fühlt, soll suchen, sich desselben dadurch zu entledigen, daß er alle seine Kraft anwendet, um in seiner Sphäre und rund um sich herum zu bessern, so viel er kann. Und gesetzt, seine Arbeit fruchtete gar nichts (sie fruchtet aber immer, wenn er es auch nicht erkennt), so macht doch schon das Gefühl seiner Thätigkeit, der Anblick seiner eignen Kraft, die er im Kampfe gegen das allgemeine Verderben aufbietet, ihn jenen Schmerz vergessen.

—Fichte.

Johann Gottlieb Fichte, geboren 1762, gestorben 1814. Bedeutender Philosoph und deutscher Patriot: „Reden an die deutsche Nation.“

171. Kolumbus' erste Reise nach Amerika.

Mit außerordentlichen Würden und Vollmachten ausgerüstet, segelte der spanische Großadmiral und Vicekönig Christoph Kolumbus am 3. August 1492 mit drei kleinen Schiffen und 120 Gefährten von Palos, einem spanischen Seehafen, ab. Sein Ziel war der Westen, wo entweder Indien erreicht oder doch ein großes Land angetroffen werden müßte. Bald landete der kühne Mann an den kanarischen Inseln. Nach vier Wochen, am 6. September, ging es weiter in die unendliche noch nie befahrene Wasserwüste. Ein günstiger Ostwind trieb die Schiffe pfeilschnell dahin. Tag und Nacht stand Kolumbus, der sich nur wenige Stunden Schlaf gönnte, auf dem Verdeck, in der Hand Senkblei und Instrumente; keine Erscheinung entging seinen aufmerksamen Blicken, und mit der gewissenhaftesten Genauigkeit führte er sein noch vorhandenes Tagebuch. Drei Wochen folgten ihm seine Gefährten mit ungeschwächtem Vertrauen, aber allmählich entsank ihnen der Mut; sie murrten erst leise, dann lauter, und der kluge Führer mußte, um sie zu beruhigen, seine ganze Überredungsgabe aufbieten. Endlich aber drangen die Verzagten auf die Heimkehr; ja einige beschlossen sogar heimlich, den Admiral über Bord zu werfen, wenn er noch länger der Erfüllung ihres Wunsches sich widersetzen würde. Kolumbus blieb ruhig und fest, und noch einmal gelang es ihm, durch sanfte, gütige Worte und durch die Zuversicht, welche ihm das unerschütterliche Vertrauen, sein Ziel endlich zu erreichen, einflößte, die Mannschaft zur ferneren Ausdauer zu bewegen.

Am 7. Oktober gewahrten die Seefahrer große Scharen von Vögeln — aufs neue belebte sich durch diesen Anblick ihre Hoffnung — aber als am dritten Tage sich noch immer kein Land zeigte, erreichte ihre Mutlosigkeit den höchsten Grad und sie erklärten dem Admiral entschieden und trotzig, daß sie nicht weiter gehen würden. Noch einmal besiegte der felsenfeste Kolumbus den Widerstand seiner Gefährten, indem er ihnen zuletzt, als ruhige Vorstellungen erfolglos waren, erklärte: „Diese Schiffe sind mir

anvertraut worden, damit ich den Weg nach Indien suche, und weder Menschen noch Elemente werden mich dahin bringen, eher umzukehren, als bis ich mit Gottes Hilfe meine Pflicht erfüllt habe."

Aber dennoch würde er bald in eine verzweifelte Lage gekommen sein, hätte sich nicht schon am folgenden Tage, kurz vor Sonnenuntergang, die Nähe des Landes durch sichere Spuren verraten, indem man einen Baumast mit roten Beeren und einen künstlich geschnitzten Stab auffing. Alle blieben wach, in gespannter Erwartung und mit klopfendem Herzen. Zwei Stunden vor Mitternacht sah Kolumbus in der Ferne ein Licht schimmern und um zwei Uhr des Morgens feuerte das voraussegelnde Schiff „Pinta" plötzlich einen Kanonenschuß ab, und „Land! Land!" erscholl es aus seinem Mastkorbe. Da drang wie aus einem Munde der Jubelruf „Land!" durch die Lüfte; alle waren fast außer sich vor Freude und Entzücken, und unter Weinen und Schluchzen stürzten sich die rauhen Seeleute in die Arme. Als der Morgen anbrach, da lag eine schöne grüne Insel vor ihren Augen, von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet. Alle sprangen sogleich in die Boote, und mit fliegenden Fahnen ruderten, am 12. Oktober 1492, die glücklichen Abenteurer an die neue Welt.

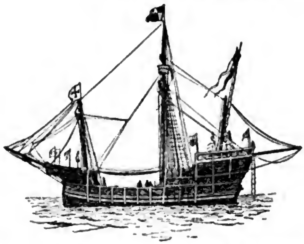
Aus dem ersten Boote sprang Kolumbus in prangendem Festkleide, das blitzende Schwert in der Hand, ans Land und nahm die neuentdeckte Insel im Namen der kastilischen Krone feierlich in Besitz. Ihm nach stürzten jubelnd seine Genossen, küßten die Erde, begrüßten ihren Führer als Vicekönig, bedeckten seine Hand mit Küssen, baten ihn wegen ihrer Verzagtheit und ihres Mißtrauens um Verzeihung und beteten dann mit Inbrunst vor dem schnell errichteten Kreuze.

Stumm vor Erstaunen standen indes die Inselbewohner am Gestade. Sie waren völlig unbekleidet und von kupferroter Hautfarbe, gutmütig und sanft. Kolumbus gab der Insel den Namen San Salvador. Er verweilte jedoch nur kurze Zeit dort und richtete seinen Lauf nach Süden; denn dahin hatten die Insulaner gewiesen, als sie die Begierde der Spanier nach den Goldblechen

sahen, welche sie als Zierrat in Nasen und Ohren trugen. Auf dieser Fahrt entdeckte Kolumbus die Inseln Cuba und Hayti.

Doch jetzt mußte der Admiral sich zur Rückkehr nach Spanien entschließen; denn von seinen drei Schiffen war eines vor Hayti gescheitert, ein anderes hatte sich heimlich entfernt und nur das dritte war ihm übrig geblieben. Nachdem er mit Hilfe der Eingeborenen auf Hayti eine kleine Feste, die er Navidad nannte, erbaut und in derselben 39 Spanier zurückgelassen hatte, lichtete er am 4. Januar 1493 die Anker zur Heimfahrt nach Spanien, wo er nach einer gefahrvollen Fahrt am 14. März 1493 wieder in den Hafen von Palos einlief. Von hier reiste er nach Barcelona, wo der Hof sich befand, und hielt unter gewaltigem Zulaufe des Volkes einen feierlichen Einzug, bei welchem alle Seltenheiten, die er aus der neuen Welt herübergebracht hatte, wie im Triumphe vor ihm hergetragen wurden. Auch der König Ferdinand und dessen Gemahlin Isabella empfingen ihn mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen.

—M. Spieß und B. Bertlet.



172. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durchs helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein
Er braust auf rüstigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus, ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's wie auf Samt auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's sein?
Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."
Der Fremde schaudert, er atmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"
Sie ruft das Dorf herbei zu der Mär,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.
Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

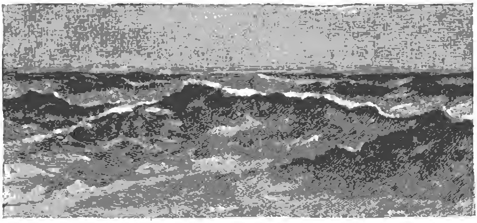
—Schwab.

Gustav Benjamin Schwab, geboren am 19. Juni 1792 zu Stuttgart, studierte in Tübingen Theologie, war nacheinander Pfarrer, Gymnasialprofessor und Oberstudienrat in Stuttgart, wo er am 4. November 1850 starb: Schöne Balladen, Lyrisches, Erzählungen.

---

173. Begrüßung des Meeres.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungschwer
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!



Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wemut sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein teures Grab begrüßt?

Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du,
Manches Leben, manche Hoffnung
Deckst du kalt und fühllos zu;

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal.

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unermeß'ner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keime deckt und Schätze
Dein krystall'ner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blüh'n.

Wie im Garten stille Wandler,
Zieh'n die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend, hin und her. —

Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen, Ocean?
Nicht'ger Zweifel, eit'le Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

—Anastasius Grün.

Anton Alexander Maria von Auersperg, geboren zu Laibach 1806, gestorben zu Graz 1876; einer der besten österreichischen Dichter, der unter dem Dichternamen „**Anastasius Grün**" ausgezeichnete lyrische, sowohl als epische Gedichte geschrieben hat. In seinem Hauptwerke „Schutt" hat seine glühende Freiheitsliebe in herrlichen Liedern Ausdruck gefunden.

---

174. Jugenderziehung in Sparta.

Zwei Staaten des alten Griechenlandes erlangten früh eine Gewalt über alle andern; das war auf dem eigentlichen Festlande Athen und auf der Halbinsel Morea, welche man nach einem alten Könige Pelops den Peloponnes nannte, Sparta. In diesem Staat, der immer von zwei Königen regiert wurde, hat ungefähr 800 Jahre vor Christus ein berühmter Gesetzgeber Namens Lykurg gelebt. Da er aus einer königlichen Familie stammte und der Vormund des unmündigen Sohnes eines verstorbenen Königs war, wollten einige vornehme Spartaner ihn selbst zum König machen. Als er das hörte, nahm er das Knäblein, trug es auf den Markt und rief laut, so daß man es weit hören konnte: „Spartaner, es ist uns ein König geboren!" Dann ging er mehrere Jahre auf Reisen, um jeden Verdacht zu entfernen, als

wolle er die Herrschaft für sich selbst. Unterwegs lernte er die Einrichtungen anderer Länder kennen. Inzwischen entstand aber viele Unzufriedenheit und Verwirrung in Sparta, und Lykurg wurde deshalb zurückgerufen, um Ordnung zu stiften. Die gemachten Erfahrungen setzten ihn nun in Stand, seinem Volke eine vortreffliche Verfassung zu geben. Vor allem kam es ihm darauf an, ein ganz neues Geschlecht von Menschen zu erziehen; denn er wollte nur gesunde und kräftige Menschen in Sparta haben. Dazu mußten die Eltern ihre Kinder von früh auf abhärten. Sobald der Knabe sieben Jahre alt war, durfte er nicht mehr länger im elterlichen Hause bleiben, sondern er wurde nun von Staatsbeamten öffentlich erzogen. Man vereinigte die Knaben gleichen Alters in Rotten; ihr ganzes Leben, ihr Unterricht, ihre Übungen und Spiele waren von nun an gemeinschaftlich. Man lehrte sie Lesen und Schreiben; das größte Gewicht aber legte man auf körperliche Ausbildung, damit sie dereinst den Feinden des Vaterlands mutig entgegentreten könnten. Bei allen Übungen waren die älteren Männer gegenwärtig, und alle jungen wetteiferten, sich vor ihren Augen auszuzeichnen. Alle Tage badeten sie sich im Flusse. Ihre Kleidung bestand nur in einem Mantel. Schuhe zu tragen, war ihnen nicht gestattet, sie gingen stets barfuß. Auf der Straße mußten sie sich still und bescheiden verhalten; sie mußten beim Gehen die Hände in den Mantel gehüllt haben und den Blick zu Boden senken. Jeder Bürger hatte das Recht, einen Knaben zu züchtigen, den er auf einer Unart ertappte, und wenn dieser es seinem Vater klagte, so war der letztere verpflichtet, ihn noch einmal zu strafen. Die Kost der Kinder war höchst einfach und knapp. Sie schliefen rottenweise zusammen; ihr Lager bestand aus Schilfrohr, welches sie selbst vom Flusse holten. Man gewöhnte auch die Knaben, auf jede Frage schnell und kurz zu antworten. Geld und Gelderwerb lehrte man sie frühzeitig verachten. Nur die Jagd und der Krieg sollten ihnen als freier Männer würdig gelten.

—Nach Grube.



Heinrich Heine, einer der größten und beliebtesten deutschen Schriftsteller der neueren Zeit, wurde 1799 zu Düsseldorf geboren und starb 1856 in Paris, wohin er schon 1830 übergesiedelt war. Geistvoller Prosaist und ausgezeichneter lyrischer Dichter, zieht Heine bald durch die innigste Gemütstiefe an, fesselt und ergötzt bald durch seinen Witz und Humor, und erregt, ja schreckt nicht selten durch stark aufgetragene, grelle Ironie. Seinen Ruhm begründete Heine durch die „Reisebilder" in Prosa, denen bald das berühmte „Buch der Lieder," sowie andere sehr namhafte prosaische, sowohl als poetische Arbeiten folgten.

175. Das Ilsethal.

Je tiefer wir vom Brocken hinabstiegen, desto lieblicher rauschte das Gewässer; nur hier und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigte sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Zagenden wird plötzlich zu seinem eigenen Erstaunen von Mut ergriffen und eilt sich mit jenem ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen und in wunderlichen Biegungen das Bergthal hinabrauscht. Das ist

nun die liebliche, süße Ilse! Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsethal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählich höher erheben und diese sind bis zu ihrem Fuße meistens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgesträuche bewachsen. Es ist unbeschreibbar, mit welcher Fröhlichkeit und Anmut die Ilse sich hinunterstürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsstücke, die sie in ihrem Laufe findet, so daß das Wasser hier wild emporzischt, dort schäumend überläuft, aus allerlei Steinplatten wie aus vollen Gießkannen in reinen Bogen sich ergießt und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja! die Sage ist wahr: die Ilse ist eine Prinzessin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenschein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre silbernen Busenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen stehen dabei gleich ernsten Vätern, die verstohlen lachend dem Mutwillen des lieblichen Kindes zusehen; die weißen Birken bewegen sich tantenhaft vergnügt und doch ängstlich über die gewagten Sprünge; der stolze Eichenbaum schaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das schöne Wetter bezahlen soll; die Vöglein in den Lüften jubeln ihren Beifall; die Blumen am Ufer flüstern zärtlich: „O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schwesterchen!"

Aber das lustige Mädchen springt unaufhaltsam weiter.

—H. Heine.

---

176. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland widertönt.

„Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
  Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied — so süß —
  War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
  Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
  Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
  Der Räuber, groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
  Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
  Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
  Und keiner kämpft um sie?"

Noch stehn die Ritter alle stumm,
  Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König sieht sich um:
  „Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
  Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
  Wohl fühl ich Kraft im Arm."

„O Sohn, der Feind ist riesenstark,
  Ihm hielt noch keiner Stand;
Und doch! in dir ist edles Mark,
  Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
  Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
  Die Flut mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer;
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht." —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein,
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

— Uhland.

177. Die Eroberung von Troja.

Zehn Jahre lang hatten die Griechen vor der kleinasiatischen Stadt Troja gelagert und gekämpft, ohne dieselbe einnehmen zu können. Dies war mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt, und der Krieg gegen die Trojaner war von den Griechen gemeinschaftlich unternommen worden, um den König Menelaus an dem trojanischen Königssohn Paris zu rächen, welcher Helena, die Gemahlin des Menelaus, aus Sparta entführt hatte. Als nun alle Tapferkeit und Ausdauer gescheitert waren, da zimmerten die Griechen auf den Rat des Odysseus ein mächtiges Roß aus Tannenholz vom Berge Ida und statteten dasselbe mit Pferdehaaren und gläsernen Augen so aus, daß es, wie es so dastand, einem lebendigen Pferde sehr ähnlich sah. Nun stiegen die tapfersten Helden der Griechen in den geräumigen Bauch des hölzernen Pferdes. Die übrigen aber steckten Zelte und Lagergeräte in Brand und segelten nach der nahen Insel Tenedos, wo sie landeten.

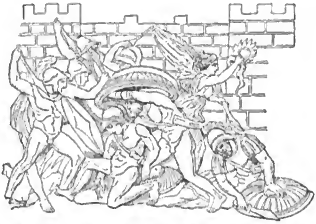
Als nun die Trojaner in der belagerten Stadt den Rauch vom Lager der Griechen in die Luft steigen sahen, und auch die Schiffe verschwunden waren, strömten sie voll Freude aus der Stadt und erblickten bald das gewaltige hölzerne Roß. Während sie untereinander stritten, ob man das Wunderding verbrennen oder in die Stadt schaffen sollte, trat der Priester Laokoon in ihre Mitte und rief: „Unselige Mitbürger! welcher Wahnsinn treibt euch? Meint ihr, die Griechen seien wirklich davon geschifft, oder eine Gabe der Danaer verberge keinen Betrug? Gewiß ist irgend eine Gefahr in dem Rosse verborgen; trauet ihm nicht!"

Mit diesen Worten stieß er eine Lanze in den Bauch des Pferdes, aus dessen Tiefe ein Wiederhall tönte wie aus einer Kellerhöhle.

Aber der Sinn der Trojaner blieb verblendet. Und als nun gar noch ein am Flußufer gefangen genommener Grieche den Trojanern arglistige Lügen über den Zweck des Pferdes erzählte, da wurden Thor und Stadtmauer niedergerissen, um dasselbe in die Stadt bringen zu können. In feierlichem Zuge und unter großem

Jubel wurde der Koloß durch die Straßen gezogen und vor dem Tempel der Schutzgöttin von Troja aufgestellt.

So fröhlich der Tag, so schrecklich war die ihm folgende Nacht. Während alles in tiefem Schlafe liegt, steigen die Griechen aus dem finsteren Bauche des Pferdes hervor, und durch die geöffneten Thore und über die niedergerissene Mauer dringen die anderen, die von der nahen Insel herübergekommen waren und vor der Stadt eines Zeichens harrten, mit lautem Siegesgeschrei herein. Zu spät merken die Trojaner den Verrat; umsonst wird in allen Straßen und Häusern blutig gekämpft. Die Griechen hatten sogleich Feuer an die Häuser gelegt, und bald stand die ganze Stadt in Flammen, in denen alle umkommen, die nicht vom Schwerte getötet werden. Nur wenige Trojaner, mit Äneas an der Spitze, retten sich und entkommen auf einem Schiffe. Der alte König Priamus wurde ermordet; ebenso seine tapferen Söhne, deren Weiber und Kinder in die Gefangenschaft weggeschleppt wurden. Die schöne Stadt Troja lag zertrümmert und wurde nie wieder aufgebaut. —Nach Grube.



178. Der Abend vor einem Festtage im Hause einer rechtschaffenen Mutter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der kommende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber die Sonntagskleider aus den Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie

ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an den Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen; und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bleibe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete also mit ihnen:

„Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abteilen mußte! Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armut, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste erzogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig. Kinder, denket, so lange ihr lebt, an diese Armut, und an alle Not und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, so denket an die, so Mangel leiden, wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen die Armen, und wenn ihr Überflüssiges habt, es ihnen gerne gebt. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gerne thun?"—„O ja, Mutter, gewiß gerne," sagten die Kinder. —Pestalozzi.

Johann Heinrich Pestalozzi, der Vater der neueren Erziehungskunst, wurde am 12. Januar 1746 in Zürich geboren, verbrachte sein ganzes Leben im Erziehungswerke und starb in Armut zu Brugg am 17. Februar 1827. Wie der Mann selbst, so atmen auch seine Schriften glühende Menschenliebe. Er schrieb Fabeln, Erzählungen, Romane, sämtlich erziehlichen Inhalts. Sein bestes Werk ist der Dorfroman „Lienhard und Gertrud."

179. Die Jungfrau von Orleans.

Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts entspann sich zwischen Frankreich und England ein blutiger Krieg um die Thronfolge in Frankreich, welche der englische König Eduard III. auf Grund seiner Verwandtschaft mit dem französischem Königshause beanspruchte.

Die Franzosen kämpften tapfer, aber unglücklich. Schon hatten sie die nördlichen Provinzen den siegreichen Engländern überlassen müssen, als der Herzog von Burgund und sogar die Mutter des Königs Karl VII. sich mit den Feinden verbündeten und den unmündigen Heinrich VI. von England als König von Frankreich anerkannten. Die Hauptstadt Paris und alles Land nördlich von dem Loirefluß fiel jetzt in die Hände der Engländer. König Karl hatte sich nach Chinon geflüchtet und hielt dort einen ärmlichen Hof. Da erhielt er in der höchsten Not einen rettenden Helfer.

Es war den 1. März des Jahres 1429, als eine Jungfrau in männlicher Kleidung, von einigen Knappen begleitet, am Hofe Karls VII. erschien und sich als Befreierin Frankreichs ankündigte. Sie hieß Johanna d'Arc und war 1412 als die Tochter ehrbarer Landleute in Domremy an der Maas in der Provinz Lothringen geboren. Man rühmte ihre Sanftmut, Frömmigkeit und Gottesfurcht; doch neigte sie sich zu religiöser Schwärmerei. Mit tiefem Schmerz erfuhr sie das Elend ihres Vaterlandes, und die Sehnsucht nach Besserung des Zustandes verband sich mit den frommen Gefühlen ihres Herzens, das nur von Gott Hilfe zu hoffen gewöhnt war, so lebendig und innig, daß ihr himmlische Gestalten erschienen, von denen sie aufgefordert wurde, die von den Engländern belagerte Stadt Orleans zu entsetzen und den König zur Krönung nach Rheims, dem Krönungsort der französischen Könige, zu führen. Ihre Erscheinung und ihre prophetischen Reden machten einen so tiefen Eindruck auf Karl und auf seine Umgebung, daß Johanna erlaubt wurde, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, um vorerst dem hartbedrängten Orleans Lebensmittel

und Mannschaften zuzuführen. Als ein überirdisches Wesen erschien die Jungfrau dem erstaunten Volke, und begeistert griff man zu den Waffen.

Ehe Johanna etwas unternahm, stellte sie unter den Soldaten Zucht und Ordnung her, daß dieselben der Hilfe Gottes würdig seien; alle mußten beten, beichten und sich dem Schutze des Himmels empfehlen. Fast ohne Widerstand nahm sie dann die Stadt Orleans ein, und mit jedem Tage wuchs der Mut und das Vertrauen der Franzosen, während auch die Engländer Johanna für ein Wesen von mehr als menschlicher Art hielten und die Flucht ergriffen, sobald es hieß: „Die Jungfrau kommt!"

So hatte die Jungfrau ihr erstes Versprechen erfüllt und schickte sich nun an, auch ihr zweites zu lösen. Alle Städte zwischen Orleans und Rheims waren von den Engländern und Burgundern besetzt; dennoch folgte der König der Jungfrau, die mit dem Heere gegen Rheims vordrang. Mehrere Plätze ergaben sich, andere wurden mit Sturm genommen. Johanna ging überall den Ihrigen voran und teilte jede Gefahr. Endlich führte sie den König glücklich nach Rheims, wo im Juli 1429 die Krönung stattfand. Nach Beendigung der Feierlichkeit flehte Johanna den König um Erlaubnis an, wieder heimkehren zu dürfen, da ihre Sendung vollendet sei. Doch die Engländer waren noch mächtig in Frankreich, hatten sogar noch die Stadt Paris im Besitz, und um keinen Preis wollte Karl die verlieren, welche ihm bisher solch' gute Dienste geleistet hatte. Auf sein dringendes Verlangen willigte sie endlich ein, bei dem Heere zu bleiben.

Allein seit dem Zuge nach Rheims war der gute Geist von Johanna gewichen. Bei den Franzosen erlosch immer mehr die frühere Begeisterung, und die Feinde erholten sich nach und nach von ihrer Furcht und leisteten herzhaften Widerstand.

Die Jungfrau verrichtete noch manche bewunderungswürdige Heldenthat, wurde jedoch bei einem Ausfall aus der Stadt Compiegne am 23. Mai 1430 von den Burgundern gefangen genommen und an die Engländer ausgeliefert. Diese schleppten das unglückliche Mädchen mit sich nach Rouen und warfen sie in einen

tiefen Kerker. Man betrachtete sie nicht als Kriegesgefangene, sondern als Zauberin und Verbündete des Teufels. Vor Gericht verteidigte sie sich mit großer Einsicht und Klugheit, blieb aber standhaft dabei, daß sie nur in Folge höherer Offenbarungen gehandelt habe. Die Richter hielten solche Behauptung für Gotteslästerung und verurteilten Johanna als Zauberin zum Feuertode.

Am 30. Mai 1431 wurde das grausame Urteil auf dem Marktplatze zu Rouen vollzogen. Mit großer Fassung bestieg sie den Scheiterhaufen; sie rief wiederholt den Namen „Jesus" und gab dann den Geist auf. Ihre Asche wurde in den Fluß geworfen, damit auch keine Spur von ihr zurückbliebe.

Der schwache Karl VII. hatte nichts gethan, um dieses Schicksal von der Jungfrau abzuwenden; aber die Nachwelt bewahrt noch heute ihr Gedächtnis in Sagen und Liedern, und Friedrich von Schiller hat sie in einem seiner schönsten Dramen verherrlicht.

—Nach Spieß und Bertlet.

---

180. Johannas Abschied.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühle Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder—
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch lass' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Heiden,
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schar!

Denn eine andre Herde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn, der zu Mosen auf des Horebs Höhen,
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isais,
Den Hirten, sich zum Streiter auserſehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen,
Und wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Überwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm;
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Mut der Cherubim.

Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen!

—Schiller,
(„Jungfrau von Orleans.")

---

181. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzu früh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren.
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

—Platen.

August Graf von Platen wurde am 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren, nahm am Kriege gegen Frankreich als bayrischer Offizier teil und studierte dann Sprachen und Philosophie. Im Jahre 1826 verließ er Deutschland und hielt sich fortan in Italien auf, wo er am 5. Dezember 1835 zu Syrakus starb. Platen schrieb vielerlei Gedichte, einige Dramen und das Epos „Die Abassiden"—alles mit großer Meisterschaft in Sprache und Versbau.



182. De Sotos Grab.

Auch die Geschichte unseres Landes weiß von einem kühnen Manne zu erzählen, der sein Grab in den Fluten eines Stromes gefunden hat. Dieser war der Spanier Ferdinand de Soto, der Entdecker des Mississippi.

Seit dem Jahre 1512 hatten die Spanier von ihren westindischen Inseln aus verschiedene Landungen auf der nahen Halbinsel Florida unternommen, ohne jedoch Niederlassungen gegründet, oder wichtige Entdeckungen gemacht zu haben. Letzteres gelang erst dem tapferen Ferdinand de Soto, der im Jahre 1537 mit 600 auserlesenen Kriegern in dem jetzt Tampa Bay genannten Meerbusen ankerte und bald darauf den Marsch ins Innere des Landes antrat. Drei Jahre lang zog de Soto mit seiner Schar durch die heutigen Staaten Florida, Alabama, Georgia und Carolina unter beständigen Gefechten mit feindlichen Indianern.

Im Februar 1541 wandte er sich westwärts und stieß im Mai auf den Mississippi, wo die Spanier freundliche Indianer antrafen, welche sie auf ihren Kanoes über den mächtigen, breiten Strom setzten. Sie waren im Lande der Dakotas, wenig nördlich vom 34ten Grad nördlicher Breite. Groß mag das Erstaunen der Spanier gewesen sein beim Anblick des Riesenstromes; groß ihre Freude und die Pläne, welche sie auf die Entdeckung eines

so mächtigen Flusses wohl bauen durften. Aber noch viel größer war ihre Habsucht und ihr Golddurst. Diese trieben sie rastlos weiter, immer westwärts, wo sie am Washitaflusse überwinterten. Schon längst waren ihnen die gewöhnten Lebensmittel ausgegangen. Nicht immer trafen sie freundliche Indianer, die ihnen damit aushalfen. Häufige Gefechte, böse Fieber und andere Krankheiten hatten ihre Zahl bedeutend vermindert, und sie beschlossen, sich jetzt südwärts zu wenden, der See zu. Nochmals kamen sie an den Mississippi, in der Nähe des heutigen Natchez. Da ergriff ein heftiges Fieber de Soto. Der heldenhafte Krieger starb. Fürchtend, die Indianer möchten den Leichnam ausgraben und schänden, versenkten die Spanier ihren toten Anführer zur Nachtzeit in die Fluten des Mississippi.

Gold und Schätze hat de Soto nicht gefunden. Dessenungeachtet wird ihn die Nachwelt stets ehren als den Entdecker des mächtigsten und wichtigsten Stromes unseres Landes, welcher zugleich sein Grab wurde.

---

183. Ponce de Leon.

Hell strahlt des Südens Kreuz, mild ist die Nacht,
Leicht furcht das Schiff die mondbeglänzten Wellen;
Am Maste lehnt ein Greis. Der Sterne Pracht,
Die sanft des Himmels Ätherdom erhellen,
Der Wogen Silberschein, das Phosphorlicht,
Das bläulich blitzt empor am eh'rnen Kiele,
Die Wunder sieht der ernste Träumer nicht,
Denn ihn umschwebt ein märchenhaft Gesicht
Von ew'ger Jugend, seiner Fahrten Ziele.

„Voran, voran! hißt alle Segel auf;
Die vollen gebt zum Spiel dem günst'gen Winde,
Daß sie beflügeln unseres Schiffes Lauf
Gen Bimini, des Meeres Lieblingskinde.

Nach Norden halt'! Dort lacht das Feenland,
Das Feenland mit seiner Wunderquelle.
Was nützt der gold'nen Schätze eitler Tand,
Was Ehr' und Ruhm, wenn hin die Jugend schwand
Und näher rückt des Todes düstre Schwelle?

O schöne Tage, wenn die Heldenglut
Dem Jüngling noch im feur'gen Busen lodert,
Wenn heißer Ruhmesdurst und kühner Mut
Von jedem Augenblicke Thaten fordert!
Ha, sollen sie verweh'n wie leichter Rauch,
Nur dauern eine flücht'ge Zeitenspanne?
Entdecken muß den Quell mein forschend Aug',
Daß mich verjüng' ein neuer Schöpfungshauch,
Und mich entreiß' des Alters blei'rnem Banne.

Nach Gold hab' ich gegeizt und Würdenglanz;
Schnee deckt das Haupt, die Haare sind geblichen,
Die einst umschlang des Lorbeers grüner Kranz:
Des Alters Last hat listig mich beschlichen.
Was frommt's, wenn glorreich auf die Nachwelt geht
Mein stolzer Name? Kann dem Lob ich lauschen,
Das mir zu Ehren singet ein Poet,
Wenn längst die Winde meinen Staub verweht
Und Blätter über meinem Grabe rauschen?

Halt' leewärts, schnell! Dort ist die heil'ge Statt,
Die mir der Jugend ew'gen Glanz gewähret,
Dem schwachen Greis, der, einst ein Goliath,
Des Riesen Zauberkraft zurückbegehret.
Ha, süße Lust, wenn im krystall'nen Born,
Dem schäumenden, die müden Glieder wiegen
Und, unbekümmert um der Jahre Zorn,
Wenn sie gekostet aus dem Wunderhorn,
Sich leicht und stark, wie die des Leuen schmiegen!

Mehr Segel auf!" — Behender tanzt das Schiff,
Als ob es seines Meisters Wink verstünde,
Geschickt vorbei an dem Korallenriff,
Keck über die verderbenschwang'ren Gründe.
Land! Waldumschlossen eine sich're Bucht!
Im Wasser spiegeln sich die Riesenbäume.
Schnell faßt im Grund der Anker schwere Wucht —
Vor Augen schaut er, was er lang gesucht,
Das sagenhafte Eden seiner Träume.

Zum Strande hält ein leichtbemanntes Boot;
Es drängt der Kavalier zu harter Eile,
Als säße schon im Nacken ihm der Tod,
Als sei ein Leben wert die kleinste Weile.
Sie landen. Von der Eingebornen Schar
Versuchen sie den Bronnen zu erkunden,
Der tief im Hain entsprudelnd hell und klar
Den morschen Leib belebt so wunderbar. —
Ob ihn der Abenteurer wohl gefunden? — —

Auf Hispaniola ragt ein Marmorstein,
Er decket eines Längstverschied'nen Hülle;
Zu Staube ist zerfallen sein Gebein,
Zerstoben seiner Schätze reiche Fülle.
„Gedenk' des Todes!" mahnt sein stummer Mund,
„Das Glück der Menschheit sei dein einzig Streben,
Zu ihrem Wohl verwerte nur dein Pfund;
Die That schließt mit der Ewigkeit den Bund,
Die edle That wird ew'ge Jugend geben!"

— Kara Giorg.

Kara Giorg, Dichtername von **Dr. Gustav Brühl**, der als Arzt in Cincinnati, Ohio, lebt. Er hat Balladen, erzählende und lyrische Gedichte geschrieben; ist besonders als amerikanischer Altertumsforscher und Ethnologe bekannt.

184. Vaterland und Freiheit.

Du hast, o Mensch, ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land. Wo dir Gottes Sonne zuerst erschien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten; da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Und seien es kahle Felsen oder öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land stets lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz. Da ist Freiheit, wo du in Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst, wo keine fremden Unterdrücker über dich gebieten. Dieses Vaterland und diese Freiheit sind ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, das ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

— Nach Arndt.

---

185. Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.“

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,

Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da nahet es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd."

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!—
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd."

—Körner.

Theodor Körner, der beliebteste unter den Dichtern der Freiheitskriege, wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Er studierte in Freiberg und Leipzig, ging 1811 nach Wien, wo er zum kaiserlichen Theaterdichter ernannt wurde. Im Jahre 1813 trat er in das Lützow'sche Freicorps und fiel am 26. August d. J. im Gefecht bei Gadebusch nahe Schwerin. Er schrieb herrliche patriotische Lieder, auch Dramen, „Zriny," „Rosamunde," „Toni" und kleine Lustspiele, sowie beschreibende Gedichte.

---

186. Die deutsche Muse in Amerika.

Das deutsche Lied in diesem fremden Land
Ist gleich der Palme, die im dürren Sand
Der Wüste wächst. Dem Platz nicht, wo sie steht,
Verdankt sie's, daß sie nicht zu Grunde geht.
Was sie in Säften und am Leben hält,
Das ist der Tau, der von dem Himmel fällt.
Den fängt sie auf; er sammelt sich und steigt
Am Stamm herab und hält die Wurzel feucht;
Er löst den Grund, aus dem sie in sich saugt,
Was sie für Stamm, Blatt, Frucht und Blüte braucht.
Je einsamer, um so willkommener steht
Sie da für den, der dort vorüber geht.
Und wenn vielleicht, mühselig und beschwert,
Ein armer Deutscher kommt, der Rast begehrt,
Setzt er sich in den Schatten, den sie beut,
Und ruht sich aus von seiner Müdigkeit.
Und fallen ihm die tausend Stellen ein,
Wo er im Weg auf bleichendes Gebein
Von Pilgern stieß, die vor ihm früher her
Gekommen waren, hoffnungsvoll wie er,
Und die, von heißen Winden übermannt,
Verschmachtet und verschollen sind im Sand —
Dann fühlt er erst dankbaren Sinns, wie gut
Ein wenig Schatten in der Wüste thut.

—Krez.

Conrad Krez, geboren den 27. April 1828 zu Landau in Rheinbayern, kam 1850 nach den Vereinigten Staaten und starb am 9. März 1897 in Milwaukee, Wisconsin Er hat ausgezeichnete lyrische Gedichte geschrieben.



Joseph Victor von Scheffel wurde am 16. Februar 1826 in Karlsruhe geboren, studierte die Rechtswissenschaft, und ließ sich nach längeren Reisen durch Italien und Frankreich und mehrjährigem Aufenthalt in München in seiner Vaterstadt Karlsruhe dauernd nieder. Dort starb er im April 1886. Seinem Erstlingswerke, „Der Trompeter von Säckingen" folgten der historische Roman „Ekkehard," die Liedersammlung „Gaudeamus" und verschiedene andere Dichtungen, welche sich durch lebendige Frische und durch einen herzgewinnenden Humor auszeichnen.

187. Des Frühlings Einzug.

's war im März. Noch trieb der Winter
Mummenschanz; die Äste hingen,
Mit phantast'schen Eiskrystallen
Schwer geziert, zur Erde nieder.
Da und dort nur aus dem Grunde
Hob das junge Köpflein schüchtern
Anemon' und Schlüsselblume.
Wie der alte Patriarch einst

In der Sündflut Wassersnöten
Ausgesandt die weiße Taube:
So von Winters Eis umlastet
Schickt die Erde ungeduldig
Fragend aus die ersten Blumen,
Fragend, ob nicht der Bedränger
In den letzten Zügen liege.—
Sausend von des Feldbergs Höhen
Kam der Meister Sturm gefahren,
Der erfreut sich, als zum dunkeln
Tannwald er sich niedersenkte;
Sprach: „Ich grüß euch, feste Freunde,
Denn ihr wißt, warum ich komme.
Glauben da die Menschenkinder,
Wenn ich einem just vom Haupte
Seinen alten Hut entführe,
Ich sei da, um sie zu schrecken.
Traun, das wär' ein sauber Handwerk,
Schornstein knicken, Fenster brechen,
Strohdach in die Lüfte zetteln,
Altem Weib den Rock zersausen,
Daß sie betend sich bekreuzet.
Doch ihr Tannen kennt mich besser,
Mich, des Frühlings Straßenkehrer,
Der, was morsch, zusammenwettert,
Der, was faul, in Stücke schmettert,
Der die Erde sauber feget,
Daß sein strahlender Gebieter
Würdig seinen Einzug halte.
Und euch, stolzen Waldgenossen,
Die ihr mir mit eh'rner Stirn oft
Tapfern Widerpart gehalten,
Deren Stämmen ich so manches
Blaue Mal am Schädel danke,
Anvertrau' ich mein Geheimnis:

Balde kommt er selbst, der Frühling;
Und wenn dann der junge Sproß grünt,
Lerch und Amsel jubilieren
Und der Lenz mit warmer Sonn' euch
Lustig auf die Häupter scheinet:
Dann gedenkt auch meiner, der ich
Als Kurier in seinem Dienste
Heut an euch vorbeigesaust."
Sprach's, und schüttelte die Wipfel
Derb und kräftig, — Äste knarren —
Zweige fallen — und ein feiner
Nadelregen prasselt nieder.
Doch die Tannen nahmen seine
Huld'gung sehr ungnädig an,
Aus den Wipfeln tönt die Antwort,
Ein Geschimpf schier war's zu nennen:
„Unmanierlicher Geselle!
Wollen heut nichts von euch wissen,
Und bedauern, daß die feinsten
Herrn die gröbsten Diener haben.
Packt euch weiter in die Alpen,
Dort sucht Nüsse euch zu knacken,
Dort stehn kahle Felsenwände,
Unterhaltet euch mit denen!" — Scheffel.

(Aus „Der Trompeter von Säckingen.")

---

188. Das erste Vierteltausend.

Als es vor einigen Jahren in der New Yorker Wall-Street wieder einmal „krachte," da saß Martin Goll, der Maschinist, in seinem bescheidenem Heim beim Abendbrot und sprach zu seinem Weibe Franciska: „Uns donnert's da unten lange gut. Unser bißchen liegt auf der Sparbank gut aufgehoben. Dort darf nichts verspekuliert werden, und trägt's auch wenig, so ist's doch sicher."

„Gott segne's!" fügte Franciska mit einem Blicke nach oben

hinzu. „Jetzt also sind sie voll, die zweihundertfünfzig Dollars!— Gerade um die Zeit hier wollten wir ja das erste Viertel zum ersten Tausend beisammen haben, und so ist's auch gekommen. Plag' genug hat's gekostet — wenn's nur auch wirklich sicher ist! Meinst du wahrhaftig, Martin, daß auf der Sparbank nichts passieren kann? Die Bärmännin sagt, man könnt' nicht wissen, was über Nacht geschieht!"

„Laß du die Narren schwatzen; ich weiß, was ich weiß. Und sei froh, daß unsere Zweihundertfünfzig dort und nicht anderswo liegen." — So recht beruhigt war Franciska doch nicht.

Als sie am nächsten Morgen den Fuß vor die Thür setzte, rief ihr eine Nachbarin zu: „O, Frau Goll, das wird aber schlimm mit dem Gekrach; alle Leute laufen auf die Sparbanken und wollen ihr Geld wieder haben!" —

In einer halben Stunde stand auch Franciska Goll, ihr Bankbüchel fest in der Hand, in der langen Reihe aufgeregter Menschen in ihrer Sparbank.

Endlich kam auch Frau Franciska daran. Ihre Hand zitterte, als sie ihr Büchlein überreichte; ihre Hand zitterte, als sie das Geld in Empfang nahm. Es war wirklich alles — ja, das ganze „Viertelchen," nicht ein Cent fehlte; und auch noch einige Dollars und Cents mehr, als Zinsen vom vorigen Halbjahr.

„Gott sei Dank, jetzt hab' ich's wieder. Nur fest, fest in die Tasche hinein." Da steht ja auch die Frau Bärmann. Kaum erblickt sie ihre auf die Straße hinaustretende Freundin, als sie ihr laut zuruft: „Das ist recht, Frau Goll! Haben Sie's auch geholt? Das ist recht! Ich hab' meins auch."

Sofort sind die zwei erregten Frauen von einer Menge umringt, aus welcher ihnen ein und das andere bekannte Gesicht freundlichen Gruß nickt. Franciska lispelt der triumphierend dreinschauenden Frau Bärmann ins Ohr: „Mein Mann weiß es zwar nicht, aber —"

„O, der wird es Ihnen noch Dank wissen!" „Ich mein' auch, am sichersten ist es halt doch in der eigenen Tasche. Wenn man's bei sich hat, hier — ja, was ist denn das? — Ich hab's doch!"

Franciska wird totenbleich und reißt das Taschentuch aus der Tasche: „Jesus Maria! Hier hab' ich's doch gehabt! . . . . Nichts, nichts, ... Ich hab's verloren! . . . . Gestohlen! Gestohlen!"

Sie eilt wieder die Treppe hinauf, mehrere Frauen drängen ihr nach. Ihr Auge irrt auf dem Boden umher, sie läuft ans Zahlbrett, ruft dem auszahlenden Bankbeamten zu, daß sie ihr Geld nicht mehr habe — als solle er ihr dasselbe noch einmal auszahlen. Er zuckt die Achseln, die Menge gafft, und jetzt schreit Franciska schluchzend auf: „Ich bin bestohlen! Ich bin bestohlen!"

Nach Verlauf einer Stunde liegt sie, ein in Essig getauchtes Tuch um die Stirne gebunden, daheim auf ihrem Lager. Die Bärmann sitzt neben ihr. „Ihrem Mann aber, dem würd' ich's noch nicht gleich sagen. Warten Sie noch, bis Sie wissen, was die Polizei ausgerichtet hat. Jetzt muß ich aber gehen, nach Haus zu meinen Kindern. Adje, liebe Frau Goll!"

Es war Zeit geworden, das Abendbrot herzurichten. Wie betäubt, besorgte Franciska ihr häusliches Geschäft. Von Zeit zu Zeit mußte sie sich setzen und tief, tief Atem holen. Und als sie ihren Mann müden Schrittes die Treppe hinauf kommen hörte, stockte ihr das Blut in den Adern. Sie meinte, es schnüre ihr eine unsichtbare Hand die Kehle zu. Wie eine Verbrecherin kam sie sich vor — sie hatte durch ihre Unbesonnenheit auch ihn beraubt; durch ihre Schuld allein war verloren, unwiederbringlich verloren, woran der Schweiß des Braven, Fleißigen, Sparsamen klebte! Sollte sie ihm bekennen? — Nein, nein — eher hätte sie den Mut, da gerade zum Fenster hinaus zu springen, als ihm jetzt, jetzt schon die Wahrheit zu gestehen. Später vielleicht — augenblicklich aber — nicht um alles in der Welt hätte sie ein Wort hervorbringen können.

Goll tritt ein, spricht seine einfachen Begrüßungsworte, und macht sich's hierauf bequem in seinem Stuhl vor dem Tisch. Schweigsamer als sonst beginnen sie ihre Mahlzeit. Die Frau blickt nicht auf und ißt nur wie zum Schein. Goll betrachtet sie einmal, zweimal — legt dann seine Gabel hin und spricht:

„Was ist denn, Franciska? Wie siehst du so schlecht aus.

Fehlt's wo? — Du hast ja geweint! Warum sagst du kein Wort?"

„Laß nur, Martin, es ist nichts."

„Ich glaub' gar" — fährt er nach einer Pause, die Gabel wieder anfassend munter fort — „ich glaub' gar, du hast wirklich Angst um unsere paar Dollars auf der Sparbank und bist mir gram, daß ich nicht der Narr war, dich schon heute das Geld holen zu lassen. Da weinst du am Ende noch dazu? Haha! Sei doch kein Kind! Ich weiß, daß unser sauer erspartes gut aufgehoben ist, und da kannst du, Franciska, auch ruhig sein."

Wie ein Dolchstich trifft sie jedes Wort des so ruhig sprechenden Gatten. Ihr ist's, als müsse sie vom Stuhle sinken. Sie wischt den Angstschweiß von der Stirne und stammelt:

„Wie du meinst, Martin; wir wollen also — nicht mehr davon sprechen."

Goll ißt weiter, jedoch nicht ohne von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf sein bekümmertes Weib zu werfen. „Es geht ihr doch sehr nahe," sagte er sich, und als er den letzten Bissen gegessen und sich die Hände gewischt, spricht er, vom Tische aufstehend:

„Na meinetwegen! Wenn's dich glücklich macht, mir ist's recht; thue das Bankbuch heraus und hole morgen das Geld. — Jetzt bist du doch zufrieden, was?"

Er naht ihr und legt die schwere Hand liebreich um ihren Nacken.— Ihre Lippe bebt und es versagt ihr fast die Stimme, als sie, die Augen auf den Boden gerichtet, entgegnet:

„Nein, jetzt nicht mehr — du hast recht Martin,— wir wollen— das Geld lieber dort lassen."—Ein Thränenstrom stürzt die bleichen Wangen hinab.

„Hab' ich's doch gleich gedacht! Meine Franciska ist ein kluges Weib und sieht ein, was vernünftig ist — Nun leg' dich aber bald zur Ruhe, Fränzi, du siehst mir spottschlecht aus."

Bald legte sie sich zur Ruhe — aber Schlaf fand sie die ganze lange, lange Nacht keinen. Und als die Dämmerung herankroch, da war der gereifte Entschluß gefaßt: — ich muß heimlich sparen,

mir es vom Munde abknausern, Näharbeit annehmen, ohne daß er es weiß, und wieder zusammenlegen, Cent auf Cent, Dollar auf Dollar — bis das Viertelchen wieder eingebracht ist.—

— Drei Jahre sind verstrichen. Martin Goll und sein Weib wohnen noch immer in ihrer kleinen Wohnung. Heute ist Franciskas Geburtstag. Eben wirft die Junisonne ihre ersten Strahlen auf den Küchenherd. Der Gatte hat sich noch nicht erhoben; aber Franciska in schmuckem Hauskleid ist schon geschäftig.

Ihr ist froh zu Mute; der kluge Martin ist bis auf den heutigen Tag nicht dahinter gekommen, daß sie damals das Geld erhoben hat und um dasselbe bestohlen worden ist. Den Dieb hat man freilich nie erwischt; aber das „erste Viertelchen" ist doch schon wieder da und daneben noch ein zweites. Während Martin in den letzten drei Jahren ihr wieder von Zeit zu Zeit kleine Ersparnisse eingehändigt, die schon mehr als zweihundertfünfzig Dollars ausmachen, hat sie mit eiserner Ausdauer es dahin gebracht, daß der einst so schmerzliche Verlust heute fast schon ganz ersetzt ist.

Wie das Glück sie aber auch begünstigt hat! Nie fragte Martin nach dem Bankbüchel. Einmal freilich — und das war nur wenige Tage nach dem Unglück — kam er verstört nach Hause, sprach nicht, aß nicht und versank in dumpfes Brüten. Damals zitterte sie am ganzen Leibe und fürchtete jeden Augenblick, er werde aufspringen und schreien: „Wo ist das Geld?" Aber es ging vorüber. Von da an änderte sich an seiner Handlungsweise manches.

War es doch, als habe ein guter Geist ihn bestimmt, ihr das heimliche Sparen recht zu erleichtern. Er gab ihr mehr für die Haushaltung und zu Weihnachten, und am Geburtstage beschenkte er sie nur noch mit barem Gelde. So nur konnte Franciska, ohne daß er es merkte, den in der schrecklichen Nacht gefaßten Vorsatz erfüllen und das ihr gestohlene „Viertelchen" wieder ersetzen; denn ach! — das, was sie hinter seinem Rücken mit der Nadel verdiente, würde dazu noch lange nicht ausgereicht haben.—

Heute gibt es gewiß wieder ein Geldgeschenk,—St! er kommt! Martin öffnete die Küchenthür.—

„Guten Morgen, Fränzi, viel Glück zum Geburtstag! Komm, da auf dem Tisch liegt das Geschenk."

Richtig — wieder ein spiegelblankes Fünfdollar-Goldstück. Ehe Franciska es ergreift, umhalst sie den Mann: „Dank dir, dank dir von Herzen; — heut machst du mich recht glücklich damit!"

„Nun, warum denn gerade heut? Du hast am Ende gar Schulden und brauchst heimlich Geld?"

„Ja, ja, heimlich Geld — und es ist mir sehr, sehr sauer geworden — —". Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was du nicht sagst!"

„Und noch mehr, lieber guter Mann; es lastet noch eine große Schuld auf mir, und jetzt endlich kann ich sie bekennen!"

„Sapperment! da soll ich wohl gar erschrecken, was da heraus kommt."

„Martin, verzeih mir — damals, vor drei Jahren, du weißt, als alle Leute nach den Sparbanken liefen, habe ich auch — —"

„Unser Viertelchen geholt," fällt ihr der Mann ins Wort — „habe mir es stehlen lassen, und habe geglaubt, daß der dumme Mann es nicht erfährt, daß er mir meine Angst und meinen Kummer nicht vom Gesicht abliest,— habe geglaubt, daß der böse Mann mich die langen drei Jahre meine schwere Sorge werde allein tragen lassen, daß er die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen wird, wie ich mich überarbeite und abhärme — "

Größer und größer werden Franciskas Augen. „Wie, Martin, du weißt, — du weißt schon lang und hast — das alles nur gethan, um —"

„Freilich, Närrchen,— um den dummen Streich, den die Fränzi begangen, so schnell wie möglich wieder gut zu machen!"

Schluchzend liegt das Geburtstagskind an der Brust seines besten, besten Freundes auf Erden.

„Gelacht, jetzt Fränzi! das erste Viertelchen ist ja wieder da und das zweite dazu! Jetzt macht's ein halbes Tausend, das erste

halbe Tausend. Nun frisch drauf los mit vereinigten Kräften, daß bald die zweite Hälfte dazu kommt!"

—Rittig.

Johann Rittig wurde am 26. März 1829 in Prag geboren, studierte die Rechtswissenschaft in seiner Vaterstadt und wanderte 1852 nach Amerika aus. Nach längerem Aufenthalt im Westen, wurde er Redakteur des Sonntagsblattes der New York Staatszeitung und schrieb als solcher eine Reihe von mustergültigen Kritiken und Aufsätzen über Theater und Kunst. Unter dem Titel „Federzeichnungen" gab er eine Sammlung von trefflichen Schilderungen aus dem amerikanischen Stadtleben heraus. Er starb am 18. Juni 1885.

189. Rätsel.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Schönheit, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.

Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Weit schöner, als was er empfing.

—Schiller.

190. Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein
Und schaut empor zu des Königs Palast,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht!
Wie ging ich umher von Haus zu Haus
Und teilte den Schlummernden Segen aus!

Wie strahlte dann morgens so mancher Blick
Der Sonne zum erstenmal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an,
Und meinten: das hat ein Engel gethan!"—

Der König lehnt im Palast allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmanns Haus
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

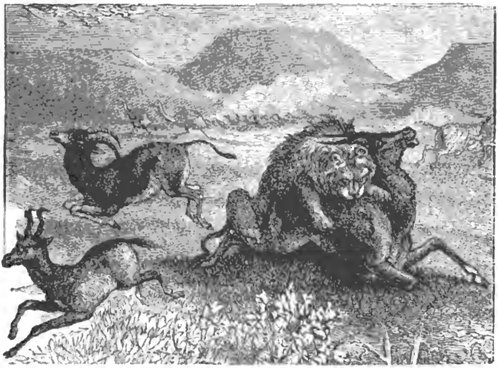
„Ach, wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
Wie gern entbehrt ich der drückenden Macht!
Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
Nicht irr' zu gehen mit meiner Gunst!

Wie wollt' ich ins eigene Herz mir sehn,
Um wieder es offen mir selbst zu gestehn!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt ich gewinnen in einer Nacht!" —

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf,
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen beide den müden Blick
Und träumen beide von fremdem Glück.—

— Seidl.

Johann Gabriel Seidl, geboren am 21. Juni 1804 zu Wien, studierte Philologie, wurde Gymnasiallehrer, dann Kustos am Münz- und Antikenkabinet zu Wien, wo er am 18. Juli 1875 als Schatzmeister der kaiserlichen Schatzkammer starb. Ein inniger und gemütvoller Dichter.



191. Der Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycamore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die
Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters
Speise;
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen;—
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

—Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath, geboren am 17. Juni 1810 zu Detmold, widmete sich dem Kaufmannsstande, fing aber schon frühe an zu dichten. Seine erste Gedichtensammlung erschien im Jahr 1836 und machte ihn schnell berühmt. Später kam er wegen politischer Gedichte in Konflikt mit der preußischen Regierung. Er ging daher im Jahre 1849 nach London, wo er bis 1868 lebte. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und starb am 18. März 1876 in Cannstatt. Freiligraths Gedichte zeichnen sich durch schöne Sprache und Pracht und Glut der Darstellung aus. Auch im Übersetzen französischer und englischer Gedichte leistete er Vortreffliches.

---

192. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen."



Johann Christoph Friedrich von Schiller, der Lieblingsdichter der Deutschen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt, wie zuvor; —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn;
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß jäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.
Und heller und heller, wie Sturmessausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! Aus dem finster flutenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele."

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar.
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt mir aus felsigem Schacht
Wild flutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wütende Macht,
Und wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen,
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten schrecklichen Not,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsternis da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelte da in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers greuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir die Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laß, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht;
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröten die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück.
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

—Schiller.

193. Die drei Ringe.

(Aus Lessings Schauspiel: „Nathan der Weise.")

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu

Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde.—
So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte,—so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken.—Was zu thun?
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre,
Gibt jedem insbesondre seinen Segen
Und seinen Ring, — und stirbt. — Die Söhne
Verklagten sich, und jeder schwur dem Richter,

Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen—wie nicht minder wahr. Der Vater,
Beteu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass', eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen, und er wolle die Verräter
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.
Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne?
Doch halt! ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können!— Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten?—Macht, sagt an!—Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten?— O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Und, also fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rat, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur!—Mein Rat ist aber der: Ihr nehmt

Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder einen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen.—Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheid'ne Richter.

Das Epigramm, das Sinngedicht, der Spruch, sind lyrisch-poetische, kurze und wirkungsvolle Darstellungen eines sinnreichen Gedankens in möglichst treffender, oft scharfer und witziger Weise. Besonders sind hier zu nennen: Lessing, Göthe, Schiller, Schlegel, Rückert, Platen, Castelli, Bodenstedt, u. a. m.

194. Sprüche.

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Thor! Erspar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier, und stirb!

Hänschen Schlau.

„Es ist doch sonderbar bestellt,"
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
Das meiste Geld besitzen."

Auf einen unnützen Bedienten.

Im Essen bist du schnell, im Gehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Gehen das Maul.

Das schlimmste Tier.

Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

—Lessing.

Lebensklugheit.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner,
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte?—
„Laß sie nur alle, so frißt einer den anderen auf."

—Göthe.

Das Grab.

Das Grab ist eine Brück' ins beßre Leben:
Den Brückenzoll müßt ihr dem Arzte geben.

—J. C. F. Haug,
geboren 1761, gestorben 1829.

Das Menschenherz.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet;

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

—Rückert.

Aufmunterung.

Schön ist's Großes zu thun und Unsterbliches. Fühl' es, o Jüngling!
Früh von der Stirn mühvoll rinne der mühvolle Schweiß;
Aber vergiß niemals, daß stets die geschwätzige Trägheit,
Wertlos, ohne Verdienst, große Verdienste beschmutzt!

—Platen.

Die Dornen am Wege.

Viel sind der Dornen am Lebenswege, doch keiner der Dornen
Ritze von deiner Hand eines Mitwanderers Herz.

—Herder.

Arbeit.

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtsthun der Tod.

—Venedey.

Erinnerung.

Der Schein und Wirklichkeit vereint,
Der Spiegel, drin das Alte jung,
Das Tote lebend dir erscheint,
Er heißt — Erinnerung.

—Karl Heinzen,

geboren 1809, gestorben 1880, bedeutender deutsch-amerikanischer Schriftsteller.

Sprachübungen.

Sprachübung I.

Abgeleitete Dingwörter.

DERIVATIVE NOUNS.

W i e d e r h o l u n g.

Das Schaf — der Schäfer, der Tisch — der Tischler, die Pforte — der Pförtner; malen — der Maler.

Der Freund — die Freundin, der Russe — die Russin, der Sänger — die Sängerin, der Wolf — die Wölfin.

Der Bach — das Bächlein, der Bube — das Büblein oder Bübchen, das Glas — das Gläschen oder Gläslein.

Der Gerber — die Gerberei, der Sklave — die Sklaverei.

Ableitungssilben sind: er (ler, ner), in, chen, lein, ei.

A u f g a b e a: Setze zu jedem der abgeleiteten Dingwörter das Stammwort!

Beisp. Der Schlosser, das Schloß.

Schlosser, Schiffer, Töpfer, Tischler, Künstler, Pförtner, Glöckner, Feindin, Fürstin, Bäuerin, Bettlerin, Fischlein, Bächlein, Äuglein, Mägdlein, Schifflein, Schiffchen, Bäumchen, Häuschen, Körbchen, Schäfchen, Brauerei, Bäckerei, Schäferei, Färberei, Betrügerei, Heuchelei.

A u f g a b e b: Bilde aus folgenden Wörtern abgeleitete Dingwörter!

1. Durch die Nachsilbe e r (l e r, n e r):

Burg, Stadt, Kutsche, Berlin, Schweiz, Italien; Glocke, Schuld, Zoll, Kunst, Tisch; schlafen, rauben.

2. Durch die Nachsilbe in:

Koch, Wirt, Christ, Hirte, Jude, Franzose, Künstler, Pariser.

3. Durch die Nachsilben chen oder lein:

Schiff, Kind, Knabe, Rose, Roß, Bach, Vater, Stube, Frau, Magd, Stadt, Lamm, Auge, Wagen, Dach.

4. Durch die Nachsilbe ei:

Bäcker, Färber, Fischer, Jäger, Gärtner, Pfuscher, Drucker, Zauberer; Dieb, Kind; waschen, angeben, betteln, naschen, zanken.

Aufgabe c: Wende die zwei ersten abgeleiteten Wörter unter jeder Nummer in Sätzen an!

Sprachübung II.

Abgeleitete Dingwörter.—(Fortsetzung.)

DERIVATIVE NOUNS.—CONTINUED.

Ableitungssilben: e, heit, keit, ung, schaft, ling, nis, tum.

Aufgabe a: Bilde aus folgenden Wörtern abgeleitete Dingwörter!

1. Durch die Nachsilbe e. Beisp. fern — die Ferne; lehren — die Lehre.

Hell, kühl, schwer, tief, treu, wund; blaß, flach, glatt, groß, gut, hart, kalt, kurz, rot, sauer, schwarz, warm, hoch, heiß; halb; lieben, ehren, fragen, binden, schleifen, speisen, lügen, bitten.

2. Durch die Nachsilbe heit. Beisp. Mensch — die Menschheit; gesund — die Gesundheit.

Gott, Mensch, Thor; frei, krank, bescheiden, träge, dumm, klug, dunkel, böse, falsch, grob, schön, weise, roh, schlau, schwach, wahr.

3. Durch die Nachsilbe keit. Beisp. fröhlich — die Fröhlichkeit; leicht — die Leichtigkeit.

Ähnlich, billig, bitter, dankbar, ehrlich, eitel, fertig, folgsam,

freundlich, fruchtbar, gütig, heilig, heiser, höflich, mäßig, munter, nachlässig, redlich, sparsam, tapfer, thätig, fest, fromm, müde.

4. Durch die Nachsilbe ung. Beisp. Kleid — die Kleidung; teuer — die Teuerung.

Stall, Wald; belehren, bedeuten, führen, lähmen, bewegen, entfernen, entstehen, erfahren, erfinden, handeln, hoffen, leiten, nähren, ordnen, prüfen, übersetzen, vergeben, wohnen, zeichnen.

5. Durch die Nachsilbe schaft. Beisp. Bote — die Botschaft; bekannt — die Bekanntschaft.

Feind, Freund, Herr, Knecht, Land, Mann, Ort; eigen, gefangen, gemein, gesandt, verwandt; erben, wandern, wissen.

Merke: Dingwörter mit den Nachsilben e, heit, keit, ung und schaft sind weiblich.

6. Durch die Nachsilbe ling. Beisp. Strafe — der Sträfling; lehren — der Lehrling.

Daumen, Flucht, Gunst, Haupt, Hanf, Zucht; fremd, früh, jung, lieb, neu, schwach; finden, pflegen, säugen, schützen; erst.

Merke: Dingwörter mit der Nachsilbe ling sind männlich.

7. Durch die Nachsilbe nis, (Mehrzahl nisse). Beisp. Bund — das Bündnis; finster — die Finsternis.

Verstand; geheim, gleich, wild; ärgern, erlauben, faulen, gedenken, gestehen, hindern, kennen, vermachen, verzeichnen, zeugen.

Merke: Dingwörter mit der Nachsilbe nis sind teils weiblich, teils sächlich.

8. Durch die Nachsilbe tum. Beisp. Christ — das Christentum; eigen — das Eigentum.

Fürst, Heide, Kaiser, Jude, Papst, Priester; heilig, reich; besitzen, irren, wachsen.

Merke: Dingwörter mit der Nachsilbe tum sind sächlich, ausgenommen die von reich und irren abgeleiteten, welche männlich sind.

Aufgabe b: Wende die zwei letzten abgeleiteten Wörter unter jeder Nummer in Sätzen an!

Sprachübung III.

Zusammengesetzte Dingwörter.

COMPOUND NOUNS.

Der Nußbaum, das Halstuch.

Merke: Zusammengesetzte Wörter sind aus zwei (oder mehreren) Wörtern zusammengesetzt. Das erste heißt man Bestimmungswort, das zweite Grundwort. Das zusammengesetzte Dingwort hat das Geschlecht des Grundworts. Nur das Grundwort erhält die Form der Mehrzahl.

Aufgabe a: Verbinde mit folgenden Grundwörtern ein Bestimmungswort und setze das Geschlechtswort voran!

Blatt, Lied, Stift, Zeit, Beere, Blume, Laden, Ring, Uhr, Feder, Schuh, Rock, Licht, Faß, Schiff.

Aufgabe b: Verbinde mit folgenden Bestimmungswörtern ein Grundwort und setze das Geschlechtswort voran!

Baum, Dach, Fenster, Garten, Obst, Feld, Hund, Sonntag, Sonne, Jahr; lesen, singen, turnen; schwarz, süß.

Aufgabe c: Beantworte: Was ist ein Kirchendach? ein Nachtwächter? eine Turmuhr? ein Rosenblatt? eine Stahlfeder? eine Gartenblume? ein Landmann? ein Blauveilchen? ein Nagetier? ein Rechenbuch? ein Eckhaus? eine Hausecke?

Aufgabe d: Wende 4 zusammengesetzte Wörter unter a, b und c in Sätzen an

---

Sprachübung IV.

Abgeleitete Eigenschaftswörter.

DERIVATIVE ADJECTIVES.

Wiederholung.

Ableitungssilben: bar, ig, lich, isch, en (ern).

Frucht — fruchtbar; trinken — trinkbar.
Fleiß — fleißig; beißen — bissig.

Bruder — brüderlich; zerbrechen — zerbrechlich.
Stadt — städtisch; Amerika — amerikanisch.
Seide — seiden; Blech — blechern.

Aufgabe a: Gib von folgenden abgeleiteten Eigenschaftswörtern die Stammwörter an!

Scheinbar, trotzig, himmlisch, wunderbar, glücklich, zärtlich, hölzern, ledern, ehrlich, irdisch, flüssig, gütig, heilig, heilbar, spöttisch, bildlich, preußisch, furchtbar, fruchtbar, kölnisch, lustig, lächerlich, räuberisch, nützlich, ängstlich.

Aufgabe b: Bilde abgeleitete Eigenschaftswörter 1. durch die Nachsilbe en (ern)!

Gold, Wolle, Seide, Papier, Leder, Eisen, Silber, Blei, Zinn, Glas, Stein, Thon, Wachs.

2. Durch die Nachsilbe isch!

Kind, Weib, Dieb, Schweden, Italien, Afrika, Türkei, Rom, Erde, Himmel, Hölle, Neid, Zank, Spott, Bauer, Lügner, Maler; murren, regnen, wählen.

3. Durch die Nachsilbe lich!

Angst, Schmerz, Mann, Weib, Kind, Ehre, Friede, Freund, Feind, Nutzen, Schaden, König, Vater, Mutter, Jahr, Mund; grün, offen, lang; begreifen, dienen, hassen, hoffen, vergessen.

4. Durch die Nachsilbe ig!

Mut, Macht, Sand, Luft, Wasser, Gift, Saft, Last, Wald, Zorn, Geduld, Gnade, Flucht, Gunst, Freude, Wolle; gut, gestern, heute; fallen, ergeben, gelten, nachlassen.

5. Durch die Nachsilbe bar!

Frucht, Furcht, Dienst, Schein, Ehre, Wunder, Gang, Schiff, Strafe; essen, trinken, bewohnen, brennen, hören, sehen, kosten, erreichen, fühlen, nahen, teilen, zahlen; offen.

Aufgabe c: Wende zwei abgeleitete Eigenschaftswörter von jeder Art in Sätzen an!

Sprachübung V.

Abgeleitete Eigenschaftswörter.—(Fortsetzung.)

DERIVATIVE ADJECTIVES.—(CONTINUED.)

Ableitungssilben: sam, haft, un.

1. Furcht — furcht**sam**; achten — acht**sam**.
Wer Furcht hat, ist furchtsam. Wer acht gibt, ist achtsam.

Aufgabe: Bilde abgeleitete Eigenschaftswörter durch die Nachsilbe sam!

Arbeit, Ehre, Friede, Gewalt, Mühe, Rat, Tugend, Wunder; lang, selten; achten, aufmerken, biegen, bilden, dulden, folgen, gehorchen, heilen, sorgen, sparen, wachen.

2. Fehler — fehler**haft**; naschen — nasch**haft**.
Eine Sache, die Fehler hat, ist fehlerhaft. Wer gerne nascht, ist naschhaft.

Aufgabe: Bilde abgeleitete Eigenschaftswörter durch die Nachsilbe haft!

Fieber, Gewissen, Gewürz, Herz, Laster, Lücke, Mangel, Meister, Rätsel, Riese, Schmerz, Sünde, Tugend, Zweifel; böse, ernst, krank, wahr; leben, scherzen.

3. Wahr — **un**wahr; angenehm — **un**angenehm.
Unwahr ist das Gegenteil von wahr.

Aufgabe a: Bilde abgeleitete Eigenschaftswörter durch die Vorsilbe un!

Bedeutend, eben, edel, gesund, gläubig, günstig, recht, reif, bequem, gleich, einig, biegsam, reinlich, dankbar, schiffbar, achtsam, sparsam, sterblich, vergeßlich, leserlich, wissentlich.

Aufgabe b: Wende 3 abgeleitete Eigenschaftswörter von jeder Art in Sätzen an!

Sprachübung VI.

Zusammengesetzte Eigenschaftswörter.

COMPOUND ADJECTIVES.

Bittersüß, goldgelb, lernbegierig.

Aufgabe a: Verbinde Bestimmungswörter mit folgenden Grundwörtern!

Blau, grün, schwarz, rot, süß, schnell, kalt, hoch, stark, leicht.

Aufgabe b: Verbinde Grundwörter mit folgenden Bestimmungswörtern!

Taub, dunkel; Feder, Schnee, Eis, Kohle, Gras, Ei, Feuer, Blitz; schreiben, schlagen.

Aufgabe c: Wie heißt mit einem Wort: blaß wie eine Leiche? blau wie der Himmel? rot wie Blut? schnell wie ein Pfeil? stark wie ein Riese? schwarz wie ein Rabe? — Was heißt man eirund? steinhart? veilchenblau? federleicht? wasserreich? grasgrün? dunkelgrün?

Aufgabe d: Wende 5 zusammengesetzte Eigenschaftswörter unter a und b in Sätzen an!

Sprachübung VII.

Biegung der Dingwörter.

DECLENSION OF NOUNS.

A. Mit dem Geschlechtswort.

1. Fall. **Der Vater** sorgt für seine Kinder.
2. Fall. **Des Vaters** Segen bauet den Kindern Häuser.
3. Fall. **Dem Vater** ist man die größte Achtung schuldig.
4. Fall. **Den Vater** soll jedes Kind lieb haben.

Wie fragt man im ersten Fall? im zweiten Fall? im dritten Fall? im vierten Fall?

Aufgabe a: Setze in diesen Sätzen Mutter anstatt Vater!

1. Fall. **Das Bild** hängt an der Wand.
2. Fall. Der Rahmen **des Bildes** ist vergoldet.
3. Fall. Das Sofa steht unter **dem Bilde.**
4. Fall. Hast du **das Bild** gesehen?

Wer oder was hängt an der Wand? Wessen Rahmen ist vergoldet? Wo (unter wem) steht das Sofa? Wen oder was hast du gesehen?

Aufgabe b: Setze in diesen Sätzen Spiegel anstatt Bild!

Aufgabe c: Drücke alle diese Sätze in der Mehrzahl aus!

Aufgabe d: Stelle die Dingwörter der Vater, die Mutter, das Bild nach den Fällen zusammen in der Einzahl und Mehrzahl!

Beisp.

	Einzahl.	Mehrzahl.
1. Fall.	Der Vater.	Die Väter u. s. w.

Aufgabe e: Suche die Dingwörter in dem Lesestück Nro. 3 auf und gib an, in welchen Fällen sie gebraucht werden!

Sprachübung VIII.

Biegung der Dingwörter.—(Fortsetzung.)

B. Mit dem Eigenschaftswort.

1. Fall. **Der blaue Himmel** wölbt sich über uns.
2. Fall. Der Anblick **des blauen Himmels** ist erfreulich.
3. Fall. Die Sonne scheint von **dem blauen Himmel.**
4. Fall. Wolken verdecken oft **den blauen Himmel.**

Aufgabe a: Drücke diese Sätze in der Mehrzahl aus!

1. Fall. **Die frische Quelle** entspringt dem Felsen.
2. Fall. Das Wasser **der frischen Quelle** ist kalt.

3. Fall. Wir trinken von **der frischen Quelle.**
4. Fall. Die Tiere suchen **die frische Quelle.**

Aufgabe b: Drücke diese Sätze in der Mehrzahl aus!

1. Fall. **Das arme Mädchen** ist eine Waise.
2. Fall. Die Eltern **des armen Mädchens** sind tot.
3. Fall. Hilf **dem armen Mädchen.**
4. Fall. Verlasse nicht **das arme Mädchen.**

Aufgabe c: Drücke diese Sätze in der Mehrzahl aus!

Aufgabe d: Stelle die deklinierten Wörter nach den Biegungsfällen zusammen!

	Einzahl.	Mehrzahl.
1. Fall.	Der blaue Himmel.	Die blauen Himmel u. s. w.

Aufgabe e: Biege in derselben Weise in der Einzahl und Mehrzahl: der reife Apfel, die saftige Birne, das muntere Vögelein; ein bunter Schmetterling, eine emsige Biene, ein gelbes Blatt!

Merke: In der Mehrzahl fällt das unbestimmte Geschlechtswort weg.

Aufgabe f: Suche in dem Lesestück Nro. 19 Dingwörter, die ein Eigenschaftswort als Beifügung haben, und gib an, in welchen Fällen sie gebraucht werden!

Sprachübung IX.

Biegung der Dingwörter.—(Fortsetzung.)

C. Mit Fürwörtern und Eigenschaftswörtern.

1. Fall. **Mein teurer Onkel** ist mein Freund.
2. Fall. **Meines teuren Onkels** Haus ist geräumig.
3. Fall. **Meinem teuren Onkel** bin ich Achtung schuldig.
4. Fall. **Meinen teuren Onkel** liebe ich.

Aufgabe a: Drücke diese Sätze in der Mehrzahl aus!

1. Fall. **Unsere gütige Tante** war bei uns.
2. Fall. Das Haus **unserer gütigen Tante** ist nebenan.
3. Fall. Wir sind **unserer gütigen Tante** dankbar.
4. Fall. Wir lieben **unsere gütige Tante.**

Aufgabe b: Drücke diese Sätze in der Mehrzahl aus!

1. Fall. **Ihr junges Pferd** ist lebhaft.
2. Fall. Die Mähne **Ihres jungen Pferdes** ist glänzend.
3. Fall. Trauen Sie **Ihrem jungen Pferde?**
4. Fall. Verkaufen Sie **Ihr junges Pferd?**

Aufgabe c: Drücke diese Sätze in der Mehrzahl aus!

Aufgabe d: Stelle die deklinierten Wörter nach den Biegungsfällen zusammen in der Einzahl und Mehrzahl!

Aufgabe e: Biege in derselben Weise: dieser hohe Berg, jene grüne Wiese, manches tiefe Thal; kein wilder Bär!

Aufgabe f: In welchen Biegungsfällen stehen die Dingwörter in folgenden Sätzen?

Die Sonne scheint. Die Sterne funkeln. Seid den Eltern gehorsam. Benutze die Zeit. Meide das Laster.. Warst du beim Nachbar? Die Magd — Kaufmanns war krank. Traue nicht den Worten eines falschen Menschen. Der Verfasser — Briefes ist unbekannt. Ich lobe — Knaben. Was braucht der Maler? Der Geruch des Moschus ist stark. Wem gab der Vater einen Thaler? Unreifes Obst ist dem Menschen schädlich. Was versteht man unter Ahornzucker? Der Anblick des Veilchens, das dort am Bachrande blüht, ist köstlich. Der Jäger schießt den Hasen mit der Flinte. Wessen Huf ist gespalten? Wessen Füße sind mit Krallen versehen? Wem schaden die Raupen? Wem schenkte die Tante eine Puppe? Wen fing der Polizist? Was brachte der Bote?

Aufgabe g: Ergänze folgende Sätze!

Ein gebranntes Kind fürchtet d— Feuer. Gott hilft d— Fleißigen. D— Zorne folgt die Reue auf dem Fuße nach.

Schimpfworte besudeln d— Sprecher. Eine fette Küche macht ein— leer— Beutel. Das Gebrüll d— Löw— erschreckt die Tiere. Der Zweig ist ein Teil d— Baum—. Der Geruch d— Rose ist lieblich. Das Glück hilft d— Mensch— nicht, die sich nicht selbst helfen. Du hast zwei Ohr— und ein— Mund. Das Schicksal sein— Kind— liegt d— Vater am Herzen. D— Bösewicht wird alles schwer. Man soll d— Tag nicht vor dem Abend loben. Undank ist d— Welt Lohn.

Sprachübung X.

Biegung der persönlichen Fürwörter.

DECLENSION OF PERSONAL PRONOUNS.

a. Erste Person.

Einzahl.

1. Fall. **Ich** habe einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **meiner.**
3. Fall. Der Freund hilft **mir.**
4. Fall. Der Freund besucht **mich.**

Mehrzahl.

1. Fall. **Wir** haben einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **unser.**
3. Fall. Der Freund hilft **uns.**
4. Fall. Der Freund besucht **uns.**

b. Zweite Person.

Einzahl.

1. Fall. **Du** hast einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **deiner.**

Füge den 3. und 4. Fall bei!

Mehrzahl.

1. Fall. **Ihr** habt einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **euer.**
Füge den 3. und 4. Fall bei!

c. Dritte Person.

Einzahl.—(Männlich.)

1. Fall. **Er** hat einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **seiner.**
Füge den 3. und 4. Fall bei!

Einzahl.—(Weiblich.)

1. Fall. **Sie** hat einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **ihrer.**
Füge den 3. und 4. Fall bei!

Einzahl.—(Sächlich.)

1. Fall. **Es** hat einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **seiner.**
Füge den 3. und 4. Fall bei!

Mehrzahl.

1. Fall. **Sie** haben einen Freund.
2. Fall. Der Freund gedenkt **ihrer.**
Füge den 3. und 4. Fall bei!

Schema.

Einzahl.

			3. Person.		
	1. Person.	2. Person.	Männlich.	Weiblich.	Sächlich.
1. Fall.	ich	du	er	sie	es
2. Fall.	mein (er)	dein (er)	sein (er)	ihrer	sein (er).
3. Fall.	mir	dir	ihm (sich)	ihr (sich)	ihm (sich).
4. Fall.	mich	dich	ihn (sich)	sie (sich)	es (sich).

Mehrzahl.

1. Fall.	wir	ihr	sie.	Für alle Geschlechter.
2. Fall.	unser	euer	ihrer.	
3. Fall.	uns	euch	ihnen (sich).	
4. Fall.	uns	euch	sie (sich).	

Aufgabe a: Wende die Fürwörter in Sätzen an und gebrauche dabei folgende Zeitwörter:

2. Fall. sich erinnern, sich annehmen, sich erbarmen; kommen statt.

3. Fall. danken, folgen, gehorchen; sprechen mit.

4. Fall. rufen, wecken, erinnern; denken an.

Aufgabe b: Suche die Fürwörter in dem Lesestück Nro. 38, 1 und 2 auf und bezeichne die Fälle, in welchen sie gebraucht werden!

Aufgabe c: Setze 10 Sätze des Lesestückes Nro. 9, welche in der zweiten Person der Einzahl stehen, in die dritte Person!

Aufgabe d: Setze diese Sätze in die Mehrzahl!

Aufgabe e: Ergänze folgende Sätze durch persönliche Fürwörter!

Herr, erbarme — —. Gott schuf den Menschen — zum Bilde. Befiehl — deine Wege —, der den Himmel lenkt! Wer den Schaden nicht weiß zu meiden, der muß — leiden. Hast — ein Amt, so warte —; so wirst — und das Amt gedeihen. Was — nicht willst, daß man — thu, das füge — keinem andern zu! Verlaß — nicht auf irdisch Ding! Er leitet m— an seiner Hand. Er erweist — täglich Gutes. Er gedenkt — gnädiglich. Ich bin — dankbar. Ich liebe d—. Ich danke —. Ich erinnere — täglich. Ich bin immer — eingedenk. Der Winter hat (wir) die Blumen genommen. Das ist unverschämt von (du). Ich habe (du) das Leben geschenkt. Ich konnte (du) damals fressen.

Sprachübung XI.

Zeitformen.—Tenses.

Wiederholung.

1. **Gegenwart** (*Present Tense.*)—Im Garten.—Die Sonne weckt die Blumen. Sie treiben Knospen. Das Veilchen öffnet die Blüte. Der Duft erfüllt die Luft. Die Tulpen öffnen die Kelche. Sie zieren den Garten. Der Apfelbaum trägt Knospen. Blüten schmücken den Kirschbaum.—Der Gärtner gräbt die Beete. Er säet den Samen. Er beschneidet die Rosen. Die Kinder suchen die Blumen. Sie winden einen Kranz.

2. **Vergangenheit** (*Past Tense.*)—Der Strick.—Zwei Knaben, Karl und August, fanden einen alten Strick. Jeder wollte ihn haben, und sie stritten sich um ihn. Sie zankten; man konnte sie eine Viertelmeile weit hören. Karl hielt den Strick an dem einen Ende und August an dem andern. Auf einmal riß der Strick, und beide Knaben fielen in den Schmutz.

3. **Vollendete Gegenwart** (*Present Perfect Tense.*)—Die Quelle.—Der müde Wanderer hat die Quelle besucht. Das weiche Moos hat den Müden eingeladen. Der kühle Trank hat den Durstigen erquickt. Die nahe Eiche hat ihm Schatten gegeben. Liebliche Blumen haben die Quelle umkränzt. Die munteren Vögelein sind zur Quelle gekommen. Auch sie haben sich gelabt.

4. **Zukunft** (*Future Tense.*)—Weihnachten.—Der Weihnachtsmann wird kommen. Er wird den guten Kindern schöne Sachen bringen. Der Vater wird dann rufen. Er wird die Thür öffnen. Schnell werden alle hereinkommen. Wie werden die Kinder jauchzen! Der geputzte Christbaum wird sie erfreuen. Die vielen Wachslichtchen werden strahlen. Die Zuckersachen werden locken. Die Kinder werden den guten Eltern danken.

Aufgabe a–d: Setze jedes dieser Stücke in eine andere Zeit!

Sprachübung XII.

Zeitformen.—(Fortsetzung.)

Vollendete Vergangenheit.—Past Perfect Tense.

Die Überschwemmung.—Der untere Teil der Stadt stand unter Wasser. Das kam so: Die Sonne hatte wärmer geschienen. Der Wind war vom Süden gekommen. Der Schnee auf den Bergen war geschmolzen. Die Bäche waren angeschwollen. Sie hatten ihr Wasser dem Flusse zugeführt. Dieser war immer höher gestiegen. Er hatte seine Ufer überstiegen, bis alles niedere Land unter Wasser stand.

Aufgabe a: Drücke die Sätze von „die Sonne, u. s. w." an in der Vergangenheit aus!

Aufgabe b: Drücke dieselben in der vollendeten Gegenwart aus!

Aufgabe c: Setze die Sätze in Sprachübung XI, 1, „Im Garten," in die vollendete Vergangenheit!

Sprachübung XIII.

Zeitformen.—(Fortsetzung.)

Vollendete Zukunft.—Future Perfect Tense.

Am Morgen.—Die Finsternis der Nacht wird gewichen sein. Das Morgenrot wird den Tag verkündet haben. Die Morgenwinde werden die Nebel vertrieben haben. Die Fledermäuse werden ihre Schlupfwinkel aufgesucht haben. Die Raubtiere werden von ihren Raubzügen heimgekehrt sein. Die ersten Sonnenstrahlen werden Licht verbreitet haben. Die Sänger des Waldes werden erwacht sein. Die Arbeiter werden neugestärkt ihr Lager verlassen haben.

Aufgabe: Setze in folgenden Sätzen den ersten Teil in die vollendete Zukunft!

1. Ich esse, ehe er ankommt. 2. Ich lese, wann du kommen wirst. 3. Ich führe meinen Vorsatz aus, ehe du denkst. 4. Ich arbeite, bevor wir ausgehen. 5. Der Kranke stirbt, ehe der Arzt kommt. 6. Das Schiff geht unter, ehe das Boot es erreichen kann. 7. Das Kalb wird ertrinken, ehe der Brunnen zugedeckt wird. 8. Der Zug geht ab, ehe wir die Station erreichen. 9. Der Wurm zernagt den Apfel, ehe er reif ist. 10. Das Haus brennt ab, ehe Hilfe anlangt.

Sprachübung XIV.

Schema der Zeitformen.

1. Die drei Zeiten der Dauer oder des Geschehens.
   a. Die Gegenwart (Present T.): ich singe.
   b. Die Vergangenheit (Past T.): ich sang.
   c. Die Zukunft (Future T.): ich werde singen.
2. Die Zeiten der Vollendung.

a. Die vollendete Gegenwart (Present Perfect T.): ich habe gesungen; ich bin gegangen.

b. Die vollendete Vergangenheit (Past Perfect T.): ich hatte gesungen; ich war gegangen.

c. Die vollendete Zukunft (Future Perfect T.): ich werde gesungen haben; ich werde gegangen sein.

Aufgabe a: Wandle in allen Zeiten folgende Zeitwörter ab!

1. Arbeiten, brauchen, fürchten, reden.
2. Brechen (brach, gebrochen), befehlen, helfen, sprechen.
3. Binden (band, gebunden), finden, singen, trinken.
4. Fliegen (flog, geflogen), gießen, lügen, heben.
5. Bitten (bat, gebeten), essen, geben, sitzen.

6. Beißen (biß, gebissen), gleichen, leiden, schneiden.
7. Bleiben (blieb, geblieben), leihen, scheinen, schreiben.
8. Fallen (fiel, gefallen), fangen, gehen, laufen.
9. Schlagen (schlug, geschlagen), graben, schaffen, wachsen.

Aufgabe b: Setze das Lesestück Nro. 11 von der Vergangenheit in die Gegenwart!

Sprachübung XV.

Leideform des Zeitworts.

PASSIVE VOICE.

Der Gärtner pflanzt den Baum. Der Baum wird von dem Gärtner gepflanzt.

Der Uhrmacher verfertigt die Uhr. Die Uhr wird von dem Uhrmacher verfertigt.

Der Schüler liest das Buch. Das Buch wird von dem Schüler gelesen.

Merke: Das Objekt im Wenfall kann zum Subjekt gemacht werden. Dann ist das Subjekt der Gegenstand, der die Thätigkeit erleidet. Man nennt diese Form des Zeitworts die Leideform (Passive voice.)

Die Leideform wird gebildet durch das Hilfszeitwort „werden" mit dem Mittelwort der Vergangenheit (perfect participle). Das Subjekt der thätigen Form erhält eine veränderte Form im 3. Fall mit vorgesetztem Verhältniswort „von."

Aufgabe a: Setze folgende Sätze von der Thätigkeitsform in die Leideform!

1. Gegenwart.—Der Metzger schlachtet den Ochsen. Der Knabe wirft den Stein. Das Pferd zieht den Wagen. Der Landmann pflügt das Feld. Der Färber färbt das Tuch. Das Mädchen

pflückt die Blume. Die Sonne erwärmt die Erde. Der Wind treibt die Schiffe. Der Wolf zerreißt die Schafe. Die Katze fängt die Mäuse. Der Regen befruchtet die Felder.

2. Vergangenheit.—Der Arzt besuchte den Kranken. Der Maler malte das Bild. Der Knabe zerbrach das Glas. Der Schüler verlor das Buch. Der Zimmermann baute das Haus. Der Schneider verfertigte den Rock. Der Vater kaufte das Pferd. Das Feuer verzehrte die Kohlen. Der Kaufmann schrieb die Briefe. Das Mädchen lernte die Verse. Der Hund verfolgte die Hasen.

Beisp. Der Kranke wurde von dem Arzte besucht.

Aufgabe b: Setze die Sätze unter 1 in die vollendete Gegenwart der Leideform!

Beisp. Der Ochse ist von dem Metzger geschlachtet worden.

Aufgabe c: Setze die Sätze unter 2 in die vollendete Vergangenheit der Leideform!

Beisp. Der Kranke war von dem Arzte besucht worden.

Aufgabe d: Drücke die Sätze unter 1 in der Zukunft der Leideform aus!

Beisp. Der Ochse wird von dem Metzger geschlachtet werden.

Aufgabe e: Drücke die Sätze unter 2 in der vollendeten Zukunft der Leideform aus!

Beisp. Der Kranke wird von dem Arzte besucht worden sein.

Sprachübung XVI.

Zeitwörter, welche ein Objekt erfordern.

VERBS REQUIRING AN OBJECT.

1. Im vierten Fall.

a. Wetzen hält den Mäher nicht auf.—Das Werk lobt den Meister.—Auch den schönen Apfel sticht der Wurm.—Ein froher Sinn verbannt den Gram.

b. Meine Mutter liebt mich.—Dein Vater sucht dich.—Wo ist dein Bruder? der Lehrer erwartet ihn.—Das Spiel erfreut uns.—Besinnet euch!—Die Kinder gehen spazieren, die Eltern begleiten sie.—Ich schäme mich.—Die Schwester wäscht sich.—Wie befinden Sie sich?—Das Kind freut sich.—Setzt euch!

Aufgabe a: Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im 4. Fall, in der Einzahl und Mehrzahl!

Beisp. Die Boten bringen die Briefe.

1. Wind, Sämann, Geizige, Sonne, Wäscherin, Köchin, Mond, Schnee, Feuer, Gewitter, Landmann — erleuchten, pflügen, decken, reinigen, zerstören, treiben, lieben, säen, erwärmen, kochen, waschen — Luft, Speise, Haus, Erde, Nacht, Schiff, Geld, Same, Erde, Wäsche, Feld.

2. Bauen — Haus; brechen — Rose; haben — Angst; nehmen — Beispiel; tragen — Last; treiben — Geschäft; schlagen — Brücke; loben — Meister; kaufen — Pferd; schreiben — Brief.

Aufgabe b: Bilde Sätze aus folgenden Zeitwörtern und persönlichen Fürwörtern!

Beisp. Wir unterstützen sie.

Verstehen, lehren, bitten, lieben, hassen, ermüden, bemühen. schlagen, fangen, fragen, kennen, loben, achten, bedauern, beweinen, — sich begrüßen, sich zanken, sich ärgern, sich fürchten, sich erholen, sich ankleiden.

2. Im dritten Fall.

a. Man sollte dem Übel steuern.—Klage ziemt dem Starken nicht.—Dem Mutigen gehört die Welt.

b. Das Buch gefällt mir.—Ich danke dir.—Traue ihr!—Hilf ihm (dem Kinde).—Antworte uns!—Wir folgen euch.—Wir glauben ihnen.

Aufgabe a: Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im 3. Falle!

Wolke, geben, Erde, Regen. Gut, Kind, machen, Eltern, Freude. Winter, weichen, Frühling. Niemand, entrinnen, Tod. Böse-

wicht, entgehen, selten, Strafe. Menschen, nachahmen, Affe. Baum, entfallen, Herbst, Blatt. Kranke, nützen, Arznei. Biene, verdanken, Honig. Freund, anschließen, Freund.

Aufgabe b: Bilde aus folgenden Zeitwörtern Sätze mit einem Dingwort oder Fürwort als Objekt im 3. Falle!

Danken, dienen, drohen, fehlen, folgen, gleichen, helfen, mangeln, nahen, nützen, schaden, trauen, trotzen — antworten, entlaufen, entfliehen, begegnen, erscheinen, vorstehen — es ahnen, bangen, grauen.

3. Im dritten und vierten Fall.

Ich wünsche mir nur Gesundheit. — Verzeih dem Freunde die heftige Rede.—Er sagt dir die Wahrheit.—Gib jedem das Seine.

Aufgabe a: Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im 3. Falle und einem im 4. Falle!

Wegweiser, Reisende, Weg, zeigen. Böse, Richter, Schandthat, verbergen. Schwatzhafte, Unbekannte, Geheimnis, verraten. Fuchs, stehlen, Landleute, Huhn. Zeitung, mitteilen, Leser, Nachricht. Arzt, verbieten, Kranker, Wein. Käufer, bezahlen, Kaufmann, Ware. Sohn, schreiben, Brief, Vater. Glück, zeigen, Feiger, Rücken. Herr, schenken, Bettler, Rock.

Aufgabe b: Bilde aus folgenden Zeitwörtern ähnliche Sätze!

Bieten, borgen, bringen, klagen, lassen (überlassen), leihen, liefern, melden, rauben, reichen, erlauben, verbieten, versprechen.

Sprachübung XVII.

Eigenschaftswörter, welche ein Objekt erfordern.

ADJECTIVES REQUIRING AN OBJECT.

1. Im vierten Fall.

Das Buch ist einen Finger dick.—Ein laufender Feind ist keinen Schuß wert.—Der Graben ist eine Klafter tief.

Aufgabe: Fülle in folgenden Sätzen die Lücken aus!

Diese Bank ist ein— Fuß breit. Die Mauer ist ein— und ein— halb— Fuß dick. Der Teppich ist ein— und ein— halb— Elle breit. Unser Zimmer ist zehn und ein— halb— Fuß hoch. Meine Schwester ist fünf Jahre und ein— Monat alt, aber mein kleiner Bruder ist nur zwanzig und ein— halb— Woche alt. Die Arznei ist kein— Pfennig wert. Mein Lineal ist ein— Fuß lang. Der Stein ist ein und ein halb— Pfund schwer. Der Graben ist zwei Fuß und drei und ein— halb— Zoll weit und ein— und ein— halb— Fuß tief.

2. Im dritten Fall.

Der Schlafende ist einem Toten ähnlich.—Betrug ist dem Rechtschaffenen fremd. — Sei mir willkommen! — Müßiggang ist der Jugend verderblich.—Die Sache ist mir bekannt, dir ist sie fremd!

Aufgabe a: Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im 3. Falle!

Mensch, Feuer, unentbehrlich. Fliege, Leute, lästig. Wolf, Hund, ähnlich. Raupe, Baum, schädlich. Regen, Feld, nützlich. Gast, Freund, willkommen. Fehler, Kind, angeboren. Wärme, Kranker, angenehm. Schiff, Ufer, nahe. Schüler, Aufgabe, gewachsen.

Aufgabe b: Bilde aus folgenden Eigenschaftswörtern ähnliche Sätze!

Dankbar, eigen, gleich, gesund, lieb, recht, treu, unbekannt, verwandt, zweifelhaft, überlegen, verderblich.

Sprachübung XVIII.

Objekte im zweiten Fall.

OBJECT IN THE POSSESSIVE CASE.

1. Zeitwörter, welche den zweiten Fall regieren.

Der Blinde bedarf des Führers.—Die Dankbaren gedenken der Wohlthaten.—Welcher Sünde zeiht dich dein Gewissen?—Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.

Aufgabe: Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im 2. Falle!

Müde, bedürfen, Erholung. Mensch, sich schämen, sein Fehler. Bedürfen, Arzt, Kranker. Nicht vergessen, Mutter, Kind. Prahler, sich rühmen, sein Vorzug. Verbrecher, verweisen, Land. Tauber, entbehren, Gehör. Beamter, entsetzen, Amt. Greis, sich erinnern, seine Jugendjahre. Jeder, warten, sein Amt. Leichtsinniger, nicht achten, Ermahnung. Wahrheit, bedürfen, keine Verbesserung.

2. Eigenschaftswörter, welche den zweiten Fall regieren.

Jeder Arbeiter ist *seines Lohnes* wert. — Die meisten Verluste sind *eines Ersatzes* fähig.—Der Mensch soll *seines Todes* eingedenk sein.

Aufgabe a: Bilde aus folgenden Wörtern Sätze mit einem Objekt im 2. Falle!

Unglückliche, Trost, bedürftig sein. Edler Mensch, kein Betrug, fähig sein. Gefangener, Verbrechen, geständig sein. Eigner Herd, Gold, wert sein. Redlicher, sein gegebenes Wort, eingedenk sein. Wanderer, Weg, kundig sein. Greis, Arbeit, müde sein. König, Thron, würdig sein. Hungriger, Speise, bedürftig sein. Dieb, Strafe, gewärtig sein.

Aufgabe b: Fülle in folgenden Sätzen die Lücken aus!

Ich enthebe dich d— Mühe. Entledige dich dein— Auftrag—. Ich konnte mich d— Mitleid— nicht erwehren. Natur läßt sich d— Schleier— nicht berauben. Jedermann darf sich sein— Fleiß— rühmen. O, wie freue ich mich d— Gab—, daß ich gute Eltern habe. Niemand weiß, wie lang er d— Acker— entbehrt und d— Garten—, der ihn nährt. D— Schön— sind die Menschen selten fähig, öfter d— Gut—. Es schont der Krieg auch nicht d— zarten Kindlein— in der Wiege.

Sprachübung XIX.

Verhältniswörter.

PREPOSITIONS.

1. Mit dem dritten Fall.

Der Reisende fragt nach dem rechten Wege.—Aus der Wolke zuckt der Strahl. — Beim Aufgang der Sonne erhob sich ein Nebel.—Furcht ist fern von einer großen Seele.

Aufgabe a: Füge in folgenden Sätzen die fortgelassenen Endungen hinzu!

Man muß nicht nach jed— Mück— schlagen. Nach d— That gilt der Rat. Verstand kommt nicht vor d— Jahr—. Erlöse uns von all— Übel. Demut ist zu all— Ding— gut. Wahre Reu führt mit d— Sünde bis ans Grab beständig Krieg, richtet sich nach kein— Wind, sucht in jed— Kampf den Sieg. Der feige Soldat flieht vor d— Feind—. Der junge Sperling fiel aus d— Nest. Der Garten ist mit ein— Zaun umgeben. Das Tuch mißt man mit d— Elle. Die Schildwache steht bei d— Thore. Die Frau nimmt den Rahm von d— Milch. Der Fromme sieht ruhig sein— Tode entgegen. Nächst d— Speise ist der Trank das erste Bedürfnis des Menschen. Der Weise handelt sein— Überzeugung gemäß. Das Schiff ging samt d— Mannschaft unter.

Aufgabe b: Bilde aus folgenden Ausdrücken Sätze!

Mit — Griffel schreiben; nach — Stadt ziehen; nach — Arbeit ruhen; nächst — Kirche wohnen; samt — Gefährten; bei — Tag; seit — Mutter Tod; von — Regen; aus — Heimat; aus — Thal; vor — Haus.

2. Mit dem vierten Fall.

Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.—Durch die Wärme reifen die Früchte.—Durch dich ist die Welt mir schön; ohne dich würde ich sie hassen.—Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.

Aufgabe a: Vervollständige folgende Sätze!

Der Regen sickert durch — Dach. Die Sklaven empörten sich gegen — Herren. Der Epheu rankt sich um — Eiche. Das Rad dreht sich um — Achse. Die Mäuse werden durch — Katz— vertilgt. Der Pelz schützt wider — Kälte. Der Küfer legt einen Reifen um — Faß. Es ist schwer, wider — Strom zu schwimmen. Der Schüler lernt ohne — — nichts. Der Vater sorgt für — —. Man wird oft durch — klug.

Aufgabe b: Bilde Sätze aus folgenden Ausdrücken!

Eine Reise durch — Land; die Sorgfalt der Mutter für — Kinder; Soldaten ohne — Waffen; Länder gegen — Osten; ein Zaun um — Garten; durch — Stadt; ein Vergehen wider — Nächsten; keine Rose ohne Dornen; eine Gabe für — Notleidende; durch — Strom schwimmen; gegen — Feind kämpfen; um Geld arbeiten.

3. Mit dem dritten oder vierten Fall.

Die Stadt liegt auf dem Berge. (Wo?)—Der Hirte steigt auf den Berg. (Wohin?)—Die Wolke schwebt über dem Thal.—Der Vogel fliegt über das Haus.

Aufgabe a: Vervollständige folgende Sätze!

Der Elefant gehört unter — Säugetiere. Den Hut setzt man auf — —. Den Mantel nimmt man über — Schulter. Der Rost setzt sich an — Eisen. Der Fuhrmann spannt das Pferd vor — —. Der Landmann bringt das Getreide in — Scheune. Das Veilchen blüht auf — Wiese. Die Wolken schweben über — —. Das Bild hängt unter — —. Die Trauben wachsen an — —. Es hängt ein Schloß vor — —. Der Reisende hat sich in — — verirrt. Die Gänse haben eine Schwimmhaut zwischen — —. Das Füllen läuft hinter — — her. Die Straße zieht sich neben — Fluß hin. Der Wert des Hundes besteht in — Wachsamkeit. Der Blitzableiter ist auf — — befestigt; er geht von da herunter bis auf — —. Die Gemsen leben auf — —; sie können auf — — klettern. Im Sommer steht die Sonne beinahe über — —. Der Walfisch steht an Größe über — —. Er gehört nicht unter — —, sondern unter

— —. Er kann nicht immer unter — — leben; er kommt zuweilen über — —. Die Küchlein verkriechen sich unter — —. Der Maurer bringt den Mörtel zwischen — —. Bei einem Gewitter muß man sich nicht neben oder unter — — stellen. An — — erkennt man den Baum, an — — den Mann. Thoren spannen die Pferde hinter — —.

Aufgabe b: Bilde aus folgenden Ausdrücken Sätze!

An: wohin? gelangen Ziel, treiben Ufer, klopfen Thüre, grenzen Meer, kommen Ende;

wo? leben Meer, hangen Faden, liegen Fluß.

Auf: wohin? sich setzen Sofa, treten Kleid, fliegen Baum, gehen Land;

wo? leben Felsen, wachsen Feld, sich befinden Reise, sitzen Stuhl, liegen Tisch.

In: wohin? stürzen Wasser, geraten Elend, sich hüllen Mantel.

wo? wohnen Stadt, reden Schlaf, liegen Hängematte, sich aufhalten Wald.

Über: wohin? fliegen Fluß, springen Graben, gehen Brücke;

wo? schweben Wasser, hangen Tisch, stehen Stadt.

Unter: wohin? sich stellen Baum, sich mischen Leute, geraten Räder;

wo? stehen Thür, finden Erde, liegen Tisch.

Vor: wohin? treten Haus, legen Füße, spannen Pflug;

wo? liegen Stadt, warten Haus;

wovor? schützen Hunger, fürchten Tod.

Sprachübung XX.

Verhältniswörter mit dem zweiten Fall.

PREPOSITIONS WITH POSSESSIVE CASE.

Die Stadt liegt diesseits, das Dorf jenseits des Flusses. — Mein Bruder wohnt außerhalb der Stadt. — Während des Krieges durfte kein Schiff landen.

Aufgabe: Bilde Sätze aus folgenden Ausdrücken!

Unweit Kirche, mittels Dampf, mittels Flossen, kraft Befehl, während Unterricht, während Sommer, vermöge Kraft, ungeachtet Unwohlsein, oberhalb Mündung, innerhalb Garten, jenseits Berge, inmitten Strom, seitens Eltern, Früchte halber, Erholung wegen, um Sache willen, statt Haus eine Tonne.

Sprachübung XXI.

Der einfache Satz, erweitert durch Umstände.

THE SIMPLE SENTENCE MODIFIED BY ADVERBS AND ADVERBIAL PHRASES.

a. Der Knabe schreibt schön; die Schrift ist **sehr** schön. —Der Hase läuft schnell; der Hase läuft **überaus** schnell.

b. Bei der Tugend kehrt das Glück auch ein. — Denke vor dem Handeln.—Er ist ohne Gefahr entkommen.

Merke: Die Umstände (Adverbial Modifiers) dienen zur näheren Bezeichnung des Orts, der Zeit, der Art und Weise und des Grundes u. s. w. einer Thätigkeit oder einer Eigenschaft. Sie treten also zu Zeitwörtern und Eigenschaftswörtern (oder Umstandswörtern). Die Umstände werden ausgedrückt: (a) durch Umstandswörter (Adverbs) oder (b) durch Dingwörter mit Verhältniswörtern (Adverbial Phrases.)

Sie bezeichnen:

1. Den Ort und die Richtung—auf die Frage wo? wohin? woher?

a. Ringsum brennen Dörfer. — Dort steht der Feind. — Die Schwalben ziehen fort.

b. Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan.— Aus der Wolke quillt der Segen.—Man hängt das Bild an die Wand.

Aufgabe a: Bilde Sätze mit folgenden Umstandswörtern des Orts!

Überall, nirgends, außen, innen, dort, hier, hinten, vorn, oben, unten, daheim, heim, hin, her, umher, hinaus, hinauf, abwärts, aufwärts, wo, woher, wohin.

Aufgabe b: Bilde Sätze mit Umständen des Orts durch folgende Verhältniswörter mit Dingwörtern!

Oberhalb, unterhalb, innerhalb, außerhalb, zu, bei, nächst, gegenüber, diesseits, jenseits, an, auf, hinter, unter, neben, zwischen, — von, aus, — nach, gegen, wider.

2. Die Zeit—auf die Frage wann? wie lange? wie oft?

a. Guter Rat kommt nie zu spät.—Heute muß die Glocke werden.—Ich habe das Buch schon einigemal gelesen.

b. Im Herbste verlassen die Zugvögel unsere Gegenden.—Der Kampf dauerte vom Morgen bis zum Abend.—Züge gehen jede Stunde ab.

Aufgabe a: Bilde Sätze mit folgenden Umstandswörtern der Zeit!

Abends, morgens, nachts, mittags, anfangs, später, endlich, heute, gestern, morgen, jetzt, eben, bald, früher, künftig, gleich, nächstens, kürzlich, bisher, stets, wann.

Aufgabe b: Desgleichen durch Dingwörter mit folgenden Verhältniswörtern!

In, binnen, seit, von, innerhalb, während, auf, zwischen,—an, auf, gegen, um, nach, zu.

3. Die Art und Weise—auf die Frage wie?

a. Der Ruhm ist nicht leicht zu erwerben.—Leichtsinnig beginne nie ein Werk.—Er ist überaus fleißig.—Weinend verließ er das Vaterhaus.

b. Die Schüler schreiben nach einer Vorschrift.—Dieses Mädchen liest mit Ausdruck.—Der Arme bat unter Thränen um eine Gabe.

Aufgabe a: Bilde Sätze mit Umständen der Art und Weise durch folgende Wortverbindungen!

Schlecht schlafen, gut lesen, laut sprechen, sauber abschreiben, leise reden, schnell laufen, aufrecht gehen, allmählich wachsen, plötzlich verschwinden, genau untersuchen, gründlich erlernen, fleißig arbeiten, treu dienen, pünktlich erscheinen, lieblich singen, weit reisen.

Aufgabe b: Desgleichen durch Dingwörter mit folgenden Verhältniswörtern!

Mit, zu, nach, wider, ohne, an, gemäß.

Beisp. Mit dem Hut in der Hand kommt man durch das ganze Land.

4. Den Grund—auf die Frage warum? wozu? womit? wodurch?

a. Warum sollen Erhitzte nicht trinken?—Wozu haben manche Säugetiere Hörner?

b. Durch Leichtsinn hat sich mancher zu Grunde gerichtet.—Er weinte vor Schmerz.—Der Stein fällt vermöge seiner Schwere.—Der Kluge schweigt aus Vorsicht.—Man erkennt den Vogel an den Federn.

Aufgabe a: Beantworte folgende Fragen durch einen Umstand des Grundes!

1. Woraus wird das Glas bereitet? 2. Wovon schmilzt der Schnee? 3. Wovor graut dem Verbrecher? 4. Wodurch sprengt man Felsen? 5. Worüber soll man das Arbeiten nicht vergessen? 6. Wodurch schwellen die Bäche an? 7. Womit verteidigt sich der Krieger? 8. Woran erkennt man die Bäume? 9. Vermöge wessen kann der Mensch das Böse vom Guten unterscheiden? 10. Vermittelst wessen kann der Kurzsichtige weiter sehen?

Aufgabe b: Füge zu folgenden Sätzen einen Umstand des Grundes!

1. Das Gras verdorrt. 2. Der Schüler ist nicht versetzt worden. 3. Wir sehen die Veränderung des Wetters. 4. Das Öl schwimmt auf dem Wasser. 5. Der Luftschiffer kann nicht fahren. 6. Der Mensch ist das vollkommenste Geschöpf auf Erden. 7. Der Arzt erkennt die Krankheit. 8. Das Meerwasser ist ungenießbar. 9. Die Wiedervereinigten weinten. 10. Die Schafe werden gehalten.

Sprachübung XXII.

Der zusammengesetzte Satz.

Das Satzgefüge.—*Complex Sentence.*

a. Der Geduldige ist weise = wer geduldig ist, ist weise.—Der Zufriedene ist glücklich = wer zufrieden ist, ist glücklich.

b. Verdient ihr Vertrauen? = verdient ihr, daß man euch vertraue?—Den Baum muß man in der Jugend biegen = den Baum muß man biegen, so lang er jung ist.

c. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.—Entbehre gern, was du nicht hast!—Freue dich nur, wessen du dich freuen darfst!—Wo Glück aufgeht, geht gewöhnlich Demut unter.—Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.—Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.—Die Lügen sind ein böser Samen, aus dem nie gute Früchte kommen.—Es müssen starke Beine sein, die gute Tage tragen wollen.—Wer nicht hören will, muß fühlen.—Ein Baum, der keine guten Früchte bringt, wird umgehauen.—Er scheint, was er ist.

Merke: Wenn ein Glied eines einfachen Satzes sich zum Satze ausbildet, so entsteht ein Satzgefüge, ein aus Haupt- und Nebensatz bestehender Satz. Jedes Glied kann sich zu einem Nebensatz ausbilden, und so scheiden sich diese in Subjektiv-, Objektiv-, Prädikativ-, Attributiv- und Adverbialsätze. Merke die Stellung der Nebensätze!

Aufgabe: Gib in den Sätzen unter c. den Haupt- und Nebensatz an und für welches Satzglied der letztere steht!

Sprachübung XXIII.

Subjektivsätze.—Subject Clauses.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.—Wer sucht, der findet.—Was keine Sünde ist, ist keine Schande.—Was von

Herzen kommt, geht wieder zu Herzen.—Wem das Kleine zu gering erscheint, der achtet auch das Große nicht.—Nicht der ist weise, der sich weise dünkt.—Früh übt sich, was ein Meister werden will.—Daß ihn viele gehen, macht den Weg nicht schön.

Merke: Der Subjektivsatz vertritt das Subjekt des Hauptsatzes.

Aufgabe a: Erweitere in folgenden Sätzen das Subjekt zu einem Subjektivsatz!

Der Lügner stiehlt.—Der Arbeitsscheue soll auch nicht essen.—Der Pech Angreifende besudelt sich.—Der Thäter wird bestraft werden.—Der Besitzer lerne verlieren.—Der Glückliche lerne den Schmerz.—Der Fallende stehe auf.—Der Fehlende bessere sich.—Wie glücklich sind die Toten!—Nicht der viel Besitzende ist reich.—Seine Treue ist bekannt (daß).—Die Umschiffung der Erde wurde früher für unmöglich gehalten (daß).—Gedenke, o Mensch, stets deiner Sterblichkeit (daß).

Aufgabe b: Verwandle folgende Subjektivsätze in einfache Subjekte!

Daß der Vater von der Reise glücklich zurückgekehrt ist, macht den Kindern Freude.—Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.—Wer an den Weg baut, hat viele Meister.—Wessen Herz rein ist, der hat ein gutes Gewissen.—Daß man seine Fehler bereut, ist der erste Schritt zur Besserung.—Daß Tag und Nacht regelmäßig abwechseln, ist kein bloßer Zufall.—Es ist Sitte, daß man Freunde und Bekannte grüßt.—Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.—Erlaubt ist, was sich ziemt.—Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.

Anmerkung.—Prädikativsätze sind wenig im Gebrauch. Beisp. Nicht jeder ist, was er scheint.—Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.—Er scheint nicht, was er in Wirklichkeit ist.—Man ist, wozu das Herz uns macht.

Sprachübung XXIV.

Attributivsätze.—Adjective Clauses.

Die große Wassermasse, welche den größten Teil der Erdoberfläche einnimmt, heißt Meer.—Das Kind, dessen Eltern gestorben sind, ist eine Waise.—Im Frühling kehrt jeder Vogel an den Platz zurück, wo er geboren ward.—Man muß den Baum in Ehren halten, von dem man Schatten hat.—Glückselig ist der Mann, der Freude an seinen Kindern erleben kann.—Nicht an Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren.

Aufgabe a: Erweitere folgende Attribute zu Nebensätzen! Bellende Hunde beißen nicht.—Wahre Freundschaft ist eine niemals untergehende Lebenssonne.—Still und rein gegebene Wohlthaten sind im Grabe lebende Toten.—Wahrheit ist eine zum Himmel führende Pforte.—Das den Hafer verdienende Pferd bekommt ihn selten.—Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.—Du sollst dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden.—Viel gackernde Hennen legen wenig Eier, und viel bellende Hunde beißen nicht.—Die nicht verschlafene Zeit ist dem Tode abgewonnen.—Die Hoffnung auf einen dauernden Frieden (daß) erfüllt alle Herzen.

Aufgabe b: Verwandle folgende Attributivsätze in einfache Attribute!

Die Strafe desjenigen, der das gethan hat, ist verdient.—Die Pflege derer, denen wir Leben und Erziehung verdanken, ist eine heilige Pflicht.—Die Überschätzung des, was wir geleistet haben, ist ein gewöhnlicher Fehler.—Der Mond, so klar und ruhig, fühlt nicht mit uns.—Wie kann ein Herz, das vom Geize hart ist, des Wohlthuns Freuden schmecken?—Viele Quellen der Freude, welche lieblich und hehr sind, durchwässern den Garten des Lebens.—Ein Herz, das der Edelmut bewohnt, ist durch sich selbst am herrlichsten belohnt.—Der Mann verdient Achtung, welcher seine Pflichten gewissenhaft erfüllt.—Erwirb dir Reichtümer, welche dauernd sind.

Aufgabe c: Füge zu den in folgenden Sätzen gesperrt gedruckten Dingwörtern Attributivsätze!

Der Schüler wird gelobt.—Der Schüler wird getadelt.—Die Feder taugt nicht zum Schreiben.—Eine Freundschaft verschönert das Leben.—Das Herz ist beglückt.—Der Mann verdient Achtung.—Ein Werk hat Bestand.—Die That lohnt sich selbst.—Die Freuden sind die beglückendsten.—Das Haus besteht nicht.—Das Glück ist nicht von Dauer.—Ein Pflug ist blinkend.—Die Hoffnung tröstet uns im Leiden.—Der Baum wird umgehauen.

Sprachübung XXV.

Objektivsätze.—Objective Clauses.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.—Man thut geschwind, was lang gereut.—Gedenke, daß du sterblich bist!—Der Mensch frage sich selbst, wozu er am besten taugt.—Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Not!—Wir vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch Zeit genug zum Schlafe haben.—Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Schweine.—Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.—Die Blum' im Garten lehrt, wie lange die Schönheit währt.

Aufgabe a: Erweitere folgende Objekte zu Objektivsätzen! Erinnere dich stets deines Versprechens.—Gedenke des Todes (daß).—Er hat mich stets seiner Anhänglichkeit versichert.—Der Eitle rühmt sich seiner Thaten.—Der Diener harrte des Befehls.—Das Glück hilft den sich selbst Helfenden.—Dem Eigenwilligen ist nicht zu helfen.—Dem Hilfreichen ist man zu helfen bereit.—Dem Ehrlichen traut jeder.—Das Glück ist dem Mutigen günstig.—Anvertrautes bewahre treu.—Ehre die Alten; achte die Treuen; liebe die Guten!—Beobachte die Stillen!—Fürchte den Schmeichler!—Bedenke die Kürze des Lebens (daß).—Das Gewissen predigt uns die Liebe zum Guten und den Abscheu vor dem Bösen (daß).—Das Unbekannte macht einem nicht heiß.—Das nie Besessene ent-

lehrt man leicht.—Der Lehrer verlangt von dem Schüler Fleiß und Gehorsam (daß).—Ich wundere mich über seinen Wortbruch (daß).—Man beschuldigt ihn des Diebstahls (daß).

Aufgabe b: Verwandle folgende Objektivsätze in einfache Objekte!

Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Not.—Mancher büßt, was andere verbrochen haben.—Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker.—Wir sind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.—Erinnere dich dessen, der dir Wohlthaten erwiesen hat, mit dankbarem Herzen.—Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele.—Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.—Der Unaufmerksame hört nichts von dem, was man sagt.—Man fordert von einem guten Feldherrn, daß er umsichtig, entschlossen und kühn sei.—Strebe danach, daß du vollkommen werdest.—Wer kann zählen, wie oft er fehlt?—Der Gesunde weiß nicht, wie reich er ist.—Die Blume im Garten lehrt, wie lang Schönheit währt.—Möchte sich doch der Mensch täglich klar machen, wozu er auf dieser Welt bestimmt ist.—Halte getreu, was du versprochen hast.—Verdient ihr, daß man euch vertraut?—Was wahr ist, muß ich sagen.—Ich erinnere mich nicht, was er sagte.

Sprachübung XXVI.

Umstands- oder Adverbialsätze.

ADVERBIAL CLAUSES.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten.—Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.—Wo die Pflicht ruft, muß der Vorteil schweigen.—Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder deiner Werke.—Ich gehe zurück, woher ich gekommen bin.—Wo man Liebe sät, geht Freude auf.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht.—Es irrt der Mensch, so lang er strebt.—O, nimm der Stunde wahr, eh' sie entflieht.—Wenn die Kinder schlafen ein, wachen auf die Sterne. —So oft der Frühling wiederkehrt, ertönen der Freude Lieder.—Wirket, dieweil es Tag ist!

Handle so, daß du es nicht zu bereuen habest.—Ich singe, wie der Vogel singt.—Es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.—Der Fleißige arbeitet, daß es eine Lust ist.—Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.—Je höher der Baum ist, desto schwerer ist sein Fall.—Der Schmeichler spricht, wie man es gerne hört.

Von den Füßen zieht er die Schuhe behend, damit er das Bächlein durchwate. — Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.—Wenn die Glock soll auferstehen, muß die Form in Stücke gehen.—Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. — Ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.—Willst du dich selber erkennen, sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz.

Aufgabe a: Erweitere folgende Umstände in Nebensätze!

Bei der Tugend kehrt auch das Glück ein. — In dunkeln Köpfen zeigt sich gern Eigensinn.—Bei aufgehendem Glück geht die Demut oft unter.—Beim Hacken fallen Späne.—Im Sturz eines Stromes hört man ein Bächlein nicht. — Die Weintraube gedeiht nur in einem gemäßigten Klima.—Man wende sich gegen den Feind. — Viele Insekten legen ihre Eier in die Nahrungsmittel der Jungen.—Das Küchlein läuft zur Henne.

Bei seinem Anblicke erinnerte er sich seines Versprechens.—Bei Aufgang der Sonne erhob sich ein Nebel. — Während des Glühens muß man das Eisen schmieden.—Den Baum muß man in seiner Jugend biegen. — Während seines Strebens irrt der Mensch.—Seit der Entdeckung Amerikas haben Handel und Schiffahrt einen bedeutenden Aufschwung erfahren.—Schaff bei Tage, ruh bei Nacht.—Während des Schlummers der Redlichen treiben

die Schelme ihr Handwerk. — Denke vor dem Handeln. — Bis zum Verkühlen der Glocke laßt die strenge Arbeit ruhen.

In traulichem Gespräche wandelten die Freunde (indem). — Sich immer wieder umsehend schied er von dem Thale seiner Heimat. — Zitternd bat der Arme um eine Gabe. — Heulend kommt der Sturm geflogen.—Mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da.— Er hatte die Reise ohne des Vaters Erlaubnis unternommen (ohne daß).—Ich habe dem Tode furchtlos ins Antlitz gesehen.—Die Schwierigkeiten wachsen mit der Nähe des Zieles.— Ihr sollt nicht unbeschenkt mein Haus verlassen.—Du hast dich zu unserer Zufriedenheit benommen.

Du bist durch fleißiges Turnen so kräftig geworden.—Man trocknet die Pflanzen durch Pressen zwischen Löschpapier.—Er rettete sich durch das Anhalten an dem Strick. — Die Dünste steigen wegen ihrer Leichtigkeit in die Luft.—Diamanten sind wegen ihrer Seltenheit teuer.—In Unkenntnis der Zukunft lebt das Kind seine Tage so heiter.—Im Vertrauen auf seine Redlichkeit folgte ich seinem Rate. — Wegen ihrer Kürze wende die Jugendzeit gut an.—Man lebt nicht des Essens wegen; man ißt des Lebens wegen.—Zum begraben der Wahrheit bedürfte man vieler Schaufeln.

TRANSLATIONS.

Lesson I.

DERIVATIVE AND COMPOUND NOUNS.

1. The poor traveler has no traveling-bag. 2. I had much pleasure in the country yesterday. 3. My cousin has received a nice pocket-knife from his grandfather. 4. Were the firemen at the fire last night? 5. How dear you have been to us from childhood! 6. The dampness of the ground has prevented us from taking our usual walk. 7. These tidings are frightful. 8. Quietness in a man is great riches. 9. Is there a wedding in the house yonder? 10. Thanks be to him for his goodness. 11. Miss Julia likes gardening very much.

Lesson II.

DERIVATIVE AND COMPOUND ADJECTIVES.

1. The water slips off from oily feathers. 2. They marched through the sandy plain towards the mountains. 3. This flower is now only a withered and lifeless form. 4. My mother's eyes are closed in peaceful slumber. 5. The wind here is nearly always northerly. 6. The valleys wave with golden grain. 7. The earthenware of this country is smooth and of a yellowish color.

8. Is it not unlawful and unsuitable to jest at so holy a thing? 9. How dreadful this place is! 10. How delighted I am to see you again cheerful and happy. 11. The snow-drifts lie breast-high in the fence-corners. 12. The prisoner escaped from his kind-hearted jailer, but was speedily recaptured.

Lesson III.

DECLENSION OF NOUNS.

1. The garden of the physician is small. 2. This gentleman bought the farmer's horse. 3. My son gave the book to his friend. 4. The sons of the merchant are in the city. 5. My aunt has written letters to her children. 6. Have you (Sie) written letters to the friends of the artists? 7. The girl's father is an Englishman. 8. The owner of that little house is an American. 9. The birds are in the gardens on the hill. 10. The young lady is in the room with the gardener's daughter.

Lesson IV.

DECLENSION OF NOUNS.—(CONTINUED.)

1. June, July, and August are summer months. 2. On the river (there) are rafts and boats, and the boats have sails and oars. 3. The windows of this room are too small. 4. My brother has the keys to the rooms. 5. I have given the little tree to the pupil. 6. The tree is not far from the little house, and the little house is not far from the brooklet. 7. My uncle has the picture of the child. 8. The father of this child has given a book to the teacher. 9. Where are the chil-

dren? They are in the house. 10. The trees in the field and in the forest have leaves. 11. The little boy has a song-book and loves the songs. 12. The artist loves pictures and books.

Lesson V.

DECLENSION OF NOUNS.—(CONCLUDED.)

1. Richard has the boy's pens. 2. The doors of the church are beautiful. 3. Where are the students? They are in the street. 4. We are the nephews of our uncle. 5. The messenger gives the Frenchman a letter. 6. God gives (the) man (the) speech, (the) virtue, and (the) reason. 7. The soldiers of the king are poor. 8. The boys have given the roses to the soldiers. 9. The princes are in danger. 10. Cares are the companions of kings.

Lesson VI.

DECLENSION OF ADJECTIVES.

1. Unripe fruit is not healthful. 2. I like dry weather better than damp. 3. There is little black ink in the bottle. 4. My hat is trimmed with blue velvet. 5. I have my table covered with red cloth. 6. The skillful mechanic earns much money in this country. 7. Every good scholar is obedient to his teacher. 8. You have used all my paper. 9. The teacher read their names before the whole class. 10. Which of these red ribbons do you choose for your new hat? 11. An old gentleman has inquired for you. 12. An old lady opened the door and showed us into the room. 13. The old wine-bottles are upon the wooden table in the large kitchen. 14. The blue flowers in the little basket are very beautiful.

Lesson VII.

DECLENSION OF PERSONAL PRONOUNS.

1. I am well, but he is unwell, and she is very ill. 2. Lend me your knife; I want it. 3. Charles, have you not had my lead-pencil? 4. I love my good father, and he loves me also. 5. You give yourself unnecessary trouble. 6. What are you looking for? We are looking for our books. 7. Did you buy the picture? No, I did not buy it. 8. He gives them a costly present. 9. The merchant gives me my bill, and I give him the money. 10. My sister is ill; I will send her these flowers, she likes them very much. 11. We give ourselves much trouble. 12. Where is your pencil? I put it in my pocket; but I see it is no longer there.

Lesson VIII.

TENSES.—PRESENT TENSE.

SPRING.—(The) beautiful spring is come again. The bright sun shines warmer, and the trees of the forest become green. I see every-where variegated (bunte) flowers. On every meadow they spring up (sprossen auf), and fill the air with their agreeable smell. The little birds in the forest sing their cheerful songs and build their nests. The farmer plows the field and sows the seed. The children play outside under the trees and gather flowers for nosegays.

Lesson IX.

PAST TENSE.

THE LION AND THE MOUSE.—A weary lion slept under a large oak. A number of mice ran over his back and

awoke him. He put his paw on one of them. The little mouse cried for mercy and begged for its life. The lion let the trembling creature go. Some time after, the lion was caught in a net. He roared loudly and tried to break the net; but it was too strong. The mouse heard the roaring and knew the lion's voice. It hastened to the place, gnawed apart the strong cords of the net, and set the lion at liberty.

Lesson X.

PRESENT PERFECT TENSE.

1. Have you seen Mr. Fischer this morning? No, sir, I have not seen him to-day. 2. Have you read the newspaper? Yes, I have read it. 3. I will call Francis; he has already slept too long. 4. Mr. Brown has had consumption a long time. 5. I am writing to my brother in Berlin; I have not written him for a long time. 6. Have you lost anything? Yes, I have lost my knife. 7. Have you been to the concert? 8. Fanny has been learning to skate. 9. Charles has fallen from a tree. 10. These apples have grown very fast. 11. Has reason fled from our borders? 12. The king is returned with his court. 13. I have come to dinner. 14. I am come to take a long farewell. 15. This land has become the heritage (Erbe) of our people.

Lesson XI.

FUTURE TENSE.

The Coming Spring.—The trees will soon be in full blossom. Then the birds will arrive. I hope the robin

will find his old nest in our apple-tree. He and his mate will repair it; then they will lay eggs, which they will hatch. After some weeks the young ones will peep out of the nest. The old ones will feed them until they are able to take care of themselves. We shall go to the garden and watch them, that will give us much pleasure. But we will not disturb them. We will not allow the old cat to go into the garden, for it will catch the birds and eat them.

Lesson XII.

PAST PERFECT TENSE.

1. Yesterday our uncle was here; we had not expected him. 2. The river had never passed its bounds till that year. 3. I had had no time, I had not yet worked my problems. 4. The house had been a church. 5. Charles had had much pleasure; he had visited his uncle in the country. 6. The full moon had lighted us on our way till we reached our home. 7. I had walked under the shady trees in the garden, but had soon been called back. 8. Nothing in the play had pleased him so well as the scenery. 9. We had not yet done our exercises, when it was time for school. 10. Showers during the night had swelled the brook. 11. The king had passed the night fasting. 12. We had all dressed for dinner, and our friends had begun to arrive.

Lesson XIII.

FUTURE PERFECT TENSE.

1. I shall have finished my task by four o'clock. 2. By the end of this week, Frank will have been gone one month. 3. Before spring returns again, summer, autumn,

and winter will have come and passed away. 4. Before this day ends, I shall have gained a new friend. 5. He will not have arrived among the hills by that hour. 6. They will have wasted the fields before aid can be sent. 7. When I shall have brought them into the land, and they shall have eaten and filled themselves, then will they turn to other gods. 8. Before this time to-morrow I shall have gained a peerage or Westminster Abbey.

Lesson XIV.

PASSIVE VOICE.

1. A thick shrub is called a bush. 2. The side of the brook is shaded by trees. 3. Foxes are hunted both in the woods and in the open field. 4. You are needed at home. 5. The low grounds are flooded by the stream. 6. Is it true that your friends were married yesterday? 7. This little girl was dressed by her mother. 8. The dog has been hurt by the boy. 9. Thou hast ever been true to me. 10. Your friend has been ill for more than a week. 11. He had been placed at the head of an army while he was still a boy. 12. The whole estate had been bought by an Englishman. 13. I shall be blamed for it. 14. All my delight shall soon be turned to sorrow. 15. The room will have been cleaned by the servant. 16. Many mistakes have been made by the boys.

Lesson XV.

VERBS GOVERNING THE ACCUSATIVE AND THE DATIVE CASE OR BOTH.

a. 1. George flogged his dog an hour ago. 2. He always flogs him when he does not obey. 3. Did you repeat

these sentences? 4. I repeated them twice. 5. I loved this boy when he was diligent; his teacher loved him also. 6. Have you a mind to accompany me? 7. I accompanied you yesterday. 8. I have lost my knife. Will you help me to look for it?

b. 1. The slave has escaped from his master. 2. The thief defies the policeman. 3. The Indians fled from the soldiers. 4. The fox ran away from the hunters. 5. In many things we must yield to the wishes of others. 6. Many birds fly in autumn to warmer countries, because our winter does not agree with them. 7. Trust no friend till you have tried him. 8. Do you see how many crows follow the plowman? 9. Alaska belongs to the United States.

c. 1. Can you lend me your umbrella? 2. (The) father is coming; go, open the door for him. 3. Martha wrote a letter to her grandparents. 4. Give the horse some oats and water. 5. The butcher has brought my mother the meat. 6. The fox robbed the farmer of a goose. 7. Has my brother sent you back your letter? 8. Pardon him his misdemeanor. 9. The merchant complained of his loss to his friend. 10. The father's money builds the children houses.

Lesson XVI.

ADJECTIVES REQUIRING AN OBJECT IN THE ACCUSATIVE OR DATIVE CASE.

a. 1. The fence is forty and a half feet long. 2. The lower walls of this house are three feet thick. 3. The ice does not bear; it is scarcely a half foot thick. 4. The street is sixty feet wide. 5. The steeple is two hundred feet high. 6. That boy is ten years old.

b. 1. The book was very useful to him. 2. The house of Mr. Miller looks like Mr. Waller's house. 3. Bitter to the mouth is healthy to the heart. 4. Grasshoppers are injurious to the fields. 5. Children, be grateful to your parents. 6. The dog loves his master and is faithful to him. 7. The honey of the bee is agreeable to me, but the wool of the sheep is necessary to me. 8. Caroline is always ready to help her mother, and is obedient to her. 9. The scenes of childhood are dear to my heart. 10. What is right for one, is fair to the other.

Lesson XVII.

OBJECTS IN THE POSSESSIVE CASE.

1. He robbed (beraubte) us of our repose. 2. The policeman has accused (angeklagt) a soldier of murder. 3. Was he not ashamed (schämte sich) of his bad behavior? No, sir, he said he behaved decently. 4. He has rid (entledigt) us of a great fear. 5. Rejoice thyself (freue dich) because of thy youth. 6. He bethinks himself (erinnert sich) of every word. 7. Zealously (eifrig) have I pursued (mich beflissen) my studies. 8. Thy holy signs, oh Truth! has deceit (der Betrug) usurped (sich angemaßt). 9. He heeded (achtete) not the warm sun. 10. He has applied (befleißigt) himself to the sciences (Wissenschaften). 11. Mr. Harris has accused (beschuldigt) his coachman of stealing. 12. The policeman has been dismissed from his office. 13. Nothing can free (entbinden) him from his oath. 14. I assure (versichere) you of my esteem and friendship. 15. After a bloody contest (Kampfe), the army conquered (bemächtigte sich) the fortress. 16. I can not remember (mich entsinnen) his name.

Lesson XVIII.

PREPOSITIONS.

1. GOVERNING THE DATIVE CASE.

1. Who took the knife out of my pocket? 2. My father is not at home. 3. My brother has gone with my uncle. 4. My mother is not satisfied with her (fem.) servant. 5. Go with your sister to your aunt's. 6. You may go to the Park after school. 7. The patient has not eaten since yesterday. 8. Where does the doctor live? He lives near (the) City Hall. 9. These three girls are coming from school and are going home. 10. Frederick is going to his uncle.

2. GOVERNING THE ACCUSATIVE CASE.

1. I am going through the forest. 2. He went around the village. 3. My uncle came toward evening. 4. He came through the rain without an umbrella. 5. Do you do this work against your will? 6. For whom is that hat? It is for me. 7. Is it not too large for you? 8. How pleasant it is to walk through the woods in summer. 9. For one sweet grape who will destroy the vine? 10. The steam-boat was driven against a rock.

3. GOVERNING THE DATIVE OR ACCUSATIVE CASE.

1. Who knocks at the door? 2. The pigeon sat on the roof of the barn. 3. Where did it fly? It flew to (auf) a tree in the garden. 4. The sick merchant has gone into the country. 5. In (auf) my travels I have seen many fine cities. 6. My brother went to the post-office and has not yet returned. 7. Where does Mr. Fox live? He lives in the street behind the school. 8. Where did you put my hat? I put it behind the door. 9. Where did you lay the key to my room? I laid it on the window. 10. The books lie under the table before

the window. 11. The execution of such an undertaking was beyond my power (plur.). 12. The shoemaker was standing before the door of his house.

Lesson XIX.

PREPOSITIONS.

GOVERNING THE GENITIVE CASE.

1. The servant brought the slippers instead of the boots. 2. He left the city on account of a crime. 3. Outside the town some fortifications have been erected. 4. Above (oberhalb) the well, but below (unterhalb) the village, the soldiers were encamped. 5. I have come instead of my father. 6. That merchant grew poor during the war. 7. The count bought a castle on the other side (jenseits) of the river. 8. She will not be able to come on account of the cold. 9. I was on this side of the river not far from the bridge. 10. We can, by means (vermittelst) of your assistance, carry this business through.

Lesson XX.

ADVERBIAL MODIFIERS.

1. *Of Place.*—1. He is building a house there. 2. A great cheer went up from the fort. 3. The war was beginning in Virginia. 4. I was lying on the edge of the cliff. 5. Where shall wisdom be found? 6. They marched to the sea-shore. 7. A stately flock of geese was seen in an adjoining pond. 8. Ears of Indian corn

hung along the wall. 9. One afternoon a mother sat at the door of her cottage. 10. The old, historic Charter Oak was blown down.

2. *Of Time.*—1. I returned here yesterday. 2. No other reason can ever be given. 3. Every morning we went to the spring. 4. For three days he walked about the city. 5. He was afterwards brought before General Washington. 6. At length a great change suddenly came over him. 7. On one occasion a large band was seen by a scout on the further bank of the river. 8. Thence they sailed around the head of the bay to the farthest point. 9. Do you expect them to-morrow? 10. Will your cousins come to-night? No, sir, they will not be here before to-morrow morning.

3. *Of Manner.*—1. They lived very happily. 2. How rapidly the moments fly! 3. Light moves much more rapidly than sound. 4. (He) who wishes to speak well, must first think well. 5. The very fairest flowers usually wither most quickly. 6. The mourners marched slowly and sadly. 7. More than four persons can not ride comfortably in this carriage. 8. My uncle very kindly invited me to see his farm. 9. They live together in a sociable manner and willingly assist each other when help is needed. 10. The warning of the prudent officer was promptly obeyed by all.

4. *Of Cause.*—1. Therefore I shall leave thee. 2. Men rise in this world by perseverance. 3. The weary traveler sank down to rest, overcome with fatigue (Erschöpfung). 4. The poor man died of hunger. 5. The woman fainted from fright. 6. The farmer was imprisoned for debt. 7. The soldier fights for glory. 8. The party was traveling for pleasure. 9. The children went to see the animals. 10. Washington sent an officer to reconnoiter the enemy's camp.

Lesson XXI.

MISCELLANEOUS EXERCISES.

BEAUTIFUL AND STRONG.

Come, and I will show you what is beautiful. It is a full-blown rose. See, how she sits upon her mossy stem, like the queen of all the flowers! Her leaves glow like fire, the air is filled with her sweet odor; she is the delight of every eye; she is beautiful.

I will show you what is strong. The lion is strong. When he raises himself from his lair, when he shakes his mane, when the voice of his roaring is heard, the cattle of the field fly, and the wild beasts of the desert hide themselves, for he is terrible, he is strong.

Lesson XXII.

THE FAMILY.

The father, the mother, and the children make a family; the father is the master of it. If the family is numerous, and the property extensive, there are servants who help to do the work. All these dwell in one house, they sleep beneath one roof, they eat of the same bread. They are very closely united; if one is sick, they mourn together. Many houses are built in the same place; many families live near one another.

Lesson XXIII.

THE CITY.—A LETTER.

My dear Cousin!

Yesterday I was in the city of C., and, as I have seen so many remarkable things, I must tell you about

some of them. But how different a large city is from our quiet village! Many houses are larger than our church, and in the streets there are always as many people as there are at home on Sunday, when people come from church. This city is situated at the foot of several hills, from which it slopes down to the river. The principal streets are straight and wide, and the houses are almost all very large. And what splendor and wealth there are here! I could stand for hours and admire the beautiful things in the stores, and sometimes I regret that I am not rich enough to buy all these things. When you come to see me, I will tell you more about what I have seen. Till then good-by.

Yours truly,

PAUL N.

Lesson XXIV.

THE COUNTRY.—A LETTER.

Dear Henry!

My uncle Albert lives in the country and owns a large farm. He invited me to visit him during summer vacation. I accepted this invitation and spent three weeks on his farm. In the morning I generally rose early and went immediately into the garden, which is very large and fine. After breakfast I rode into the fields with my uncle. There I saw what the workmen were doing. Some plowed or harrowed the ground. Others gathered the corn, which was now ripe. Some cut the grass, which was to be made into hay. It is a great pleasure to live in the country. The air there is fresh and healthy, and everybody is cheerful. My uncle has invited me to visit him again next summer, and I hope I can go.

Your sincere friend,

WILLIAM.

85
168
192
211
290